

GEMEINDE PSYCHOLOGIE

RUNDBRIEF NR. 2

HERBST 2002 BAND 8

# Kritische Lebenssituationen



## IMPRESSUM

Der "Gemeindepsychologische Rundbrief" wird herausgegeben von der Gesellschaft für gemeindepsychologische Forschung und Praxis e.V. Er erscheint zweimal im Jahr.

Die Redaktion besteht derzeit aus Jarg Bergold, (Berlin) und Bernd Röhrle (Marburg). Erscheinungsort ist Marburg.

Manuskripte, Diskussionsbeiträge, Leserbriefe können an einen der Herausgeber geschickt werden, möglichst als gedruckter Text plus Diskette in einem gängigen Format. Unverlangt eingeschickte Beiträge sind ausdrücklich erwünscht (Adressen am Ende des Heftes).

Wir wünschen uns aber in jedem Fall Originalarbeiten aus Forschung und Praxis, die durchaus auch einen vorläufigen Charakter haben können (Zusammenfassungen von Diplom- oder Magisterarbeiten oder Jahresberichten sind ebenfalls sehr willkommen). Darüber hinaus wollen wir immer über aktuelle Projekte, Termine etc. aus thematisch einschlägigen Bereichen informieren. Um insbesondere jenen entgegenzukommen, die nicht ohne weiteres Zugang zu den Artikeln von einschlägigen englischsprachigen Fachzeitschriften haben, fügen wir *Titel und Zusammenfassungen der Veröffentlichungen des letzten Jahrgangs* ein. Ansonsten sind auch Rezensionen zu wichtigen gemeindepsychologischen Büchern (Neuerscheinungen), Tagungsberichte, Nachrichten aus Vereinen, Gesellschaften, Universitäten, Leserbriefe, eine Pinnwand (Informationssuche und Angebote zu geplanten und laufenden Projekten, Stellenmarkt etc.) und das Führen eines Directory vorgesehen. Es ist denkbar, daß sich nach und nach auch Rubriken und Schwerpunkte ergeben, über die dann regelmäßig informiert werden soll (z.B. Netzwerkforschung; frauenspezifische Themen etc.).

Wir freuen uns auf die Rückmeldungen auf diesen Rundbrief und vor allem auch auf alle Beiträge und jede kleine Information, die wir im nächsten Rundbrief veröffentlichen können. Einsendeschluß für Originalarbeiten für den ersten *Gemeindepsychologie-Rundbrief* in 2003 ist der 31. März 2003.

Die Form sollte sich an den Richtlinien der Deutschen Gesellschaft für Psychologie orientieren (sowohl in dreifacher schriftlicher Ausfertigung wie in einem üblichen Textformat auf einer Diskette eingereicht werden, z. B. WINWORD 6.0, WORD PERFECT, ASCII oder RTF; Grafiken, wenn möglich auch getrennt z. B. im bmp-Format. Siehe auch Hinweise für AutorInnen am Ende des Heftes). Über die Veröffentlichung entscheiden im Moment noch die Herausgeber. Ein Review-Verfahren ist geplant.

### BEZUGSADRESSE:

GGFP e.V., c/o ALBERT LENZ, KIELSTRASSE 3, 44145 DORTMUND

TEL/FAX: 0231 / 816566; E-MAIL: ALBERT.LENZ@T-ONLINE.DE

Für Mitglieder der Gesellschaft für gemeindepsychologische Forschung und Praxis e.V. (GGFP) ist der Bezug kostenlos. Für private Nichtmitglieder beträgt der Preis pro Einzelheft 21 EURO und das Abonnement (zwei Hefte pro Jahr) 31 EURO. Die Preise für Organisationen betragen 26 EURO für das Einzelheft und 41 EURO für das Abonnement.

# INHALTSVERZEICHNIS

Impressum	
Inhaltsverzeichnis	1
Editorial	2

## SCHWERPUNKTTHEMA:

# „ KRITISCHE LEBENSITUATIONEN “

## ORIGINALIA

Wir und sie: eine ungleiche Beziehung. Über das neue Zusammenleben zwischen Ost- und Westberlinern Carolina Agoff	5
Wohnungslosigkeit aus der Sicht der deutschen Bevölkerung Natascha Schlienz, Carolyn J. Tompsett & Paul A. Toro	21
Krisentheorien Ulrike Freikamp	34
Alltagsbelastungen und Bewältigungskompetenz Teil 1: Zum gegenwärtigen Stand der Forschung Annette Baisch, Arnold Lohaus & Bernd Röhrle	55
Alltagsbelastungen und Bewältigungskompetenz Teil 2: Ergebnisse einer empirischen Studie Annette Baisch, Arnold Lohaus & Bernd Röhrle	66
Ein Praktikum auf Sansibar: Partizipation als Konzept für nachhaltige Stadtentwicklung Tanja Witten	79

## SERVICETEIL

Aus den Hochschulen	90
Tagungsberichte	94
Tagungsankündigungen	107
Informationen zu Prävention und Gesundheitsförderung	117
Neues aus dem Internet	128
Neue Bücher	131
Abstracts aus gemeindepsychologisch orientierten Zeitschriften	132
Hinweise für AutorInnen	143

# EDITORIAL

## Kritische Lebenssituationen

Der Titel dieses Heftes erinnert zwar an das bekannte Forschungsgebiet „kritische Lebensereignisse“, ist aber wesentlich breiter gedacht. Wir haben in diesem Heft Beiträge zusammengebracht, die komplexe Lebenssituationen untersuchen, mit denen sich Menschen auf vielerlei Ebenen und über längere Zeit auseinandersetzen müssen. Außerdem finden sich Überlegungen zur Systematisierung und zum Umgang mit oder zur Bewältigung von diesen Situationen.

Die Vereinigung der beiden deutschen Staaten ist eine solche Situation mit langfristigen Konsequenzen. Sie prägt auch heute noch das Zusammenleben zwischen den Menschen, die in so unterschiedlichen Staaten und „Kulturen“ aufgewachsen sind. Carolina Agoff hat versucht nachzuspüren, wie diese Situation des Umbruchs auch heute noch in der Beziehung zwischen den Menschen wirksam wird. Frau Agoff ist Argentinierin und wollte ursprünglich im Rahmen ihres DAAD-Stipendiums eine Dissertation über Drogenabhängigkeit schreiben. In Berlin angekommen, war sie fasziniert von den für sie deutlich spürbaren Unterschieden zwischen den Menschen im ehemaligen Ost- und Westberlin. Ihre Herkunft ermöglichte ihr einen Blick von außen und machte sie sensibel für viele Details, die für die unmittelbar Beteiligten nicht mehr sichtbar sind, weil sie als selbstverständlich genommen werden. Sie begann, Material aus Zeitungen und vielfältigen Schriften zu sammeln und Menschen zu interviewen. Berlin schien ihr ein besonders geeigneter Ort zu sein, um die Beziehung zwischen Ost- und Westdeutschen zu untersuchen, da sie die einzige Stadt ist, in der Menschen

mit so unterschiedlichen Erfahrungen tagtäglich miteinander selbstverständlich in Kontakt kommen. Sie hat sich entschlossen, die Situation aus der Sicht der Ostdeutschen zu untersuchen und nutzt als Indikator für die Beziehung die Sprache. Konzepte von Norbert Elias aufgreifend, zeigt sie, wie die Nutzung von Personalpronomina wie „wir“ und „sie“ und die raum-zeitliche Verortung „hier“ und „bei uns“ viel über die Konstruktion von Gruppenunterschieden, Ausgrenzung, Stigmatisierung und Identität verraten.

Vom deutschen Teil einer weltweit angelegten Studie berichten Natascha Schlien, Carolyn Tompsett und Paul Toro. Menschen, die ihre Wohnung verlieren, leben überall auf der Welt in einer prekären Situation. Im zweiten Heft des sechsten Bandes hatten wir das Thema bereits aufgenommen, und Stefan Thomas hatte über Armut und Obdachlosigkeit von jungen Erwachsenen berichtet und ihre Situation geschildert. Im vorliegenden Beitrag wird die Situation aus einer anderen Perspektive untersucht, die möglicherweise für Maßnahmen zur Veränderung der Lebenssituation obdachloser Menschen von erheblicher Bedeutung ist. Es wird der Frage nachgegangen, welche Meinung die Bevölkerung in Deutschland über Obdachlosigkeit hat und wie sie gegenüber Menschen eingestellt ist, die keine Wohnung besitzen. Bedeutungsvoll ist dies insbesondere, weil viele negative Stereotype sowohl in der Presse als auch in der Politik bestehen, in denen davon ausgegangen wird, dass Obdachlose von der Bevölkerung eher abgelehnt und ausgegrenzt werden. Hier werden die Ergebnisse einer Telefonbefragung von 146 Frauen und 104 Männern vorgestellt. Es zeigt sich - und das sollte für Politiker ein

wichtiges Ergebnis darstellen - dass Wohnungslosigkeit von der Bevölkerung als ernsthaftes Problem angesehen wird und dass eine Mehrheit der Befragten erwartet, dass sich dieses Problem in der Zukunft eher noch verschlimmern wird. Dabei werden Mangel an bezahlbaren Mietwohnungen und Arbeitslosigkeit als hauptsächliche Ursachen angesehen. Zwar ließen sich auch Vorurteile ansatzweise bestätigen, aber eindrucksvoll erscheint, dass die Mehrzahl der Befragten sich für Hilfe und Unterstützung der Wohnungslosen durch den Staat aussprachen.

Mit dieser Untersuchung wird eine mögliche Aufgabe von Gemeindepsychologie deutlich, die in Deutschland bisher noch vernachlässigt wurde. Gerade Gemeindepsychologen/innen sollten empirische Forschungsergebnisse vorlegen, mit denen auch in politischen Zusammenhängen argumentiert werden kann und die als Fundierung von politischen Forderungen dienen können.

Mit den nächsten beiden Arbeiten wenden wir uns den Konsequenzen zu, die prekäre Lebenssituationen auf die Menschen haben.

Ulrike Freikamp hat versucht, die in der Literatur vorgelegten Krisenkonzepte zu systematisieren. Sie bietet die Möglichkeit, sich einen breiten Überblick über diese Konzepte zu verschaffen. Sie verbindet den Begriff des „coping“ mit dem Krisenbegriff und kann so die verschiedenen Krisenarten als ein Kontinuum konstruieren. Damit entsteht ein Beschreibungssystem, das es ermöglicht, die vielfältigen Phänomene zu ordnen, die in der Praxis und in der Theorie mit dem Begriff „Krise“ bezeichnet werden.

Annette Baisch, Arnold Lohaus und Bernd Röhrle geben einen Überblick über den Stand der Forschung im Bereich von Alltagsbelastungen und ihrer Bewältigung. Es geht nicht

um die einschneidenden Ereignisse, die „kritischen Lebensereignisse“, sondern um die alltäglichen Stolpersteine, die uns allmählich zermürben. Es sind genau die Belastungen, die in länger andauernden prekären Lebenssituationen bewältigt werden müssen. Die Autoren stellen sich die Frage, wie solche Belastungen erfasst und wie die Bewältigungsstrategien identifiziert werden können. Hier geben sie einen sorgfältigen Überblick über die vielfältigen Erhebungsmöglichkeiten, der äußerst nützlich für jeden und jede ist, die Forschungs- und Erfassungsmethoden in diesem Gebiet benötigen. Im zweiten Teil stellen sie eine eigene Untersuchung dar, in der sie ein altersunabhängiges und belastungsspezifisches Instrument zur Erhebung von Bewältigungsstrategien entwickelt haben. Sie können die Notwendigkeit zeigen, Alters- und Situationseffekte bei zukünftiger Bewältigungsforschung stärker zu berücksichtigen.

Als letztes haben wir eine neue Kategorie aufgenommen. Mit „Berichte aus Praktika“ möchten wir Studierende anregen, ihre gemeindepsychologischen Erfahrungen in Praktika zur Diskussion zu stellen. Viele machen Praktika in interessanten Projekten in der ganzen Welt, und es wäre schön, darüber zu hören und daraus Anregungen zu erhalten. Wir beginnen mit einem Bericht von Tanja Witten über ihre Arbeit in einem Stadtteilentwicklungsprojekt in Sansibar, in dem Partizipation eine herausragende Rolle spielt.

Das Heft soll anregen, nicht nur theoretisch sondern auch empirisch den größeren Kontext einzubeziehen, in dem menschliches Handeln, Denken und Fühlen stattfindet. Wie bereits gesagt, scheinen uns Gemeindepsychologen/innen oft vor allem auf den unmittelbaren Kontext bezogen. Die Chancen politischer Einflussnahme durch empirische Befunde wird zu selten gesehen.

Zum Schluss möchten wir noch allen Autorinnen und Autoren für die Mitarbeit danken. Wichtig sind auch diejenigen, die für den Serviceteil die Informationen sammelten. Peter Kraimer hat wie immer für Informationen aus

den Universitäten gesorgt und Ulrike Freikamp hat in den Datenbanken nach gemeindepsychologischen Artikeln gefischt. Unser besonderer Dank gilt Claire Martin, die auch für dieses Heft die richtige Form gefunden hat.

Jarg Bergold & Ingeborg Schürmann

- Dezember 2002, Berlin -



## ORIGINALIA

### Wir und sie: eine ungleiche Beziehung. Über das neue Zusammenleben zwischen Ost- und Westberlinern.<sup>1</sup>

Carolina Agoff

#### *Zusammenfassung*

In diesem Artikel wird gezeigt, dass das aktuelle Zusammenleben von Ost- und Westdeutschen, das ein einheitliches Berlin ermöglicht, sich auf dem Zusammenspiel zweier Faktoren gründet: die Zeitauffassung und die Art der menschlichen Verflechtung. Anhand des Gebrauches der Pronomen "wir" und "sie" konstruieren meine ostdeutschen Interviewpartner Gruppenunterschiede und beschreiben damit die Art der Beziehung, die auf früheren genauso wie gegenwärtigen Ungleichheiten beruht. Genauso wie die Personalpronomen funktionieren die räumlichen Kategorien "hier" und "bei uns" als Koordinaten für die Orientierung in einer neuen sozialen Ordnung und sprechen dabei von einer Selbstzuordnung unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

*Schlüsselworte:* Deutsche Einheit – Interaktion – Gruppenunterschiede – räumlich-zeitliche Wahrnehmung

#### *Summary*

This paper analyses the present experience of "living together" of oriental and occidental Germans in Berlin through the study of the employment of the personal pronouns "we" and "they" and the spatial categories "here" and "there". It deals with the pronouns that the interviewed oriental Germans use to make group differences and show the kind of relationship of exclusion that they actually live. In this sense, some considerations are made about that spatial categories that seems to have the same function that the personal pronouns: they operate as coordinates of orientation in a new social order. At last, the author propose that they too speak about the social position that the oriental German have under the present circumstances.

*Key words:* German unification - interaction - group differences - spatial-temporal perception



<sup>1</sup> Dieser Artikel entspringt einer vom DAAD finanzierten Doktorarbeit die unter Betreuung von Prof. Jarg Bergold und Prof. Dr. Manfred Zaumseil im Projekt Psychosoziale Beratung der Freien Universität Berlin entstanden ist. Demnächst erscheint sie bei Peter Lang Verlag mit dem Titel „Auf der Suche nach neuer Identität: Die Verortung einer ostdeutschen Generation nach der deutschen Vereinigung“.

## Einleitung

Seit dem Fall der Mauer im November 1989 und der darauf folgenden Vereinigung Deutschlands im Oktober 1990 war Berlin Schauplatz umfassender Veränderungen und stellt geradezu ein soziales Laboratorium dar. Im Umfeld der weitreichenden politischen und gesellschaftlichen Transformationsprozesse Europas stellt Berlin als Metropole, in der zwei entgegengesetzte Systeme vorzufinden waren, einen einzigartigen Sonderfall dar.

Mit der Vereinigung kam auch die Frage nach dem "Deutschsein" wieder auf, nicht nur in seiner aktuellen Bedeutung im neuen Nationalstaat<sup>2</sup>, sondern auch im Bezug auf die Vergangenheit. Deutschland steht einer doppelten Vergangenheit gegenüber: Auf der einen Seite steht die Geschichte der beiden deutschen Staaten und der Prozess nationaler Integration nach dem Zusammenbruch des Sozialismus, auf der anderen Seite die Geschichte des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs.

Der Untergang der DDR beseitigte den nationalen Bezugsrahmen seiner Bevölkerung.<sup>3</sup> Da die Nation weiterhin Grundlage für nationale und soziokulturelle Identität ist, muss man diesen Aspekt in die Untersuchung einfließen lassen.<sup>4</sup> Die beiden Deutschen Staaten unterschieden sich zwar nicht in Sprache oder Traditionen, dennoch führten die unterschiedlichen Gesellschaftssysteme zu einer unüberwindlichen Feindschaft. Beide Staaten bedienten sich ideologischer Mythen, um so Ihre

Unterschiede und die Trennung zu rechtfertigen. Während der Holocaust für beide Staaten einen negativen Bezugspunkt des Nationalbewusstseins darstellt, versuchten beide Staaten auf unterschiedliche Weise sich vom Nazismus loszulösen.<sup>5</sup>

Der historische Bruch, der durch den Zusammenbruch des Sozialismus verursacht wurde, stellt eine Gemeinsamkeit für die ehemaligen sozialistischen Staaten dar: "*In this post-communist age it seems that Easterns are more sensitive to two things: communality and the past*" (Ugresic 1996:29). In Deutschland führte dieser Umstand u.a. zur Schöpfung des Begriffs "0 stalg ie".

Die DDR besteht heute nicht mehr in staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen weiter, welche sehr schnell aufgelöst wurden, lebt aber in sozialen Strukturen, Lebensformen, Mentalitäten und in der Erinnerung weiter.<sup>6</sup> Gerade das, was geblieben ist, berührt das Problem der Integration der östlichen Gesellschaft, ihre Anpassungsfähigkeit und die Bewältigungsstrategien, die die Akteure anwenden.

Die Vereinigung beider deutscher Staaten wurde von Ost- wie Westdeutschen zunächst weitestgehend begrüßt, nach einiger Zeit tauchten aber unterschiedliche Probleme auf. Mehrere Untersuchungen sprechen dafür, daß sich der Wille zur sozialen Vereinigung, der die "Wendezeit" prägte, in eine gewisse Diskonformität verwandelt hat.

Gerade die Tatsache, dass die Bewohner Berlins, die zuvor auf den unterschiedlichen Sei-

<sup>2</sup> Die Bundesrepublik Deutschland wurde von einer bedeutenden Wirtschaftsmacht mit geringen aussenpolitischen Einflussmöglichkeiten zu einer bedeutenden geopolitischen Macht. Es sei nur an den Beginn der Beteiligung an militärischen Missionen der UNO in Ex-Jugoslawien erinnert.

<sup>3</sup> Es sollte beachtet werden, daß Nation und Staat nicht gleich zu setzen sind. "Seit die DDR im Jahr 1949 als Folge des Zweiten Weltkrieges und des einsetzenden Kalten Krieges entstanden ist, war es immer eindeutig, in welchem Sinne die Frage nach der inneren Einheit von Staat und Gesellschaft in diesem Lande zu beantworten war: Die DDR war niemals eine distinkte Nation, sondern immer Teilnation." (Offe 1994: 22)

<sup>4</sup> Vgl. Greenfeld; Chirot (1994) y Anderson, Perry (1992).

<sup>5</sup> "*West Germany tended to move toward the pole of continuity. This expressed itself in its self-understanding as the legal successor (Rechtsnachfolger) to the German Reich of 1871 and its attempt to restore and rebuild the democratic foundation of the Weimarer Republic [...] East Germany, by contrast, opted for the radical break and utopia [...] the GDR anti-fascism was elevated to an official state doctrine, the whole society was automatically absolved from responsibility for the past.*" (Jopke 1995: 221-222).

<sup>6</sup> Im Jahr 1993 wurde klar, dass die staatliche Einheit sich normalisierte, während die gesellschaftliche Vereinigung nach wie vor in weiter Ferne lag. (Joas; Kohli 1993)



ten der Mauer lebten, seit ca. 12 Jahren nun nicht nur auf einem gemeinsamen Raum leben, sondern zusammenleben, ist von besonderem Interesse für die Sozialforschung.

Mit dem Zerfall der DDR ging auch die identitätssichernde Lebenswelt zugrunde. Die Ostdeutschen sahen sich rasch damit konfrontiert, dass ihre soziale Verortung in der Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich war, und dass sie sich mit der Adaptation an eine neue Gesellschaft beschäftigen mussten. In diesem gesamten sozialen Umbruch spielt das neue Zusammenleben von Ost- und Westdeutschen im Leben der Ostdeutschen eine signifikative Rolle. Das neue Miteinander gründet sich auf der neuen konkreten und praktischen Konstruktion von intersubjektiven Beziehungen, die durch die alltäglichen Begegnungen zwischen Ost- und Westdeutschen in Berlin nach der "Wende" ermöglicht wurden.

Mein Erkenntnisinteresse richtet sich auf das neue Zusammenleben zwischen Ost- und Westdeutschen in Berlin, welches eine besondere nach dem Fall der Mauer verursachte soziale Dynamik darstellt. Die Fragestellung meiner Untersuchung bezieht sich auf die ostdeutsche Identitätsproblematik, die gerade durch diese neue soziale Dynamik und veränderte Lebensumstände einem radikalen Wandel unterworfen wurde.

Ich betrachte die Identitätswandlung im Lichte der unmittelbaren Beziehung zu den Westdeutschen und ihrer Deutung seitens der Ostberliner. Gerade das, was ich untersuche, nämlich die Deutungskonstruktionen der Ostdeutschen zu dieser partikulären Beziehung zu den Westdeutschen und die Selbstbilder, die daraus resultieren, ergibt sich in ihrer Beziehung zum Westen, in ihrer Verflechtung und ihrem Zusammenhang.<sup>7</sup>

<sup>7</sup> Norbert Elias schreibt über den perspektivistischen Charakter aller Beziehungen zwischen Menschen und sagt dazu, daß "jede Zweierbeziehung AB eigentlich zwei unterscheidbare Beziehungen umfaßt, nämlich die Beziehung AB, gesehen aus der Perspektive von A, und

Im Folgenden möchte ich einige Aspekte des heutigen Zusammenlebens beleuchten, das auf dem Zusammenkommen zweier Faktoren basiert: einerseits, die Zeit (vor und nach der "Wende"); andererseits, die Art der menschlichen Verflechtung.

## Methodologie

Die vorliegende Arbeit ist das Resultat eines Erkenntnisprozesses, der durch die Anwendung qualitativer Methodologie eingeleitet wurde. Die Analyse der Daten habe ich nach den Richtlinien der *grounded theory* von Glaser und Strauss (1967) sowie Strauss und Corbin (1990) vorgenommen.

Die Erhebung der qualitativen Daten erfolgte durch von mir persönlich geführte Interviews mit sechs Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern. Bei der Auswahl der Gesprächspartner ließ ich mich von folgenden Kriterien leiten: Sie sollten den Jahrgängen 1938-1959 angehören<sup>8</sup> und Bewohner des Ostteils von Berlin sein. Der zahlenmäßige Anteil von Frauen und Männern sollte gleich sein.<sup>9</sup>

Bei der Auswertung des ersten Interviews erschienen bereits folgende Phänomenbereiche als vielversprechend für die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema ostdeutsche Identität: Arbeitssituation, Milieus, Nähe zum DDR-Staat und ob die Interviewpartner Kinder hatten oder nicht, d.h. ob sie mit nachfolgenden Generationen zusammenlebten, die die "Wende" möglicherweise ganz anders erlebten. Diese vier Kriterien lenkten die Auswahl der weiteren Interviewpartner. Dieses Vorgehen entspricht der Methode des *theoretical sampling*

die Beziehung AB, gesehen aus der Perspektive von B" (Elias 1986: 136).

<sup>8</sup> Die Angehörigen dieser Generation haben den Krieg entweder gar nicht oder nur als Kleinkinder, mit kaum bewusster Erinnerung, erlebt und ihr ganzes Leben bis zum Erwachsenenalter in der DDR verbracht. Sie sind im "realen Sozialismus" geboren und in ihm aufgewachsen, also als nicht mehr ganz jung, und wahrscheinlich als weniger anpassungsflexibel zu bezeichnen.

<sup>9</sup> Eine geschlechtsspezifische Analyse war jedoch nicht mein Ziel.

der *grounded theory* mit dem Ziel, eine inhaltlich begründete maximale Kontrastierung der Untersuchungspersonen zu erreichen. Das heißt, theoretische Kategorien, die auf der Basis bereits abgeschlossener Fallstudien entwickelt werden, leiten die Auswahl der weiteren Untersuchungspersonen an (siehe Kelle und Kluge 1999: 45).

Sechs Interviewpartner habe ich nacheinander im Laufe eines Jahres interviewt. Mit diesen sechs narrativen Interviews stand ein so reichhaltiges Material zur Verfügung, dass es mir im Verlauf der Auswertung zunehmend wichtiger wurde, es mit dem Kontextwissen und mit anderem Datenmaterial,<sup>10</sup> und zwar der Presse, literarischen Verarbeitungen der Thematik und soziologischen Untersuchungen in Verbindung zu bringen, als weitere Interviews zu führen.

Mein Datenmaterial besteht somit nicht nur aus den empirisch gewonnenen Interviewdaten, sondern darüber hinaus aus vielfältigem Kontextmaterial, das ich in den Jahren 1996-2000 zur Kenntnis genommen und analysiert habe. Meine Analysen stehen somit auf einer breiten Datengrundlage, wovon die erhobenen Daten eine Säule darstellen.

Mein qualitatives Forschungsdesign lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Da ein tiefes Verstehen typischer Merkmale und Strukturen des Phänomens ostdeutscher Identität noch ausstand, erarbeitete ich Hypothesen und Erklärungszusammenhänge auf Grundlage der Triangulation meiner empirischen Befunde mit dem Kontextwissen und dem Zeitmaterial.

Dabei sind narrative Interviews<sup>11</sup> entstanden, die mit folgender Frage eingeleitet wurde: "Was möchten Sie mir erzählen über ihre Erfahrung nach der ‚Wende‘?"

Diese Frage erwies sich als Anlass sehr gehaltvoller Erzählungen und Beschreibungen von

Ereignissen und deren interpretativer Verarbeitung.

Mein Anliegen bestand in der Entdeckung der in den Interviews vorkommenden Gemeinsamkeiten der Deutungen von Erlebnissen und Orientierungen. Damit ist u.a. gemeint, dass individuelle Aspekte nur von Bedeutung waren, um kollektive Prozesse in ihrer biographisch bedingten Deutung zu klären.

Hinter diesem Gedanken steht die theoretische Vorannahme (siehe Mannheim 1980), dass die beschriebenen Erlebnisse und ihre Deutungen nicht übereinstimmend bei allen Interviewpartnern vorkommen, sondern dass sie in einem sozialen Prozess des Austausches gemeinsam erzeugt werden und sich dabei als kollektives Deutungsmuster konstituieren.<sup>12</sup>

Demnach stellt sich das vergleichende Verfahren - *the constant comparative method* - als die Voraussetzung schlechthin für die Erkenntnisgewinnung und Entdeckung von Gemeinsamkeiten dar.

Wir und sie

Was bewegt einen Menschen, wenn er von sich selbst berichtet und dabei das Pronomen "wir" verwendet? In welchen Fällen spricht er von sich als ein "Ich" (in der Ich-Form) und wann beruft er sich auf ein "wir"? Diese Frage hat sich bei der Auswertung der Interviews herauskristallisiert und versucht die Selbstverständlichkeit zu brechen, auf welcher die menschlichen Verflechtungen beruhen.

Es ist bekannt, dass ein gemeinsam erlittener Schicksalsschlag die Bevölkerung zusammenschweißt. So sind u.a. Naturkatastrophen und Kriege kollektive Erfahrungen, die ein Gefühl

<sup>10</sup>Ich stütze mich bezüglich des Kontextwissens auf Englers Thesen (1995; 1997; 1999) über die Sozialisation, Arbeits- und Lebensbedingungen in der DDR.

<sup>11</sup>Vgl. Schütze (1983); (1987); (1995).

<sup>12</sup>Karl Mannheim erklärt in seinem Buch "Strukturen des Denkens", dass die Individuen einen großen Teil ihres Erlebnisbestandes gemeinsam mit anderen Individuen haben. Es handelt sich aber nicht um die Übereinstimmung der Erlebnisgehalte, welche die Individuen zu Angehörigen einer Gruppe macht, sondern "... dass ich eine große Strecke der Erlebniszusammenhänge mit den übrigen Gruppenmitgliedern zusammen vollziehen kann." (Mannheim 1980: 77)

von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit stiften.<sup>13</sup> Dieses Gefühl, mit anderen ein Schicksal zu teilen, führt oft dazu, von "wir" zu reden.



Der Zusammenbruch der DDR und die Vereinigung Deutschlands haben große und komplexe soziale Veränderungen zur Folge, die u.a. zu neuen menschlichen Verflechtungen beitragen. Die Konstellation von neuen Gruppierungen und die Dynamik in den menschlichen Wechselwirkungen ist ein Aspekt, der sich durch den Gebrauch des Pronomens "wir" zeigen lässt. Die Annahme, dass das, was ein Mensch erzählt, nicht nur von ihm allein kommt, sondern auf einer gemeinsamen Erfahrung mit anderen beruht, führt zu der Frage: Was genau ist es, was die Menschen mit anderen teilen und wie ist dies zu bewerten? Diese Frage lässt sich nach einer inhaltlichen Analyse von den Interviews beantworten. Drei Aspekte können hier kurz benannt werden:

Eine abgeschlossene Vergangenheit, die sich vor der "Wende" platzieren lässt.

Eine gemeinsame Erlebnisstrecke, die mit dem Umbruch in der DDR verursacht wurde und die für alle gleichermaßen Anpassungs- und Orientierungsstrecke an das neue Gesellschaftssystem bedeutet.

Die Auseinandersetzung mit den Westberlinern.

Es wird behauptet, dass die DDR nicht den Grad des Individualisierungsprozesses der

Bundesrepublik erreicht hätte,<sup>14</sup> dass sie vom "Kollektiv" geprägt gewesen wäre, und dass die DDR-Bürger sich mehr an der Gemeinschaft orientiert hätten. Das allein erklärt jedoch nicht die Tatsache, dass die Menschen heute noch von "wir" reden. Insbesondere, wenn ein "sie", zu dem dieses "wir" sich ausdifferenziert, implizit oder explizit gemeint ist. Die Frage ist nun: Warum reden die Interviewten von "wir", wenn sie von einer gegenwärtigen Situation berichten? Das Bewusstsein, bestimmte Wege gemeinsam mit anderen durchlaufen zu haben, ist ein Grund dafür. Trotzdem ist es bemerkenswert, dass dieses "wir" immer in bezug auf ein "sie" steht, zu dem es sich in Vergleich setzt. Mit anderen Worten: Es lässt sich eine Interdependenz nachweisen, die die Voraussetzung für die Definition der jeweils anderen ist. Eine Gruppe lässt sich implizit oder explizit in bezug auf die andere Gruppe definieren. Norbert Elias (1986) beleuchtet den perspektivistischen Charakter aller Beziehungen zwischen Menschen. Elias schlägt vor, um diesen perspektivistischen Charakter der menschlichen Beziehung oder der Interdependenz, verständlich zu machen, das Fürwortmodell in der Analyse der Verflechtungszusammenhänge zu verwenden. Die Fürwortbegriffe, die ein Mensch beim Reden gebraucht, sprechen von dem Netzwerk von Personen, mit denen er verflochten ist. So zum Beispiel, wenn er im Zusammenhang mit einer "sie-Gruppe" "wir" sagt, sowie hinsichtlich seiner eigener Position innerhalb der Einheiten, von denen er "wir" oder "sie" sagt. Der

<sup>13</sup>Kai Erikson dazu: "Wie ein Krieg, eine Überschwemmung oder andere Notlagen macht die Abweichung den Menschen ihre gemeinsamen Interessen schärfer bewusst und lenkt die Aufmerksamkeit auf jene Werte, die das 'kollektive Bewusstsein' der Gemeinschaft bilden." (Erikson 1978:15)

<sup>14</sup>Wolfgang Engler zum Thema Individualisierung in der DDR schreibt: "Rekapitulieren Ostdeutsche ihre Lebensgeschichte in der Regel als eine Art 'Geschehensbiographie', so produzieren Westdeutsche mit derselben Regelmäßigkeit 'Optionsbiographien' (MUTZ 1995). Im ersten Fall relativiert sich das individuelle Erleben an sozialen Makrokosmen -schulischen, betrieblichen, nachbarschaftlichen-, im zweiten Fall bricht sich die soziale Welt im Mikrokosmos höchstpersönlicher Entscheidungen. Verstehensschwierigkeiten sind die Folge. Auf die notorische Frage des 'individualisierten' Westdeutschen: 'Und wo warst du?', antwortet der 'sozialisierte' Ostdeutsche: 'In Gesellschaft.'" (Engler 1997: 45)

Sprachgebrauch des Fürwortes "wir" verweist auf eine Position innerhalb eines Zusammenhangs, die keine natürliche oder ruhende ist, sondern eine unter Umständen extrem dynamische sein kann.

Indem man das "wie" und "warum" Menschen sich einer Gruppe zugehörig betrachten und andere in die selbe Gruppe einschließen, wenn sie das Wort "wir" gebrauchen, während sie gleichzeitig Menschen, von denen sie das Wort "sie" gebrauchen, ausschließen, kann man sich der Beziehung zwischen den in Ost- und Westberlin lebenden Bürgern annähern.<sup>15</sup>

Außerdem ist folgende Frage von Bedeutung: Welche Position (welchen Wert besitzt die Position in der Relation) hat diese Zugehörigkeit in dem Beziehungsgeflecht von "wir" in bezug auf "sie"? Bevor ich anfangs die Verflechtungszusammenhänge, die sich anhand des Pronomens "wir" herauskristallisieren, zu beschreiben, möchte ich die "frühere Beziehung" (die Beziehung vor der "Wende"), so wie sie heute von meinem Interviewpartner wahrgenommen und rekonstruiert wird, erläutern.

### Die Interaktionsgeschichte

Im Hinblick auf die aktuelle Beziehung zwischen Ost und West nach der "Wende" ist es zweifellos von Bedeutung, die Vorgeschichte präsent zu haben: Damit ist nicht nur der objektive historische Verlauf der politischen Feindseligkeit der beiden deutschen Staaten gemeint, sondern auch die subjektive Rekonstruktion dieser Vergangenheit seitens der Interviewten.

Die Suche nach möglichen Erklärungen, die eine Antwort auf die Schwierigkeiten in der Ost- West Beziehung geben, ist z.T. in der Vergangenheit zu finden. Aber nicht nur in der

---

<sup>15</sup>Zigmunt Bauman schreibt in seinem Buch "Thinking sociologically", dass diese imaginäre Opposition "wir-sie" der eigenen Gruppe Identität, Kohäsion, interne Solidarität und emotionale Sicherheit stiftet. (Bauman 1990)

von innen rekonstruierten historischen Entwicklung jedes Landes, sondern auch in der Beziehung, wie es sie früher zwischen Ost und West gab.

Welche Art von Beziehung gab es? Eine klare Eigenschaft dieser Vorgeschichte ist das Bestehen einer Beziehung ohne die Möglichkeit einer Alltagsbegegnung. Ich spreche von einer Beziehung, weil aus der politisch entstandenen Opposition jedes Land seine Identität auch in bezug auf das andere fand. Die Definition des jeweils anderen ergibt sich gerade aus der in diesem Fall ideologisch konstruierten Opposition.<sup>16</sup>

Durch die Tatsache, dass es den Menschen in der DDR durch die konkreten politischen Bedingungen nicht erlaubt war zu reisen, war die Art der Beziehung zwischen Ost- und Westberlinern von besonderer Natur.

Aus der Perspektive der Interviewpartner wird diese Interaktionsgeschichte heute unterschiedlich charakterisiert. Es ist trotzdem bemerkbar, dass alle Aspekte der Beziehung in der Vergangenheit, so wie sie heute wahrgenommen und rekonstruiert werden, auf einer früheren Ungleichheit beruhen. Die Tatsache, dass die Besuche bis in die 80er Jahre fast ausschließlich auf der einen Seite der Mauer stattfanden, stellt die Beziehung auf eine ungleiche Basis. Genauso wie das Bedürfnis nach bestimmten "Dingen im Leben" oder nach "Unterstützung", das manche in die Position der "armen Verwandten" aus dem Osten versetzte. Die Ungleichheit beruht hier auf dem Gefälle, das aus der mangelnden Versorgung

---

<sup>16</sup>Habermas behauptet, dass außerhalb der "offiziellen Welt" keine Beziehung zwischen beiden Ländern bestand: "Ich erwähne diese Geschichte einer Beziehungslosigkeit, um an das Faktum zu erinnern, dass unsreiner mit der Nachkriegsgeschichte Italiens oder Frankreichs oder der USA mehr gemeinsam hat als mit der der DDR. Deren Geschichte war nicht unsere Geschichte." (Habermas 1993: 47) Habermas vertritt damit die Perspektive der Bürger der Bundesrepublik. Er erwähnt hier nur ein Teilaspekt, da eine Reihe von Westdeutschen Verwandte in der DDR besuchten. Für die Bürger der DDR, so zumindest meiner Interviewpartner, gab es einen stärkeren Bezug zur BRD. Das verleiht meiner These von Ungleichheit zusätzliches Gewicht.

von Konsumgütern resultierte.<sup>17</sup> Aus heutiger Ostsicht ist auch eine frühere Ungleichheit bezüglich der Interessen, die die Menschen für das jeweils andere Land hatten, zu entdecken. Diese nicht reziproken Interessen, glauben meine Interviewpartner, lassen sich am aktuellen Wissen über die Vergangenheit zeigen; so eine Interviewpartnerin: "sie wissen viel weniger über uns als wir über sie".

Es ist meine These, dass alle wahrgenommenen geschilderte Aspekte dieser Vergangenheit eine Gemeinsamkeit haben, nämlich die Ungleichheit. Darunter verstehe ich die asymmetrische Voraussetzung (oder Bedingung), unter welcher die Beziehung stand. Diese Ungleichheit, die früher auf von der Politik bedingten faktischen Restriktionen beruhte, konnte auf intersubjektiver Ebene nur eine Form annehmen: Nicht reziprok, nicht gegenseitig. Diese frühere Ungleichheit dient zum Teil wiederum dazu, die aktuelle Problematik der Beziehung zu erklären.



Das heutige Zusammenleben

Während ich die Beziehung zwischen den in Ost- und Westberlin Lebenden vor der "Wende" als eine Beziehung ohne die Möglichkeit

der Begegnung definiert habe, erweist sich die aktuelle Beziehung als eine, die sich auf alltägliche Begegnungen und Gerüchte beziehen kann. Die Charakterisierung der Beziehung seitens meiner Interviewpartner ist von der Darstellung von Unterschieden zwischen beiden kollektiven Einheiten geprägt.

Ich bin der Meinung, dass die Art der Auseinandersetzung die Konstruktion von Unterschieden schafft und nicht nur Resultat der Eigenschaften ist, die jeder Gemeinschaft innewohnen.<sup>18</sup>

Eine Interviewpartnerin erläutert folgendes:

"Wenn die das durchstehen hätten müssen, was wir alle durchgestanden haben, ja? Ich glaube, da wären auch so manch einer auf der Strecke geblieben; da sollen sie nicht von den dummen Osis reden. Also, doch ja, das möchte ich behaupten."

Die Kraft dieser Aussage liegt darin, dass sie in wenigen Sätzen eine klare Beschreibung einer „Figuration“ im Sinne von Norbert Elias liefert.<sup>19</sup> Die Interviewpartnerin definiert die zwei Gruppen, die eine Interdependenz bilden. Diese zwei kollektiven Einheiten, die sie anfänglich als "die" und "wir" bezeichnet, unterscheiden sich in einer gewissen Handlung – etwas "durchstehen" –, die die eine Gruppe vollziehen musste, und wovon die andere frei war.<sup>20</sup> Bis hierhin ist der Unterschied zwischen den zwei Gruppen objektiver Natur: Sie diffe-

<sup>18</sup> Der Sozialpsychologe H. Keupp zeigte im Jahr 1994 große Bedenken über die Rolle, die die Psychologie im Prozess der Wiedervereinigung bis zu diesem Zeitpunkt hatte. Vor allem die These Hans Joachim Maaz ist Objekt seiner Kritik: "...die angebotene Diagnose, die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung würde an einem 'Mangelsyndrom' leiden, muß ebenso erhalten, um in den mentalen Problemen der Osis die Gründen für die Entwicklungsretardierung festmachen zu können. Mit einer psychologisch verantwortlichen Analyse hat das natürlich nichts gemein." (Keupp 1994: 129)

<sup>19</sup> Das Modell einer "Etablierten-Außenseiter-Figuration" dient als empirisches Paradigma. Es beschreibt die Soziodynamik der Stigmatisierung. Der Kern der Figuration ist eine ungleiche Machtbalance. Vgl. Elias; Scotson (1993).

<sup>20</sup> Die "wir-Gruppe" schließt die Menschen ein, die in der DDR geboren worden sind, während die "sie-Gruppe" die ehemaligen Bürger Westdeutschlands sind.

<sup>17</sup> "Dieser inhärente Repressionsbedarf jedes realsozialistischen Wirtschaftssystems wurde im Falle der DDR noch erheblich durch den Umstand ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zur Bundesrepublik Deutschland gesteigert. Durch das bloße Dasein der Bundesrepublik, nicht in erster Linie durch ihre nicht unerheblichen, wenn auch eher abnehmenden feindlichen Strategien, war für das politisch-ökonomische System der DDR eine gefährdende Umwelt geschaffen." (Offe 1994: 31)

renzieren sich auf der Basis einer notwendigen, erzwungenen Handlung aus. Das, was die Menschen durchgestanden haben, ist der Umbruch des politischen Systems und die Anpassung an die neue Gesellschaft. Die Interviewpartner haben einen erheblichen Änderungsdruck aufgrund des beschleunigten sozialen Wandels erlebt. Die Übergangsprobleme des Systemwechsels haben große Anpassungs- und Orientierungsfähigkeiten erfordert.<sup>21</sup>

Vor dem Hintergrund, dass die einen handlungsentlastet waren (im Sinne von sich nicht verändern müssen) und die anderen sich neu orientieren mussten, um handeln zu können, ist zu verstehen, was die Interviewpartnerin meint, wenn sie sagt: "da wäre auch so manch einer auf der Strecke geblieben".

Auf der Basis dieses Handlungsunterschiedes zwischen den beiden Gruppen erfolgt das, was ich als Konstruktion von Unterschieden bezeichnen möchte:<sup>22</sup> eine von der "sie-Gruppe" geäußerte Bewertung -"dumme Osis"-, und die darauffolgende Auseinandersetzung und Abwehr einer solchen Bewertung.

Meine Interviewpartnerin begründet ihre Erklärung mit der schwierigen Handlung, die sie "durchstehen" musste:

"...natürlich es ist auch leicht überheblich zu sein 'Na dann füll doch den Antrag für dies oder das aus', als wenn ich schon 20 Jahre lang gemacht habe (...) Für den, der das immer gemacht hat, der sagt 'stellt euch nicht so an'. Na ja, das ist leicht gesagt und deswegen sind sie so bedachtlos."

<sup>21</sup> "Problematisch wurde nun allerdings die Integration der ostdeutschen Bevölkerung in das westdeutsche Gesellschaftsgefüge, welches sich über Jahrzehnte getrennt entwickelt hatte. Insbesondere die Übernahme der westdeutschen Wirtschaftsstrukturen konfrontierte die ostdeutsche Bevölkerung mit anderen Formen der Arbeitsbeziehungen und -verhältnissen, die bisherige Orientierungspunkte und Selbstverständlichkeiten ablösten." (Sopp 1997: 125)

<sup>22</sup> Diese Unterschiede haben die Funktion grenzerhaltend zu sein, sie bekräftigen die Grenzen jeder Gemeinschaft. Dass sie ein Konstrukt sind, zeigt uns die Dynamik der äußerlichen Zuschreibung, aus der sie resultieren.

Der Unterschied zwischen den zwei Gruppierungen besteht nicht nur darin, dass bei der einen Gruppe kein Veränderungsbedarf besteht, während bei der anderen großer Anpassungsdruck existiert, sondern auch in den Kenntnissen der sozialen Welt, die sie besitzen und die relevant für das Vollziehen des beschriebenen Handelns ist. Die unterschiedlich lange Erfahrung mit einem Leben im kapitalistischen System wird als Grund für die Differenz zwischen den beiden Gruppen angegeben.

Diese Interviewpartnerin übernimmt mir gegenüber die Perspektive der "sie-Gruppe", um mir deutlich zu machen, wie sie deren Ansichten wahrnimmt. Sie beschreibt Forderungen ("Fülle den Antrag" aus, "Stellt euch nicht so an"), d.h. die Handlungserwartungen, mit denen sie sich konfrontiert sah. Ausgehend von diesen Erfahrungen deutet die Interviewpartnerin, dass "sie", die Westdeutschen überheblich sind, und beurteilt "sie" als "bedachtlos".

In den sozialen Interaktionen, d.h. in der Beteiligung an Kommunikations- und Handlungsprozessen, wo das Individuum mit eigenen und fremden Erwartungen konfrontiert wird, zeigt sich ein komplexes Geflecht von Interdependenzen. Ausdruck dieses Geflechts ist die Handlung-Handlungserwartungen-Bewertung-Gegenwehr-Kette, die dann eine bestimmte Figuration "wir-sie" bildet.

"Sie haben uns gegenüber einen großen Vorteil (...) das ist nicht 6 Jahre Erfahrung, die haben vielleicht 40, 50 Jahre Erfahrung (...) Der eine lässt es einen spüren, der macht es direkt, der andere indirekt. Die haben eine große Klappe (...) die das spüren lassen, die arrogant sind."

Meines Erachtens wird als ein Zeichen von Arroganz gedeutet, wie selbstverständlich die "sie-Gruppe" ihr Wissen präsentiert. Es ist eine Macht des Wissens, die aus der wesentlich längeren Erfahrung im Umgang mit dem Gesellschaftssystem der BRD resultiert. Diesbezüglich erleben meine Interviewpartner, dass

die "Westler" ihnen gegenüber Überlegenheit zeigen ("die lassen es einen spüren").

Die beiden letzten Aussagen weisen auf eine Erklärung über die Art der Beziehung hin: Die "Westler" deuten unsere Unerfahrenheit als Dummheit, weil sie arrogant sind.

Die Erklärungen der Interviewpartner führen mich zur grundlegenden Überlegung bezüglich Machtverteilung. Was macht es möglich, andere als minderwertig zu beurteilen? Welche Gruppenunterschiede sind objektiver Natur, und welche werden auf der Basis zwischenmenschlicher Erfahrungen konstruiert?

Die bereits beschriebenen Kenntnisse über das Gesellschaftssystem sind ein wesentliches Element der Machtüberlegenheit der "sie-Gruppe". Als Alteingesessene verfügt sie über Erfahrung im Umgang mit dem System, der Bürokratie und der Arbeit.<sup>23</sup> Ihre Erfahrungen und ihr Wissen bilden die Beurteilungsmaßstäbe, auf deren Basis die Bewertung erfolgt, z.B. die Identitätszuweisung "dumme Osis".

Der ungleiche relevante Wissensbesitz stellt ein objektives Machtdifferential dar und ermöglicht eine Zuschreibung von Über- und Unterlegenheit. Die Herleitung des Machtdifferentials findet sich in den Aussagen der Interviewten selber: "sie haben es immer gemacht"; "sie haben einen großen Vorteil [...] 40, 50 Jahre Erfahrung".

Die Anerkennung dieser Überlegenheit macht eine Rückwirkung des Fremdbildes "dumme Osis" auf das Selbstbild möglich.

Die von den Ostdeutschen wahrgenommenen Fremdbilder, die sich aus der Interaktion mit Westdeutschen ergeben (und die ein Bezug zu Dummheit, Faulheit, Arbeitsunfähigkeit haben) werden als verletzend und diskriminierend empfunden. Im Fremdbild werden die Menschen aus dem Osten als eine abgewertete

Gruppe positioniert, wie sie sagen: „als Menschen zweiter Klasse“.

Auf der Suche nach Erklärungen für die angenommene Verachtung werden andere Unterschiede zwischen beiden Gruppen aufgehoben. Bei der Auswahl von Verben ("sie wissen, wo es lang geht", "sich dabei gesundgestoßen", "übers Ohr hauen", nicht fair behandeln", "ausnutzen"), mit denen die Handlungen von Westdeutschen von meinen Interviewpartnern beschrieben werden, wird ein Bild von Betrügern aufgezeigt.

Die Eigenschaft "naiv" steht genauso wie "unerfahren" für das eigene Selbstbild der von mir interviewten Ostdeutschen. Ich komme zu dem Schluss, dass die Eigenschaften "naiv" auf der einen und "betrügerisch bzw. unfair" auf der anderen Seite aus der Beziehung selbst hergeleitet werden. Die Zuschreibung "dumm" wird nicht akzeptiert und zurückgewiesen, aber da eine Erklärung für das Verhalten der "Ostler" gefunden werden muss, weil sie sich betrogen lassen haben, wählen sie "naiv". Naivität scheint den Interviewpartnern nicht so negativ konnotiert wie "Dummheit".

Wenn in dieser komplexen Auseinandersetzung hauptsächlich ein Bild des Westdeutschen als Betrüger entworfen wird, wie erklären die Interviewpartner die ja auch erlebten nicht problematischen, positiven Beziehungen zu manchen Westberlinern bzw. Westdeutschen? Die Bewertung "Glück" für eine als gelungen erlebte Begegnung kann man nur verstehen vor dem Hintergrund der dargestellten Betrugsgeschichten. Glück ist eine Begegnung verlaufen, wenn man kein "flaues Gefühl im Magen" hat oder sich nicht "diskriminiert fühlte". Und wie charakterisieren meine Interviewpartner die Westdeutschen, mit dem man Glück hat, bei denen man an "den richtigen geraten ist"? Sie werden als "relativ vorbehaltlos", "aufgeschlossen" und "einfach freundlich und menschlich" beschrieben. Nach meiner Interpretation deutet

<sup>23</sup>"[man kann] in Hinblick auf den Umbruch in Ostdeutschland auch von einer kollektiven Erfahrung sprechen, die auf struktureller Ebene eine Trennung des Erfahrungs- und Orientierungshorizontes von Ost- und Westdeutschen bedeutet und stützt." (Sopp 1997: 136)

die Wortwahl "Glück" auf eine Ausnahme und nicht auf eine Regel hin.

Die Ungleichheit der aktuellen Beziehung zwischen Ost- und Westberlinern bzw. -deutschen beruht auf einem wesentlichen Unterschied zwischen den zwei Gruppen: Es sind die doppelten Anforderungen, mit denen sich Ostdeutsche - angesichts des Zusammenbruchs der DDR und der Anpassung an ein neues Gesellschaftssystem - unvorbereitet konfrontiert sahen.<sup>24</sup> Dieser Aspekt ist die objektive Seite der Beziehungsgestaltung zwischen Ost- und Westberlinern, er ist aber nicht zu trennen von den subjektiven Aspekten, von der Art, wie die Menschen das Zusammenleben erleben und auch begründen.

Meine Interviewpartner bekennen sich zu einer Gemeinschaft - fast immer durch den Gebrauch des Pronomens "wir" - in Abgrenzung zu einer "sie-Gruppe". Ihre Darstellungen verweisen auf eine gleiche kollektive Deutung und Bewertung: Eine erlebte Ausgrenzung, die ihren Ausdruck in Begriffen wie "Diskriminierung", "Verletzung" "Menschen zweiter Klasse" findet.

Die Ostdeutschen beschreiben Ausgrenzungserfahrungen, die zu einem Gefühl der Unterlegenheit und Missachtung führen:<sup>25</sup> an der gemeinsamen Zuschreibung von Ursachen der erlebten Missachtungserfahrung erkennt man den "intersubjektiven Deutungsrahmen" (Honeth 1994: 262).

---

<sup>24</sup>Claus Offe schreibt über die Transformationsprobleme, denen nachkommunistische Gesellschaften ausgesetzt waren folgendes: "Was in diesen Gesellschaften (und wohl zum ersten Mal in der Geschichte gleichzeitig) gelöst werden muß, das ist die dreifache Aufgabe, eine neue Wirtschaftsordnung, eine neue Rechts- und Verfassungsordnung und neue Regeln sozialer Integration, also Regeln sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit im Großmaßstab ganzer Gesellschaften in Geltung zu setzen." (1994: 19)

<sup>25</sup>In diesem Zusammenhang schreibt Detlef Pollack: "Das Gefühl der Missachtung hängt aber nicht nur mit den objektiven Gegebenheiten des Systemwechsels zusammen, sondern auch mit der Art und Weise, wie die Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen in den letzten Jahren gelaufen ist." (Pollack 1997: 9)

Die Zeit- und Raumerfahrung

Ich werde mich im Folgenden der Analyse der Verwendung von den in den Interviews vorkommenden örtlichen und zeitlichen Angaben widmen. Das Verständnis von raumzeitlichen Veränderungen ist nach allen gesellschaftsgeschichtlichen Zäsuren, wie die durch den Mauerfall verursachte, von besonderem Interesse. Kennzeichnend für solche Zäsuren ist: "Es kommt zu einer kurzen, aber turbulenten Teilgeschichte im Gesamtprozess, die von entscheidender Bedeutung für das kollektive Selbstverständnis wird. In das Periodisierungsschema wird dann eine neue Markierung eingetragen: Es gibt ein Davor und ein Danach." (Bude 1995: 20)

Eine solche Analyse des Gebrauchs von räumlichen und zeitlichen Kategorien zeigt uns u.a., wie die Vergangenheit - dieses "Davor" - aus der Gegenwart reproduziert wird. Weil diese Reproduktion immer aus der gegenwärtigen Situation hervorgeht, ist erkennbar, welche die aktuelle Empfindlichkeit der Ostdeutschen und welches das Muster der Deutung ist.<sup>26</sup>

In den Interviews wird deutlich, dass das örtliche Adverb "hier" verwendet wird, um die gegenwärtigen sozialen Umstände zu beschreiben, welche immer ein Vergleich zu früheren Verhältnissen hervorruft, was wiederum die Verwendung des "bei uns" einschließt. Der Gebrauch der Umstandsworte "hier" und "bei uns", die die aktuellen bzw. früheren Umstände bezeichnen, zeigt eine gewisse Selbstverständlichkeit der gebrauchten Sprache, die eigentlich eine Diskrepanz aufweist. Es wird den Worten "hier" und "bei uns" eine Bedeutung beigemessen, die keine konventionelle ist. Der unmittelbar erfassbare Sinngehalt der Kategorie "hier" besteht in der Bedeutung von "heute" bzw. "Jetzt". Das heißt, dass der se-

---

<sup>26</sup>In Halbwachs' Worten: "Die Rekonstruktion der Vergangenheit erfolgt aus der Verbindung zwischen Erinnerung und aktueller Empfindung und Eindrücken, welche bestimmte Erinnerungen heraufrufen." (Halbwachs 1985: 82)



mentische Inhalt der Äußerung, in der "hier" erscheint, sinngemäß "heute bzw. jetzt" ist.<sup>27</sup>

Weiterhin folgt die Frage über das Warum. Die Menschen verwenden eine räumliche Kategorie, um die zeitliche Wandlungsfolge zu beschreiben. Ich gehe davon aus, dass diese nicht konventionelle Art der Verwendung des Wortes "hier" die Eigentümlichkeit der Zeiterfahrung und -auffassung impliziert: Es handelt sich um eine partikuläre aktuelle Wahrnehmung der früheren und gegenwärtigen Umstände, welche zugleich eine Selbstzuordnung in der "neuen" Zeit ist.



"Hier" als das Maßgebende

"Wenn ich jetzt hier mit dem Auto komme und (.) ich spüre so: 'Ach jetzt bin ich im Westteil'. Mein Mann sagt immer: 'Es sind genau so Straßen wie bei uns. Es ist nicht anders. (...) Wenn ich nachher wieder an der Wollankstraße bin, ach denke ich: 'Jetzt bin ich wieder zu Hause'."

Wenn man bedenkt, dass die frühere politische Teilung auch ein buchstäblich räumliches Phänomen war, ist die oben zitierte Beschreibung zunächst nicht verwunderlich. Es ist trotzdem

<sup>27</sup> Diesen Sinn kann man nach dem folgenden Prinzip herleiten: "Wir rekonstruieren die Bedeutung einer Äußerung, indem wir uns einige der Ausdrücke vergegenwärtigen, die an ihrer Stelle hätten treten können, aber aussortiert und verworfen worden sind." (Bude 1995: 11)

anzunehmen, dass die alte kognitive und emotionale Erfahrung der räumlichen Teilung Deutschlands weiterhin spürbar ist.

Das Wort "hier" deutet auf das ehemalige Westberlin ("Westteil") hin. Das Gefühl der Befremdung verschwindet ("Jetzt bin ich wieder zu Hause"), wenn sie sich wieder in dem ehemaligen Ostteil befindet. Der fremde Raum ruft bestimmte Gefühle hervor, die viel weitere semantische Konnotationen haben als ein schlicht unbekannter Ort.

Die Einzigartigkeit der deutschen Teilung ist in der Stadt Berlin am Beispiel dieses Gefühls des Raumes exemplifiziert. Die Beständigkeit der Raumauffassung bis heute, sieht man in den Gefühlen, die die ehemalige Sektorengrenze hervorruft.

Andererseits sieht man am folgenden Beispiel, dass die Verwendung des Wortes "hier" nicht auf eine räumliche Bezeichnung hindeutet.

"...ich will ja nicht hören 'Na, ja du bist zwar ganz gut, aber deine Ausbildung ist eigentlich eine DDR-Ausbildung, es war doch nicht (...) bist du nicht hier ausgebildet worden als Sozialpädagoge oder Psychologe oder so'."

Die Verwendung des Wortes "hier" in diesem Zitat deutet nicht auf eine räumliche Bezeichnung hin; sie verweist vielmehr auf die Bundesrepublik, allerdings nicht als räumliche Realität, sondern als eine neue normative Realität. Das "hier" weist auf die neue normative Legitimität hin. Damit werden die Normen des Staates assoziiert (in diesem Fall bezogen auf die anerkannte Ausbildung), an die sich die Ostdeutschen anpassen mussten. Die berufliche Ausbildung, die auf staatlicher Normierung beruht, wurde zwangsläufig zur Regel für alle neuen Bundesbürger. "Hier" steht für einen normativen Maßstab, von dem wie in dem o.g. Beispiel die Anerkennung der Berufsausbildung abhängt.

Das Wort "hier" bezeichnet das normativ Maßgebende. Es bleibt weiterhin die Frage, welche Funktion die Verwendung einer räum-

lichen Kategorie erfüllt, um das zu beschreiben. Die folgende These möchte ich daraus ableiten: Der Gebrauch von "hier" anstelle von "heute" ist mit der erlebnismäßigen Überzeugung verbunden, dass man eine große Distanz überwinden muss, sich an die neue soziale Ordnung anzupassen, um unter anderem beruflich anerkannt zu werden.

Die Vereinigung beider deutschen Staaten bedeutete für die Ostdeutschen die Übernahme der Normen und Pflichten der alten Bundesrepublik, welche durch große Anpassungsanstrengungen begleitet wird. Die Verwendung des Wortes "hier" verweist auf die erlebnismäßig große Distanz zu dieser Realität, wie am folgenden Ausschnitt deutlich wird.

"So wie das hier ist, dass die Frau eigentlich vorrangig zu Hause ist, nämlich zur Kindererziehung und für die Wohnung, das gab's bei uns nicht. Bei uns waren immer, wenn ich 'uns' sage, meine ich DDR, ja? immer beide berufstätig eigentlich. Und ich sage jetzt mal, je mehr Kinder, desto mehr wurde das honoriert vom Staat (...) Und wenn das zweite Kind, da gab's auch wieder Geld, also der Staat unterstützte das. Sehr wohl! Und hier ist es eben so, dass man, man muss für alles bezahlen. Wir haben nicht bezahlt für einen Krippenplatz, den kriegte man und das Kind war auch froh. Es wurde früher um 6 Uhr abgegeben und abends um 5 geholt. Ob das immer für das Kind so gut war, ist noch eine andere Sache. Manche Kinder sind zu Hause besser aufgehoben. Weiß man nicht, ist alles Ansichtssache, so was, ne? Aber ich meine, heute ist das, das ist genau das Gegenteil. Wir waren da irgendwie behüteter."

Die oben zitierte Interviewpartnerin ist die einzige, die kundtut, welche Bedeutung das "bei uns" besitzt ("meine ich die DDR"). Daraus lässt sich die Vermutung äußern, dass sie sich als einzige diesem semantischen Phänomen bewusst ist.<sup>28</sup> Es wird deutlich, dass das

"bei uns" und "hier" als Oppositionspaar verwendet werden.

Das Wort "hier" erscheint wieder als Synonym für die Normen, die in diesem Land jetzt herrschen und deutet ganz klar auf eine Diskonformität hin, für die der Staat direkt verantwortlich gemacht wird. Die normative Legitimität des vereinigten Deutschlands wird in bezug auf die Kindererziehung in Frage gestellt, wobei der Vergleich mit der DDR dazu dient, die Gründe dieser Diskonformität mit dem herrschenden Gesellschaftssystem zu zeigen. Es herrscht unter meinen weiblichen Interviewpartnerinnen die Meinung, dass die DDR in Vergleich zur heutigen Bundesrepublik ein kinderfreundlicher Staat war ("mehr wurde das honoriert vom Staat"; "der Staat unterstützte das. Sehr wohl!").<sup>29</sup>

Festzustellen ist, dass die Ostdeutschen bestimmte Institutionen der DDR-Gesellschaft als gute Errungenschaften bewahren und verteidigen möchten. Eine von ihnen ist die staatlich unterstützte Kindererziehung und die dadurch ermöglichte Erwerbstätigkeit der Frauen<sup>30</sup>, auch wenn meine Interviewpartnerin dabei einen gewissen Relativismus zeigt: "Ist alles Ansichtssache".

"Wir waren da irgendwie behüteter" artikuliert die Hilflosigkeit der Menschen nicht nur in bezug auf die eigenen Schwierigkeiten, son-

---

nicht zugleich stets des Erlebens bewusst ist (Mannheim 1980: 81). Ähnlich in Mead: "Die präreflexive Erfahrung ist für Mead nicht präsymbolisch. Die präreflexive Erfahrung besteht für Mead in einer nicht-problematisierten intersubjektiv gültigen Bedeutungshaltigkeit der Welt meines Handelns. Diese selbstverständlich akzeptierten Bedeutungen aber haben selbst symbolische Gestalt." (Joas 1989: 204)

<sup>29</sup> Gerade das, was stark gerechtfertigt bzw. verteidigt wird, wurde von dem Kriminologen Christian Pfeiffer im Frage gestellt. Man kann sich die Empörung der Ostdeutschen vorstellen, hinsichtlich seiner Ergebnisse über die Krippeerziehung in der DDR, wonach der Konformismus der Ostdeutschen daraus entsteht, dass die Kleinen nebeneinander und gleichzeitig auf dem Topf saßen. (Decker 1999: 37)

<sup>30</sup> Rommelspacher (1994: 18) vertritt auch die Meinung, dass das frauenpolitisch Beste der DDR, nämlich die Erwerbstätigkeit, die Kinderversorgung und das Abtreibungsgesetz mit der Vereinigung verloren gegangen ist.

---

<sup>28</sup> Über die atheoretischen Kenntnisse der sozialen Welt schreibt Mannheim, dass das erlebende Individuum

dem auch als Fürsorger für die Kinder. Vor der Aufgabe der Kindererziehung fühlen sie sich "heute" allein gelassen, indem sie heute genau "das Gegenteil" der früheren Unterstützung erleben.

Das räumliche Adverb "da", das die DDR bezeichnet, bekräftigt das Gefühl, weit entfernt von dieser vertrauten Realität zu sein. Ich gehe davon aus, dass die Funktion solcher räumlichen Kategorien darin steckt, die emotionale Nähe oder Distanz auszudrücken.

Wir können behaupten, dass das Wort "hier" nicht nur eine bestimmte normative Ordnung verkörpert, sondern auch eine partikuläre Diskonformität mit dieser Ordnung und der Verantwortung des Staates.

Der Vergleich schafft eine große Diskrepanz, die wiederum ihren Ausdruck in dem "hier" und "bei uns" findet: Jede Bezeichnung verkörpert eine eigenständige soziale Realität und enthält eine emotionale Färbung, wobei "hier" eher eine emotionale Distanz repräsentiert und "bei uns" die Nähe des Vertrauten und Familiären.

Dass sich die Menschen mit dieser normativen Ordnung abfinden müssen, um ihr Dasein zu garantieren, ist eine unbedingte Notwendigkeit. Es gibt aber Sphären des sozialen Lebens, welche "nur" ein freiwilliges Einverständnis erfordern, d.h. hier besitzen die Menschen die Freiheit, sich gesellschaftlichen Anforderungen zu verweigern.

"...kann ich nicht für andere reden, dass ich eigentlich gar keine Lust habe mich hier irgendwie zu engagieren, weil ja hier auch vieles im Argen liegt, dass man da eigentlich was machen müsste, ein bisschen aktiv sein müsste, denke ich mir, so wie ich's gewohnt war von dem anderen Staat, auch wenn es da auch manchmal in die Hose gegangen ist."

Die Analyse solcher Adverbien sollte uns aufmerksam machen auf die Gefühlslage der Ostdeutschen in bezug auf die neuen sozialen Umstände, genauso wie auf die weitgehenden

sozialen Folgen. In dem oben zitierten Ausschnitt sieht man die negativen Konsequenzen für das soziale Engagement, das zweifellos wichtiger Bestandteil einer gelungenen sozialen Integration wäre.

Es besteht eine Verbindung zwischen der aktuellen anomischen Einstellung (als Lustlosigkeit begründet) und der Enttäuschung, dass ihr persönlicher Einsatz in "dem anderen Staat" "in die Hose gegangen ist". Die Last des Zusammenbruchs der DDR wird von dieser Interviewpartnerin als Verlust erlebt, die sich in einer kritischen Einstellung gegenüber den aktuellen Verhältnissen äußert. An dieser Person wird zugleich eine kritische und resignative Einstellung, kurz ein „Rückzugsverhalten“, sichtbar.<sup>31</sup>

Man muss bedenken, dass zwar viele Menschen weiterhin an den selben Orten wohnen wie vor dem Mauerfall, sich aber mittlerweile ortsfremd fühlen; vom alten Kiez oder von der Stadt, wo sie immer gelebt haben, haben sie sich auf Grund vielfältiger Veränderungen emotional distanziert.

Bei der Betrachtung der Leute und deren Verhaltensweisen können die Interviewpartner nicht wiedererkennen, was ihnen bis dahin vertraut war und entsprechend dessen nehmen sie die neue soziale Ordnung wahr, als hätten sie ihr Land verlassen und sich in einem neuen niedergelassen. Sie fühlen sich fremd im eigenen Land, als echte Zugezogene.

Wir können davon sprechen, dass das Wort "hier" einen Ort bezeichnet, dem man sich nicht zugehörig fühlt. "Hier" bezeichnet einen konkreten Ort, den man nicht als den eigenen betrachtet und in dieser Form die empfundene

<sup>31</sup>In seiner Analyse der Typen individueller Anpassung nach Merton beschreibt Lepenies das "Rückzugsverhalten" (*retreatism*) als eine Verhaltensform, die nah zu seinem Begriff der Melancholie steht: "Das Rückzugsverhalten unterliegt gesellschaftlicher Verdammung, weil es Gesellschaft in Frage stellt, ohne sie anzugreifen: das Abweichen beruht auf purer Passivität." *Retreatism* wird mit Heimweh nach der Vergangenheit und Apathie in der Gegenwart bezogen. (Lepenies 1969: 11)

Entwurzelung repräsentiert. Es fehlt das mit dem Ort verbindende Zugehörigkeitsgefühl.

Die voraus gegangenen Ausführungen sollten belegen, dass das Adverb "hier" gegenwärtige normative Verhältnisse ausdrückt, zusammen mit der Diskonformität, die damit verbunden ist. Die Diskonformität manifestiert sich nicht nur als Resultat der Anstrengungen, die für alle die Anpassung an ein neues soziales System bedeutete, sondern ist zugleich ein In-Fragestellen der politischen Legitimität. Das alles erklärt welcher Sinn mit der Anwendung des "hier" verbunden ist, nicht aber seine Gründe.

Nach meiner Meinung bedeutet für die Ostdeutschen die gewaltsame Wandlung der Strukturen des sozialen Lebens die Übernahme der Normen der alten Bundesrepublik. Von der rechtlichen und politischen Mitwirkung ausgeschlossen, sprechen sie immer noch von "hier", als wären sie nach der Vereinigung Deutschlands im alten Westdeutschland angekommen.<sup>32</sup>

Das Gefühl des Ausschlusses drückt sich in der emotionalen Distanz zur Gegenwart aus, die das "hier" in Worte fasst.

## Fazit

Die deutsche Vereinigung bedeutete für die Ostdeutschen eine gewaltsame Veränderung aller bestehenden Lebensverhältnisse und forderte den Menschen große Anpassungsanstrengungen ab. Sehr schnell mussten sich die Menschen fremde Strukturen aneignen, sich in sie einpassen. Dieser konflikthafte Prozess wird gleichzeitig von der Trauer für das Verlorene und die Bemühungen um die Ankunft in der Bundesrepublik begleitet. Insbesondere für

die Ostberliner beinhaltete die mit der "Wende" entstandene Veränderung aller bestehenden Lebensverhältnisse auch ein neuartiges und tagtägliches Zusammenleben mit Bürgern aus dem Westen. Konkrete intersubjektive Beziehungen zwischen Ost- und Westberlinern, die dabei entstanden sind, werden aus ostdeutscher Sicht als problematisch empfunden.

Anhand der Verwendung der Personalpronomen "wir" und "sie" wird die Interaktion beschrieben, in der die Konstruktion von Gruppenunterschieden erfolgt. Im Kontext dieser Gruppendynamik berichten meine ostdeutschen Interviewpartner von gleich erlebten und gemeinsam gedeuteten Ausgrenzungserfahrungen seitens der Westberliner, die auf eine Stigmatisierung hindeuten. Es sind die Ostdeutschen selbst, die die Erklärung für die Möglichkeit einer solchen Stigmatisierung liefern: Die Westdeutschen besäßen Macht, die aus der Kenntnis des kapitalistischen Systems herrührt. Dieses Machtdifferenzial, die in einer von den Ostdeutschen anerkannten Überlegenheit besteht, bewirkt wiederum, dass Ostdeutsche Gefühle der Minderwertigkeit zeigen.

Dabei wird -so wie die Personalpronomen "wir-sie"- das antagonistische Paar "hier-bei uns" als Koordinaten eingesetzt, die dann als Orientierungsmittel<sup>33</sup> für die Verständigung, genauso wie für das Handeln in der neuen Wirklichkeit funktionieren.

---

<sup>32</sup>Darüber schrieb A. Simon: "Nach den Wahlen von 1990 war klar, dass diese politische Macht nun hauptsächlich an Machträger aus dem Westen gehen würde. Hier beginnt auch ein Prozess erneut einsetzender Entfremdung (...) Die Entfremdung von einer Ordnung, die zwar selbst gewählt war, aber dann doch als von außen übergestülpt empfunden wurde. Psychologisch geschickt wurde die Vereinigung sowieso nicht vollzogen. Welches symbolisch sichtbare Zeichen gab es für unser Dazukommen? Welche Anerkennung für die Leistung unserer Selbstbefreiung? Weder wurde eine neue gemeinsame Hymne gefunden noch eine neue Verfassung entworfen." (Simon 1999: 7)

---

<sup>33</sup>Norbert Elias schreibt "Die Begriffe 'Zeit' und 'Raum' gehören zu den elementaren Orientierungsmitteln unserer sozialen Tradition. (Sie) sind begriffliche Symbole für bestimmte Typen sozialer Aktivitäten und Institutionen." (Elias 1984: 72).



Die Zeit von 1989 bis heute ist ein Zeitabschnitt, welcher mit "hier" bezeichnet wird, was wiederum gewisse Ereignisse repräsentiert: Die missglückten Anstrengungen zur Integration, die diskonforme Einstellung mit der normativen Ordnung und das Gefühl des Ausschlusses aus der politischen Mitwirkung

führen zu einer gewissen emotionalen Distanz zu den aktuellen Verhältnissen. Es entsteht dadurch das Gefühl des Ausgegrenztseins und des Nichtdazugehörens.

Als Antagonismus dazu wird die Zeit der DDR mit dem warmen "bei uns" bezeichnet, das das Bekannte und Vertraute verkörpert.

Sowohl die Koordinaten "wir-sie" als auch "hier-bei uns" dienen den Ostdeutschen dazu, den Nachhall der früheren Erfahrung wiederzugeben, den aktuellen Stand der Dinge zu definieren, und sich darin zuzuordnen.

## Literatur

- Anderson, Perry (1992). Fernand Braudel and National Identity, in: *A Zone of Engagement*, London.
- Bauman, Zygmunt (1990). *Thinking Sociologically*, Oxford.
- Beck, Ulrich; Sopp, Peter, Hg. (1997). *Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?*, Opladen.
- Bude, Heinz (1995). *Das Altern einer Generation*, Frankfurt am Main.
- Decker, Kerstin (1999). Haßt du was, bist du was, in: *Der Tagesspiegel*, 12.05.99: 37.
- Elias, Norbert (1984). *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*, Frankfurt am Main.
- Elias, Norbert (1986). *Was ist Soziologie?*, München.
- Elias, Norbert; Scotson, John L. (1993). *Etablierte und Außenseiter*, Frankfurt am Main.
- Engler, Wolfgang (1997). "Aushandlungsgesellschaft" DDR, in: Beck, U.; Sopp, P., Hg., *Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?*, Opladen.
- Engler, Wolfgang (1995). "Kommode Diktatur" oder "totalitäres System"? Die DDR im Kreuzverhör der Enquete-Kommission, in: *Deutscher Bundestag*, Hg. Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland, Frankfurt am Main.
- Engler, Wolfgang (1999). *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*, Berlin.
- Erikson, Kai T. (1978). *Die widerspenstigen Puritaner. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Stuttgart.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*, New York.
- Greenfeld, Liah; Chirot, Daniel (1994). Nationalism and Agression, in: *Theory and Society*, 23: 79-129.
- Habermas, Jürgen (1993). *Vergangenheit als Zukunft. Das alte Deutschland im neuen Europa? Ein Gespräch mit Michael Haller*, München.
- Halbwachs, Maurice (1985). *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt am Main.
- Honneth, Axel (1992). *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main.

- Joas, Hans (1989). *Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G. H. Mead*, Frankfurt am Main.
- Joas, Hans; Kohli, Martin, Hg. (1993). *Der Zusammenbruch der DDR*, Frankfurt am Main.
- Jopke, Christian (1995). Intellectuals, Nationalism and the Exit from Communism: the Case of East Germany, in: *Society for Comparative Study of Society and History*, Nr. 2, Vol. 37: 213-241.
- Keupp, Heiner (1994). *Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft*, München.
- Lepenies, Wolf (1972). *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Mannheim, Karl (1980). *Strukturen des Denkens*, Frankfurt am Main.
- Offe, Claus (1994). *Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformationen im Neuen Osten*, Frankfurt am Main.
- Pollack, Detlef (1997). Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel von Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, Bd. 13: 3-14.
- Rommelpacher, Birgit (1994). West-Emanze und Ost-Mutti. Zur neuen Konfliktlage zwischen Frauen im vereinten Deutschland, in: *Frankfurter Rundschau*, 20.10.1994: 18.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik*, Jahrgang 13: 283-294.
- Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen, Hagen: Studienbrief der Fernuniversität.
- Schütze, Fritz (1995). Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie, in: Krüger, Heinz-Hermann, Hg. *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Opladen.
- Simon, Annette (1999). Fremd im eigenen Land. Ostdeutsche zwischen Trauer, Ressentiment und Ankunft in der Bundesrepublik, in: *Die Zeit*, 17.06.99: 7-8.
- Sopp, Peter (1997). Dynamische Differenzierung: Der Umbruch in Ostdeutschland als Differenzierungsprozess, in: Ulrich Beck; Peter Sopp, Hg. *Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?*, Opladen.
- Strauss, Anselm L; Corbin, Juliet (1990). *Basics of Qualitative Research*, California.
- Ugresic, Dubravka (1996). The Confiscation of Memory, in: *New Left Review* 218: 26-39.

#### Autorin

- ✉ Carolina Agoff, Dozentin an der UAM-Xochimilco (Universidad Autonoma Metropolitana) in Mexiko, E-mail: carolina.agoff@gmx.de, Tel.: 0052 55 55 49 89 54

## Wohnungslosigkeit aus der Sicht der deutschen Bevölkerung

Natascha Schlienz, Carolyn J. Tompsett, Paul A. Toro

### Zusammenfassung

Vorgestellt wird eine Studie über das Thema der Wohnungslosigkeit aus der Sicht der Bevölkerung Deutschlands. Diese Meinungsanalyse der deutschen Bevölkerung (N= 250) erfolgte anhand deutschlandweit durchgeführter Telefoninterviews. Die Interviews umfassten das Sachwissen, die Einstellungen und Meinungen, aber auch Stigmatisierungen der Befragten zum Thema Wohnungslosigkeit. Das vorliegende Thema zur öffentlichen Meinung bezüglich der Wohnungslosigkeit zeigte sich für den gemeindepsychologischen Gegenstandsbereich von außerordentlicher Wichtigkeit, da dies einen wichtigen Ansatzpunkt u.a. für die Politik und die zuständigen Hilfesysteme darstellt oder auch um das Thema der Wohnungslosigkeit zukünftig aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten zu können.

*Schlüsselworte:* Wohnungslosigkeit – Sachwissen, Einstellungen und Meinungen der deutschen Bevölkerung zur Wohnungslosigkeit - Telefoninterview – quantitative Untersuchung

### Summary

Attitudes and beliefs regarding homelessness and knowledge of characteristics of the homeless were assessed using a telephone survey with a random sample of 250 German citizens. The Interviews addressed knowledge, attitudes and opinions, as well as stereotyping of the interviewees regarding the theme of homelessness. The presented theme of public opinion on homelessness is extremely significant for community psychology, as it is an important topic for both public policy as well as existing service organizations, and advances the future examination of homelessness from a variety of viewpoints.

*Key words:* homelessness - attitudes, beliefs and knowledge on homelessness of the german population - telephone survey - quantitative study

### Einleitung

Der vorliegende Artikel basiert auf einer Diplomarbeit, die am Institut für Klinische Psychologie und Gemeindepsychologie an der Freien Universität Berlin, unter der Betreuung der Research Group on Homelessness and Poverty<sup>1</sup>, sowie in Anbindung an Prof. Dr. J. Bergold der Freien Universität in Berlin, entstanden ist.

Wie allgemein bekannt ist, scheinen in der Öffentlichkeit Stigmatisierungen gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen weit verbreitet zu sein. Es liegen für Deutschland viele allgemeine Veröffentlichungen zum Thema der Wohnungslosigkeit vor (Gillich & Nieslony, 2000; Lutz, 2000), allerdings liegen

kaum Publikationen (u.a. Chapra, 2000) vor, welche die Sicht der Bevölkerung miteinbeziehen. Aus dieser Perspektive gibt es in den USA bereits seit einiger Zeit einen stetigen Zuwachs verschiedener Forschungsansätze, die sich vom vorherigen Trend der personenzentrierten hin zur ökologischen Sichtweise der Thematik wenden (z.B. Shinn, 1992). Diese personenzentrierten Ansätze minimalisieren die Rolle der Arbeitslosigkeit, den Wohnraummangel oder aber auch die Lücken im bestehenden Sozialsystem. Experten haben diesbezüglich mittlerweile erkannt, daß es allerdings ebenso wichtig wäre, die strukturellen Variablen der Wohnungslosigkeit miteinzubeziehen und zu analysieren, um die breitgefächerten Umstände, die in die Wohnungslosigkeit führen können, differenzierter darstellen zu können (vgl. Toro, Trickett, Wall & Salem, 1991). Ein in-

<sup>1</sup> Leitung: PHD. Paul A. Toro, Wayne State University of Detroit, MI, USA.

tegratives Risikomodell, in dem persönliche und strukturelle Faktoren gleichwertig miteinbezogen werden könnten, wäre hierbei am hilfreichsten (Shinn, 1992). Für die Gemeindepsychologie wäre dieser Ansatz äußerst interessant, denn der Einfluß struktureller Variablen der Wohnungslosigkeit sollte mehr berücksichtigt werden, da ansonsten die Effektivität der Interventionen beeinträchtigt sein könnte. Ein weiterer Vorteil wäre, daß strukturelle Faktoren leichter verstanden werden, so daß man sie auch einfacher in verschiedene, umfassendere Ansätze miteinbeziehen könnte, um Ansatzpunkte zur Reduzierung der Wohnungslosigkeit entwickeln zu können. U.a. sollten auch Politiker ihren Fokus eher auf diese strukturellen Umstände der Wohnungslosigkeit richten, damit die personenzentrierten Ansatzweisen in den Hintergrund rücken und Ansätze in den Vordergrund treten könnten, in denen die öffentliche Meinung der Bevölkerung ein größeres Gewicht erhält. Die Analyse der öffentlichen Meinung könnte der Politik Ansatzpunkte bieten, neue Hilfesysteme für den Personenkreis der Wohnungslosen zu entwickeln. In den USA konnte z.B. in einigen Studien nachgewiesen werden, daß Studien über die öffentliche Meinung zeitweilig politische Gesetzesänderungen mit sich brachten (Jason & Rose, 1984; Monroe, 1983; Page & Shapiro, 1989). Allerdings stellt sich hier auch die Frage, inwieweit die Medien die öffentliche Meinung beeinflussen können. Die Forschung um die öffentliche Meinung, welche die Rolle der Gesellschaft zum Ausdruck bringt, widersprach lange Zeit dem Image der amerikanischen Bevölkerung, die in den Medien als eher unmotiviert dem Personenkreis der Wohnungslosen zu helfen, dargestellt wurden oder die auch unter der sogenannten „compassion fatigue“ (Link et al., 1995; Toro & McDonell, 1992) zu leiden schienen. Allerdings zeigten Studien von Link et al. (1995) und Toro & McDonell (1992) das Gegenteil. Hier ließ sich nachweisen, daß die amerikanische Bevölke-

rung über bestimmte Charakteristika der Wohnungslosen ziemlich gut informiert waren, eher mitfühlend gegenüber ihnen eingestellt war und Programme zur Reduzierung der Wohnungslosigkeit unterstützen würden. Somit bestätigte sich die oben beschriebene Medieneinstellung der amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen nicht.

Weitere interessante Ergebnisse konnten in Forschungsansätzen nachgewiesen werden, die Attributionen in bezug auf das Thema der Wohnungslosigkeit untersuchten. Hier sollen zwei verschiedene amerikanische Studien angeführt werden: Klüger und Smith kamen im Jahre 1986 zu dem Resultat, daß Amerikaner Armut eher mit persönlichen Defiziten attribuierten. Lee, Jones und Lewis (1990) konnten dagegen nachweisen, daß die Befragten ihrer Studie der Wohnungslosigkeit im allgemeinen eher strukturelle Ursachen zuschrieben. Die Autoren beider Studien waren des weiteren der Überzeugung, daß Attributionen der Ursachen der Wohnungslosigkeit von außerordentlicher Wichtigkeit seien, da man durch sie die öffentliche Unterstützung für verschiedene Interventionsansätze beurteilen könne. Auch solle man die allgemeine Einstellung der Öffentlichkeit, die sich durch demographische Faktoren erfassen ließe, für Interventionsansätze miteinbeziehen.

Die vorliegende Arbeit basiert u.a. auf einer Studie von Toro und McDonell (1992). In dieser Untersuchung konnte nachgewiesen werden, daß die Jüngeren und der weibliche Anteil der Befragten der Wohnungslosigkeit eher strukturelle Ursachen zuschrieben. Des weiteren konnte gezeigt werden, daß diese beiden Gruppen dem Personenkreis der Wohnungslosen gegenüber eher mitfühlender eingestellt waren und die Wohnungslosigkeit als ein wirklich ernsthaftes Problem ansahen.

In der vorliegenden Arbeit wurde auch versucht, die politischen Grundeinstellungen der Untersuchungsteilnehmer mit einzubeziehen.



Hierbei orientierte man sich u.a. an einer Studie von Miller und Seligman (1999). Allerdings erwies sich dies als ein Problem für die vorliegende Arbeit, da sich die politischen Gruppierungen für Deutschland nicht so einfach zusammenfassen lassen wie z.B. in den USA (z.B. als „conservative“ oder „liberal“). Auf verschiedenen Studien (Swift et al., 1995; Coughlin, 1980) beruhend wurde in dieser Arbeit auch der sozioökonomische Status der Befragten anhand des monatlichen Haushaltseinkommens ermittelt. Hier zeigte sich die Tendenz, daß Menschen mit einem niedrigen sozioökonomischen Status im allgemeinen eher „großzügiger“ waren und es wurde davon ausgegangen, daß in jeder vorhandenen Population Fluktuationen zwischen den Einstellungen verschiedener Subpopulationen vorherrschten. Diese Forschungsansätze bildeten den Hintergrund der vorliegenden Arbeit, die die öffentliche Meinung der Deutschen in bezug auf das Thema der Wohnungslosigkeit widerspiegeln soll. In Deutschland liegen hierzu bislang keine Publikationen vor, nur Veröffentlichungen, die dieses Thema am Rande behandeln (z.B. Chapra, 2000).

Allerdings wird auch in Deutschland bereits seit einigen Jahren von Experten kritisiert, dass die Gesellschaft zunehmend eine Tendenz zur Stigmatisierung und zur vollständigen sozialen Ausgrenzung von Wohnungslosen (u.a. Gillich, 1998; Gillich & Nieslony, 2000; Lutz, 2000) zeige. Aus politischer Sicht gibt es in Deutschland mittlerweile Experten, die eine Reform des Sozialsystems, wie z.B. eine Privatisierung des Sozialsystems (BAG, Juni 2001) fordern. Deshalb erschien es uns wichtig, die Sichtweise der deutschen Bevölkerung zum Thema der Wohnungslosigkeit zu untersuchen.

Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit

Ausgehend von der Hauptfrage, wie die deutsche Bevölkerung das Problem der Woh-

nungslosigkeit betrachtet, wurde folgenden Fragestellungen nachgegangen:

Inwiefern die Befragten stereotype Sichtweisen gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen aufzuweisen haben.

Inwiefern bestimmte Charakteristika zur Lebenssituation von Wohnungslosen über- bzw. unterbewertet werden (u.a. strukturelle versus individuelle Ursachen der Wohnungslosigkeit, Geschlechterzuordnungen etc.).

Inwieweit geschlechtsspezifische, sozioökonomische und politische Faktoren der Untersuchungsteilnehmer Einfluß auf die Einschätzung bestimmter Charakteristika bezüglich dem Personenkreis der Wohnungslosen haben.

Des Weiteren sollen allgemeine Meinungs- und Einstellungsfaktoren der Untersuchungsteilnehmer analysiert werden.

Ebenso wird der Annahme nachgegangen, daß die Gruppen der Untersuchungsteilnehmer mit den Kennzeichen jüngerer Frauen und Personen mit niedrigem sozioökonomischen Status im allgemeinen eher mitfühlender auf den Personenkreis der Wohnungslosen reagieren.



Die Untersuchungsmethode

*Untersuchungsteilnehmer:*

Insgesamt nahmen 250 Versuchspersonen an der Studie teil, wovon 146 Frauen und 104 Männer waren. Die teilnehmenden Personen wurden per Zufallsprinzip aus der digitalen Version des Telefonbuches der Deutschen

Telekom (Vers. „Frühjahr und Herbst 2001“) ausgewählt. Hierbei wurde berücksichtigt, daß ca. 3,6% der deutschen Haushalte keinen Telefonanschluß besitzen und mehr als 20% (einschließlich der Besitzer von Mobilfunktelefonen) aller deutschen Bürger nicht im Telefonbuch aufgelistet sind (Statistisches Bundesamt, 2002; persönliches Telefonat, Deutsche Telekom, 19. Juni, 2002). Um die Repräsentativität der Stichprobe zu gewährleisten, erfolgte des weiteren die Auswahl der Befragten unter Berücksichtigung der Bevölkerungsdichte der Bundesländer.

#### Das Telefoninterview

Das durchgeführte Telefoninterview wurde von Toro und McDonell im Jahre 1992 entwickelt und dauerte in der englischen Originalversion ca. 30 Minuten. Die vorliegenden deutschen Interviews hatten eine Länge von ca. 20 Minuten und waren angelehnt an das Verfahren von Frey (1989). Diese Methodik hatte sich bereits in verschiedenen amerikanischen Studien (Link et al., 1995; Manrique & Toro, 1994, 1995; Toro & McDonell, 1992) bewährt. Bei der Durchführung der Befragung wurde nach Frey (1989) ein Erwachsener des ermittelten Haushaltes ausgewählt, der zuletzt Geburtstag hatte. Dadurch wurde gewährleistet, daß jedes Haushaltsmitglied dieselbe Chance erhielt, am Telefoninterview teilnehmen zu können. Des weiteren wurden alle teilnehmenden Personen auf die Anonymität dieses Telefoninterviews hingewiesen.

Insgesamt beinhaltete die deutsche Übersetzung 124 Items, welche die Meinungen, Einstellungen, das allgemeine Sachwissen oder auch Vorurteile (ermittelt z.B. durch die Schätzungen zur Drogenabhängigkeit von Wohnungslosen) der Befragten in bezug auf den Personenkreis der Wohnungslosen erfassen sollten. Des weiteren wurden die persönlichen Erfahrungen der Befragten mit Wohnungslosen, sowie die demographischen Daten der Studienteilnehmer erfragt. Alle Items erreich-

ten eine Test-Retest Reliabilität von beinahe 80%. Allerdings muß hier darauf hingewiesen werden, daß diese hohe Reliabilität für die deutsche Stichprobe zwar übernommen wurde, aber daß gegebenenfalls kulturell bedingte Unterschiede auftreten können, die in der vorliegenden Arbeit jedoch nicht weiter analysiert werden konnten.

Das vorliegende englische Telefoninterview wurde zuerst von Muttersprachlern ins Deutsche übersetzt und danach wieder zurück in die englische Sprache, um die Genauigkeit der Übersetzung gewährleisten zu können.

#### Die Durchführung der Befragung

Die Durchführung der Telefoninterviews fand in dem Zeitraum von Mai 1998 bis Juni 2002 statt, wovon aber insgesamt 192 Interviews in der Zeit von August 2001 bis Juni 2002 durchgeführt wurden. Alle Interviews wurden von Studentinnen der Freien Universität Berlin zu unterschiedlichen Zeiten durchgeführt. Voran gegangen war ein Interviewertraining.

Bei der Befragung wurden die teilnehmenden Personen über den vertraulichen und anonymen Umgang mit ihren Daten des Interviews zur „Wohnungssituation in Deutschland“ und auf die Dauer von 20 Minuten hingewiesen, um eine Beeinflussung zum Thema der Wohnungslosigkeit vorweg zu nehmen. Des weiteren wurden die Untersuchungsteilnehmer über die Freiwilligkeit der Teilnahme informiert. Schließlich wurden die Fragen gestellt und die Antworten parallel mitprotokolliert.

#### Auswertung der Befragung

Zur Hypothesenprüfung wurden interferenzstatistische Auswertungen durchgeführt. Insgesamt wurden drei orthogonale Faktorenanalysen durchgeführt, um die insgesamt 124 Items auf letztendlich 49 zu reduzieren. Diese Analyse ergab folgende sechs Faktoren: Spezifisches Mitgefühl, Allgemeines Mitgefühl, Vertrauenswürdigkeit, Soziale Isolation, Ökono-

mische Faktoren und als sechsten Faktor den der Persönlichen Ursachenzuschreibung (Ta-

belle 1). Diese sechs Faktoren wurden a priori als unabhängig voneinander betrachtet.

Tabelle 1: Die sechs analysierten Faktoren der drei Faktorenanalysen

Analyse 1	
Spezifisches Mitgefühl	Dieser Faktor beinhaltet Angaben, die als mitfühlend gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen analysiert wurden. Hierzu zählen u.a. die Bereitschaft, mehr Steuern zu zahlen, um Wohnungslosen zu helfen oder auch die Befürwortung von verschiedenen Rechten (wie z.B. das Recht auf Betteln in der Öffentlichkeit) für den Personenkreis der Wohnungslosen.
Allgemeines Mitgefühl	Der zweite Faktor soll das ganz allgemeine Mitgefühl der Befragten gegenüber Wohnungslosen erfassen (wie z.B. durch Fragen nach Mitgefühl und Trauer, wenn an Wohnungslose gedacht wird).
Analyse 2	
Vertrauenswürdigkeit	Hierbei soll der Faktor der „Vertrauenswürdigkeit“ durch Items erfaßt werden, welche den Grad des Vertrauens bzw. Mißtrauens der Untersuchungsteilnehmer gegenüber Wohnungslosen erfassen. Hierzu wurden Fragen gestellt wie z.B. nach der Einschätzung Wohnungsloser als „gefährlich“ oder auch ob sie den Ruf der Wohngegend schädigen.
Soziale Isolation	Dieser vierte Faktor soll anhand verschiedener Fragen klären, inwieweit die Teilnehmer der Studie Wohnungslose als sozial isoliert von Freunden und Verwandten einstufen.
Analyse 3	
Ökonomische Faktoren	Dieser Faktor fasst alle Fragen zusammen, welche die Meinungen und Einstellungen der Befragten bezüglich der Ursachen der Wohnungslosigkeit anhand ökonomischer Faktoren wiedergeben (wie z.B. durch Fragen nach Ursachenzuschreibung der Gesellschaft, Arbeitslosigkeit oder dem Wohnungsmangel).
Persönliche Ursachenzuschreibung	Dieser sechste Faktor soll ermitteln, inwieweit die Teilnehmer die Ursachen der Wohnungslosigkeit individuell den Wohnungslosen zuschreiben (wie z.B. durch Zuschreibung von psychischen Problemen oder Drogen- und/oder Alkoholabhängigkeit).

Anschließend wurde in schrittweisen Regressionsanalysen die Hypothese überprüft, welchen Einfluß die demographischen Variablen auf die Unterschiede bezüglich der Meinungen und dem Sachwissen über die Wohnungslosigkeit haben. Hierbei wurden hierarchische Regressionsanalysen für folgende demographische Variablen durchgeführt: Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Status, politische Grundeinstellung, Haushaltsgröße und die Häufigkeit

des Redens über Wohnungslosigkeit durch die Studienteilnehmer.

Abschließend wurden t-Tests für unabhängige Stichproben durchgeführt, die die Mittelwerte der Basisdaten zur Lebenssituation Wohnungsloser interferenzstatistisch mit den erhaltenen Aussagen der Untersuchungsteilnehmer auf gegenseitige Abhängigkeit überprüften.

In allen angewandten Prüfverfahren wurde das a priori Alpha-Niveau auf .05 festgelegt.

Ergebnisse der Studie

Das *Alter* der Untersuchungsteilnehmer als Prädiktorvariable konnte signifikante Effekte nachweisen. Die jüngeren Untersuchungsteilnehmer zeigten eindeutig mehr Sympathie gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen und wiesen signifikante Korrelationen mit den Faktoren des Spezifischen Mitgeföhls,

der Vertrauenswürdigkeit und der Zuschreibung ökonomischer Faktoren als Ursachen der Wohnungslosigkeit vor. Somit schrieben die jüngeren Teilnehmer der Studie als Ursache der Wohnungslosigkeit weniger persönliche Defizite Wohnungslosen zu als die älteren der Befragten (Tabelle 2).

Tabelle 2: Ergebnisse in Bezug auf das Alters der Befragten als Prädiktorvariable

Abhängige Variable	R <sup>2</sup>		F
Faktoren:			
Spezifisches Mitgeföhls	.0833	-.29	22.00 (1,242)***
Vertrauenswürdigkeit	.0574	-.24	14.66 (1,242)***
Ökonomische Faktoren	.0344	-.19	8.58 (1,241)**
Persönliche Ursachenzuschreibung	.0220	.15	5.43 (1,241)*
Einschätzungen der Teilnehmer zur Lebenssituation der WL (in %):			
Verheiratet	.0414	-.21	10.34 (2,236)**
Dauerhaft eine Wohnung finden	.0575	-.24	14.69 (1,241)***
Einschätzung der Staatlichen Unterstützung	.0167	.13	4.08 (1,240)*

Anmerkungen MANOVA F = 5.62 (6, 235); p < .001; MANOVA F = 6.16 (4, 222); p < .001, p < .05, \*\* p < .01, \*\*\* p < .001

Abkürzungen: WL = Wohnungslosen

Der *sozioökonomische Status* der Befragten als Prädiktorvariable zeigte dagegen nur für diejenigen Effekte, die keinerlei Angaben bezüglich ihres Einkommens machten. Diese Gruppe schätzte die Wohnungslosen als weniger sozial isoliert (F=5.09 (5, 237), p < .01) ein und schrieben ihnen weniger persönliche Ursachen zu als die anderen ermittelten Einkommensgruppen (F=4.82 (5, 237), p < .01). Allerdings konnte bei dieser Einkommensgruppe eine eindeutig höhere Einschätzung der Wohnungslosen als alkoholabhängig nachgewiesen werden (F=4.23 (5, 223), p < .01).

Weitere Effekte ließen sich auch für die Untersuchungsteilnehmer analysieren, die angaben, häufiger über *Wohnungslosigkeit zu reden*. Diese Gruppe zeigte signifikant höhere Werte an Allgemeinen (F=9.47 (10, 230), p < .01) und

Spezifischen Mitgeföhls (F=11.35 (10, 230), p < .001). Ebenso konnte nachgewiesen werden, daß diese Teilnehmergruppe die Ursachen der Wohnungslosigkeit eher an ökonomischen Faktoren (F=17.34 (10, 230, p < .001) als an persönlichen Defiziten (F=4.93 (10, 230), p < .01) der Wohnungslosen festmachte.

Keinerlei Effekte konnte für die *Größe des Haushaltes* der Studienteilnehmer ermittelt werden.

Für das *Geschlecht* als Prädiktorvariable konnte ein einziger Effekt analysiert werden: Es zeigte sich, daß Frauen mehr Vertrauen gegenüber Wohnungslosen vorwiesen (F=6.78 (1, 243), p < .01).

Bei der *politischen Grundeinstellung* der Untersuchungsteilnehmer ergab sich für Wähler des Bündnis'90/Die Grünen und der PDS, daß

diese im allgemein wohlwollender gegenüber Wohnungslosen eingestellt waren als die Wähler der CDU/CSU und der FDP (Tabelle 3).

Tabelle 3: Genauigkeit der Einschätzungen der Befragten im Vergleich mit Daten der BAG W Diskrepanzmaße

Wie viele der Wohnungslosen (in %) ...	Daten der BAG W	Genauigkeit der Schätzungen in %	M	SD	t
...sind Männer	67.0	89.1	5.46	11.45	7.49 ***
... sind momentan verheiratet	11.5	66.3	17.46	17.73	15.35 ***
... waren niemals verheiratet	60.9	47.9	-13.06	25.82	-7.89 ***
... erhalten finanzielle, staatliche Unterstützung	61.8	47.8	5.19	26.72	3.05 **
... sind Deutsche	89.3	63.0	-19.89	19.49	-15.91 ***
... sind jünger als 29 Jahre	23.6	90.6	4.95	11.98	6.46 ***
... sind zwischen 30 und 44 Jahren	41.3	78.8	-9.06	10.89	-13.02 ***
... sind 45 Jahre und älter	35.1	84.6	4.66	14.12	5.12 ***

Anmerkungen: Die Genauigkeit spiegelt die Prozentzahl der Teilnehmer wider, bei denen die Schätzungen um 20 Punkte (mehr oder weniger) von den Daten der BAG W (BAG, 2000) abwichen.

\*\*  $p < .01$ ; \*\*\*  $p < .001$

Insgesamt betrachtet konnte in dieser Studie nachgewiesen werden, daß die Befragten im allgemeinen ziemlich gute Einschätzungen in bezug auf die demographischen Charakteristika der Wohnungslosen abgeben konnten. Diese beinhalteten u.a. Schätzungen über das Alter,

Geschlecht, den Familienstand, das Einkommen Wohnungsloser etc. Hier konnten die Befragten ein gutes Sachwissen über den Personenkreis der Wohnungslosen vorweisen (Tabelle 4).

Tabelle 4: Politische Grundeinstellungen der Teilnehmer als Prädiktorvariable

Abhängige Variable	CDU/CSU; FDP	SPD	Bündis'90/Grünen; PDS	Andere Wähler	
	M	M	M	M	F
Faktoren <sup>a</sup>					
Allgemeines Mitgefühl	-.34	.20	.41	-.25	8.15 ***
Spezifisches Mitgefühl	-.34	.05	.62	-.29	10.73
Vertrauenswürdigkeit	-.44	.01	.54	-.08	8.07
Soziale Isolation	.05	-.06	-.50	.32	7.31
Ökonomische Faktoren	-.35	.15	.77	-.44	21.14

Anmerkungen: <sup>a</sup>MANOVA  $F = 4.89 (18, 648)$ ,  $p < .001$ , \*\*\* alle univariaten Ergebnisse  $df = 8, 234$ ,  $p < .001$

Zur allgemeinen Sichtweise der Wohnungslosigkeit durch die Teilnehmer zeigte diese Untersuchung, daß mehr als drei Viertel (83.8%) der interviewten Personen die Wohnungslosigkeit als ein „sehr ernsthaftes“ oder „ziemlich ernsthaftes“ Problem für Deutschland einstuften.

Auch auf die Frage hin, ob die Befragten der Meinung seien, daß sich die Wohnungslosigkeit in Zukunft reduzieren werde, gaben fast drei Viertel (73.5%) der Deutschen an, daß sich dieses Problem wohl eher verschlechtern/schlimmern werde. Auch wurde von ca. 62%

der Untersuchungsteilnehmer angegeben, daß sie der Gesellschaft und der deutschen Regierung diesbezüglich die Hauptschuld zukommen lassen. Insgesamt 71.7% der Befragten machten das deutsche Wirtschaftssystem dafür verantwortlich, welches ihrer Meinung nach, die Reichen den armen Menschen gegenüber bevorzuge. Auch sollte nach Meinung der Teilnehmer (72.2%) die Regierung bereit sein, den Wohnungslosen zu helfen. Die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland wurde von knapp 90% der Befragten als Hauptursache der Wohnungslosigkeit genannt. Um Vorurteile der deutschen Bevölkerung zu erfassen, wurden die Untersuchungsteilnehmer u.a. gefragt, ob sich Wohnungslose durch kriminelle Delikte ihr Geld beschaffen würden. 64.8% der Teilnehmer verneinten dies. Auch auf die Frage hin, ob Wohnungslose im allgemeinen „gewalttätiger“ seien als der „Durchschnittsbürger“ gaben knapp 87% an, daß sie diese Meinung nicht teilten (dies sind nur zwei dargestellte Beispiele, an denen die Stigmatisierung Wohnungsloser untersucht wurde).

### Diskussion der Ergebnisse

Bei der vorliegenden Untersuchung zeigte sich das Alter der Untersuchungsteilnehmer als ein konsistenter Meinungsprädiktor. Im Vergleich mit den Jüngeren der Befragten konnte nachgewiesen werden, daß die Älteren eher negative Sichtweisen und Einstellungen gegenüber Wohnungslosen einnahmen. Sie neigten eher dazu, Rechte von Wohnungslosen einschränken zu wollen und betrachteten diesen Personenkreis als weniger vertrauenswürdig und als eher sozial isoliert. Auch schrieben sie dem Personenkreis der Wohnungslosen eher persönliche als ökonomische Ursachen ihrer Wohnungslosigkeit zu. Dies könnte ein Hinweis dafür sein, daß die Älteren unter den Untersuchungsteilnehmern Wohnungslose eher selbst für ihre Situation verantwortlich machten. Bereits Toro und McDonell (1992) gingen von der Annahme aus, daß ältere Menschen,

die auch politisch eher konservativ eingestellt seien, eine pessimistischere Haltung gegenüber Wohnungslosen einnehmen würden, was man als Resultat ihrer eigenen Erfahrung in der Nachkriegszeit deuten kann. Diese Menschen entwickelten damals eigene Strategien, diese schwere Zeit zu überleben und gehen vermutlich davon aus, daß der Personenkreis der Wohnungslosen heutzutage ihre Situation „selbst auswählt“. Dies läßt sich auch auf die deutschen Studienteilnehmer übertragen, da die Älteren der deutschen Bevölkerung schwere Kriegs- und Nachkriegszeiten durchleben mußten.

Der sozioökonomische Status der Untersuchungsteilnehmer konnte dagegen nicht viel zur Aufklärung der Einstellungsprädiktoren beitragen. Dieses Ergebnis ist im Vergleich mit früheren amerikanischen Studien (z.B. Coughlin, 1980) ungewöhnlich.

Wie bereits erwähnt wurde, konnte nur für diejenige Einkommensgruppe Effekte ermittelt werden, die keinerlei Angaben zu ihrem Einkommen machte. Dieser Effekt könnte eine sogenannte „konservative Tendenz“ darstellen und zwar für diejenigen, die keinerlei Einkommensangaben machten (vielleicht auch aufgrund ihres höheren Haushaltseinkommens, welches sie nicht angeben wollten?). Es könnte ein allgemeines „Mißtrauen“ sein (auch den Interviewern gegenüber), was sich in den besonders hart geprägten Ansichten gegenüber Wohnungslosen widerspiegelt.

Ein weiteres interessantes Resultat dieser Studie war auch der Aspekt der *Häufigkeit des Redens der Untersuchungsteilnehmer über Wohnungslosigkeit*. Dabei wurde ersichtlich, daß je mehr über Wohnungslosigkeit geredet wurde, desto eher zeigten sie spezifisches und allgemeines Mitgefühl gegenüber Wohnungslosen. In diesem Zusammenhang konnte des weiteren festgestellt werden, daß Menschen, die öfters über Wohnungslosigkeit redeten auch besser über dieses Thema informiert waren. Diese Personengruppe sah auch die Ursa-

chen der Wohnungslosigkeit eher in ökonomischen Umständen als in persönlichen Ursachen. Ähnliche Ergebnisse gehen auf Manrique (1994) zurück. Demzufolge kann davon ausgegangen werden, daß Leute, die öfters über Wohnungslosigkeit reden, eher mitfühlender diesem Personenkreis gegenüber eingestellt sind. Manrique (1995) berichtete in diesem Zusammenhang auch von dem Effekt, daß diese Menschen demnach häufig mit Gleichgesinnten darüber redeten. Angenommen wurde deshalb, daß dadurch ein gewisses Maß an Informationen zur Wohnungslosigkeit vermittelt werde und durch das häufige Diskutieren darüber auch eher die solidarischen Haltungen gegenüber Wohnungslosen gestärkt werden. Diese Annahmen konnten in dieser Studie bestätigt werden.

Dagegen zeigte das *Geschlecht* der Untersuchungsteilnehmer, im Gegensatz zu unseren Erwartungen, nur einen Effekt und zwar den, daß Frauen im allgemeinen mehr Vertrauen dem Personenkreis der Wohnungslosen entgegen brachten. In früheren amerikanischen Studien wurde dagegen herausgefunden (z.B. Toro und McDonell, 1992), daß Frauen sich mehr für das Problem der Wohnungslosigkeit interessieren als dies Männer tun. Auf das Ergebnis dieser Studie bezogen, scheint es so, daß das Geschlecht für die deutsche Bevölkerung nicht so von politischer Wichtigkeit ist wie dies in den USA der Fall ist.

Des weiteren wurden in der vorliegenden Untersuchung die *politischen Grundeinstellungen* der Befragten als Prädiktorvariable berücksichtigt (Tabelle 3). Hierbei konnte gezeigt werden, daß die Anhänger von „Bündnis 90/Die Grünen“ und der PDS (insgesamt 21.6% aller Untersuchungsteilnehmer) sich im allgemeinen eher solidarischer, mitfühlender (allgemeines und spezifisches Mitgefühl) und auch vertrauenswürdiger gegenüber Wohnungslosen eingestellt waren. Interessant war dabei, daß sie einerseits eher von ökonomischen als von individuellen Ursachen der Wohnungslosigkeit

ausgingen, aber auch andererseits die Tatsache, daß diese Wähler die Drogenabhängigkeit und den Ausländeranteil unter Wohnungslosen weniger überbewerteten. Auch die Wähler der SPD (25.6%) zeigten sich durch allgemeines Mitgefühl und der Zuschreibung ökonomischer Ursachen der Wohnungslosigkeit eher solidarischer eingestellt gegenüber dem Personenkreis der Wohnungslosen. Dagegen zeigte sich die Gruppe der CDU-/CSU und FDP-Anhänger (insgesamt 20%) eher zurückhaltender. Ähnliche Ergebnisse wurden auch von Chapra (2000) berichtet. Diese Ergebnisse lassen sich auch in Zusammenhang mit amerikanischen Studien zur „conservative political tendency“ (Furnham, 1982; Lee, Lewis & Jones, 1992) bringen, die eher persönliche Faktoren in den Vordergrund stellten als die mögliche soziale Verantwortung.



#### Denkanstöße für die Politik

Die Resultate der vorliegenden Studie zeigten eindeutig die Wichtigkeit aus der Sicht der deutschen Bevölkerung, das Problem der Wohnungslosigkeit als politisches Anliegen zu betrachten. Mehr als ein Drittel (33.6%) betrachteten das Problem der Wohnungslosigkeit in Deutschland als ein insgesamt „sehr ernsthaftes“ Problem. Von der Hälfte der Teilnehmer (50.2%) wurde die Wohnungslosigkeit in Deutschland als „ziemlich ernsthaft“ angesehen, so daß man generell davon ausgehen kann, daß mehr als drei Viertel der Befragten das Problem der Wohnungslosigkeit als ein wichtiges Problem in Deutschland ansahen. Des weiteren geht die Mehrheit der Teilnehmer

davon aus, daß dieses Problem in Zukunft sich verschlimmern werde und nur 22% der Untersuchungsteilnehmer meinten, daß das Problem der Wohnungslosigkeit eher in gleichem Ausmaß bestehen bleiben würde.

Aus ökonomischer Sicht wurden das vorherrschende Wirtschaftssystem Deutschlands, der Mangel an bezahlbaren Wohnungen, die Arbeitslosigkeit oder auch die Gesellschaft als Ursachen für die Wohnungslosigkeit verantwortlich gemacht. Beinahe drei Viertel (71.7%) der deutschen Bevölkerung waren der Meinung, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem die Wohnungslosigkeit deutlich unterstütze. Auch die Tatsache, daß Wohnungen im allgemeinen immer teurer zu scheinen werden und dadurch ein Mangel an bezahlbaren Mietwohnungen für die Durchschnittsbevölkerung entstehe, wurde von insgesamt 70% der Befragten als weitere mögliche strukturelle Ursache angesehen. Des weiteren wurde die Schaffung neuer Arbeitsplätze zur Reduzierung der Arbeitslosigkeit von insgesamt 83.4% der Studienteilnehmer als eine mögliche Lösungsstrategie zur Bekämpfung der Wohnungslosigkeit betrachtet.

Abschließend kann hier zusammengefaßt werden, daß die Teilnehmer dieser Studie somit auch mögliche Lösungsansätze aus ihrer Sicht zur Verringerung der Wohnungslosigkeit gegeben haben und die Wohnungslosigkeit von der Mehrzahl der in dieser Stichprobe erfaßten Personen als ein wichtiges und ernsthaftes Problem für Deutschland angesehen wird. Ebenso können diese Ergebnisse in Zusammenhang mit der Forderung der Öffentlichkeit nach mehr Unterstützung der Wohnungslosen seitens der Regierung gesehen werden. Die Untersuchungsteilnehmer waren sich einig darüber, daß es Aufgabe der Regierung sei, Wohnungslose finanziell zu unterstützen. 72,2% der in dieser Studie erfaßten deutschen Bevölkerung sprachen sich für Hilfen Wohnungsloser durch die Regierung aus. 16.7% waren gegenteiliger Meinung und ließen ver-

lauten, daß sich die Wohnungslosen „selbst helfen“ sollten. Ähnliche Ergebnisse wurden bereits von Chapra (2000) berichtet.

Des weiteren konnte in dieser Studie gezeigt werden, daß Diskrepanzen hinsichtlich der Meinungen über Wohnungslosigkeit existierten. Einerseits gaben beinahe 82% der Befragten an, daß sie eher mitfühlend gegenüber Wohnungslosen eingestellt seien und andererseits konnte diese Studie auch die vorherrschenden Vorurteile gegenüber Wohnungslosen bestätigen. Es waren insgesamt 76% der befragten Personen der vorliegenden Stichprobe eindeutig der Meinung, daß Wohnungslosen das Recht auf Betteln zugestanden werden sollte und 94.4% sprachen sich für das allgemeine Wahlrecht für Wohnungslose aus. Diese Ergebnisse sind besonders aus politischer Sicht interessant und stellen mögliche Ansatzpunkte zur Veränderung dar. In der vorliegenden Untersuchung spricht sich die Bevölkerung einerseits für das allgemeine Wahlrecht aus und andererseits auch für das viel diskutierte Recht auf Betteln. Von Seiten der deutschen Politik wurde diesbezüglich immer wieder eine Repressionspolitik eingeschlagen (vgl. Hammel, 1998a, 1998b; Hecker, 1998; Reindl, 2000). Allerdings zeigte diese Studie eindeutig, daß mehr als drei Viertel der erfaßten Bevölkerung dieses Klima der politischen Ausgrenzung nicht unterstützt. Dies sollte somit Denkanstöße in eine politische Richtung geben, welche die soziale Ausgrenzung des wohnungslosen Personenkreises nicht noch zusätzlich durch die Zulassung von kommunalen Straßensatzungen wie die des „Bettelverbotes“ unterstütze.

Vorurteile konnten innerhalb dieser Studie ansatzweise bestätigt werden, die im allgemeinen zur Stigmatisierung Wohnungsloser beitragen. Knapp 75% der Untersuchungsteilnehmer waren der Meinung, daß Wohnungslose öfters wegen krimineller Delikte im Gefängnis wären, was allerdings nicht der Realität entspricht (vgl. u.a. Bundeskriminalamt,



1999). Beinahe 34% waren davon überzeugt, daß Wohnungslose ihr Geld aufgrund krimineller Delikte „verdienen“. Dies sind nur einige Beispiele die belegen sollen, daß der Personenkreis der Wohnungslosen noch immer mit gängigen Vorurteilen und Stigmatisierungen durch die Gesellschaft behaftet ist. Allerdings konnte dieses Bild der Stigmatisierung Wohnungsloser innerhalb dieser Stichprobe nur ansatzweise bestätigt werden.

Das Sachwissen der Teilnehmer über die Lebenssituation Wohnungsloser

Zusammenfassend kann hier gesagt werden, daß die erfaßte deutsche Bevölkerung einzelne Charakteristika des wohnungslosen Personenkreises teilweise erheblich über- bzw. unterschätzte. Wie angenommen wurde, konnten Überbewertungen bzw. Unterschätzungen bezüglich psychischer Erkrankungen, zur Drogen- und Alkoholabhängigkeit und bezüglich des Familienstandes Wohnungsloser nachgewiesen werden. Des Weiteren konnten Überbewertungen zum Kontakt wohnungsloser Personen zu ihren Familienangehörigen vorgefunden werden. Allerdings konnte hier keine, wie angenommen, Überbewertung der Geschlechterzuordnungen Wohnungsloser vorgefunden werden. Ansonsten gaben die Teilnehmer ziemlich genaue Schätzungen zur Lebenssituation Wohnungsloser ab, die mit Schätzungen der BAG W (siehe Tabelle 3) verglichen wurden. Abschließend kann gesagt werden, daß die Untersuchungsteilnehmer ein relativ gutes Sachwissen über Wohnungslosigkeit vorweisen konnten, allerdings mit den zuvor dargestellten Über- bzw. Unterschätzungen.

Der Ausblick für zukünftige Forschungen

Das Forschungsfeld um die Wohnungslosigkeit aus der Sicht der Bevölkerung wird sich im Kontext wirtschaftlich-sozialer Wandlungen weiterhin verändern. Mit Hilfe dieser Studie

konnten einerseits die politischen Sichtweisen, Stigmatisierungen und die Kenntnisse über Wohnungslosigkeit innerhalb der deutschen Bevölkerung erfaßt werden. Andererseits traten im Forschungsprozeß eine Reihe interessanter Fragen auf, die zu einer weiteren Beschäftigung mit diesem Gegenstand anregen.

Weitere Forschungen zum Thema der Wohnungslosigkeit aus der Sicht der deutschen Bevölkerung sollten eine größere Teilnehmerzahl erfassen als in der vorliegenden Untersuchung. Die Teilnehmerzahl von insgesamt 250 befragten Personen scheint zu niedrig zu sein, stellt aber die erste deutschlandweite Studie zum Thema der Wohnungslosigkeit aus Sicht der deutschen Bevölkerung dar.

Die Ergebnisse dieser Studie konnten somit eine allgemeine, eher unterstützende Sicht der Bevölkerung gegenüber dem Personenkreis der wohnungslosen nachweisen. In diesem Zusammenhang kann allerdings die Frage aufgeworfen werden, warum die Öffentlichkeit nicht mehr unternimmt, um das Problem der Wohnungslosigkeit zu mindern oder wenigstens ansatzweise zu bekämpfen.

Als weiteres interessantes Ergebnis der Studie sind die Auswirkungen des Redens über die Wohnungslosigkeit zu betrachten. Hier sollten zukünftige Forschungen anknüpfen.

Aus politischer Sicht stellen diese Ergebnisse interessante Anhaltspunkte dar. Daraus ließen sich politische Strategien zur Bekämpfung bzw. Minderung der Wohnungslosigkeit entwickeln. Hier könnte ein Aspekt sein, daß die Mehrheit der Untersuchungsteilnehmer bereit waren, in einem gewissen Rahmen, jährlich mehr Steuern zu zahlen, die dem Personenkreis Wohnungsloser zur Unterstützung dienen könnten. Des Weiteren belegte diese Studie eindeutig, daß es wichtig wäre, die deutsche Bevölkerung zum Thema der Wohnungslosigkeit zu Wort kommen zu lassen, da mehr als drei Viertel der Befragten davon überzeugt waren, die Wohnungslosigkeit stelle ein ernsthaftes Problem in Deutschland dar. Ebenso sollte die nicht abzustreitende Repressionspolitik der deutschen Regierung gegenüber Randgruppen wie dem des wohnungslosen Personenkreises, überdenkt werden. Die deutsche Öffentlichkeit in der vor-

liegenden Untersuchung war eindeutig der Meinung, Wohnungslosen sollte u.a. das Recht auf Betteln und das allgemeine Wahlrecht zugestanden werden, welche in der Realität heftig umstritten sind oder rechtlich nicht abgesichert (z.B. das Wahlrecht). Diese Sicht der deutschen Bevölkerung sollte hier mit größtem Interesse verfolgt werden, um der Politik deutlich zu machen, daß die deutschen Bevölkerung ihre Repressionspolitik mißbilligen.

Um die Meinung der Öffentlichkeit zum Thema der Wohnungslosigkeit vergleichen können (z.B. Schätzungen der Befragten zu bestimmten Charakteristika der Wohnungslosen), zeigte sich die von der BAG W seit Jahren geforderte Wohnungsnotfallstatistik für Deutschland als weitere dringende Notwendigkeit. Generell zeigte diese Studie auch, daß das Forschungsgebiet zum Thema Wohnungslosigkeit im all-

gemeinen stärker und vielfältiger untersucht werden sollte.

Auch die Frage, inwieweit die Meinung und das Wissen über Wohnungslosigkeit der Untersuchungsteilnehmer durch die Medien beeinflusst werden, kann somit als weiterer Forschungsansatz betrachtet werden.

Zukünftige Forschungen sollten es deshalb ermöglichen, dieses Forschungsfeld weiter zu untersuchen. Die Resultate der vorliegenden Studie bieten hierfür interessante theoretische und empirische Anhaltspunkte. Allerdings sollte man hierbei auch verschiedene Methodenansätze miteinbeziehen wie vielleicht einen quantitativen-qualitativen Methodenmix, der das Thema der Wohnungslosigkeit aus noch vielfältigeren Blickwinkeln analysieren könnte.

## Literatur

- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (2000). *Statistikberichte 1997- 1998*. Bielefeld: Eigenveröffentlichung.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (Juni, 2001). *Für eine bürger- und gemeindenahen Wohnungslosenhilfe: Grundsatzprogramm. Bundestagung der Wohnungslosenhilfe*. Köln.
- Bundeskriminalamt (1999) (Hrsg.). *Polizeiliche Kriminalstatistik 1995- 1998. Tatort-Wohnsitz-Beziehung nach Tatverdächtigen*. Wiesbaden.
- Chapra, M. (2000). Alltägliche Solidarität und latenter Rassismus. Empirische Befunde zum Meinungsbild über benachteiligte Gruppen in der ostdeutschen Bevölkerung. *Utopie kreativ* (August 2000).
- Coughlin, R.M. (1980). *Ideology, public opinion & welfare policy: attitudes towards taxes and spending in industrialized societies*. Berkeley, CA: Institute of International Studies, University of California.
- Frey, J.H. (1989). *Survey research by telephone* (2nd Ed.). Newbury Park, CA: Sage.
- Furnham, A. (1982). Explanations for unemployment in Britain. *European Journal of Social Psychology*, 12, 335-352.
- Gillich, S. (1998). Zur Normalität sozialer Ungleichheit. Ein Heilungsversuch durch Ausgrenzung. *Wohnungslos*, 4, 137-140.
- Gillich, S. & Nieslony, F. (2000). *Armut und Wohnungslosigkeit: Grundlagen, Zusammenhänge und Erscheinungsformen*. Köln: Fortis.
- Hammel, M. (1998a). Wie können Wohnungslose problemlos an allgemeinen Wahlen teilnehmen? Anmerkung zum Beschluß des nordrhein-westfälischen Verfassungsgerichtshofes vom 14.Mai 1996–Az:VerfGH 30/95. *Wohnungslos*, 1, 27 -28.
- Hammel, M. (1998b). Ist Betteln illegal? – Anmerkungen zum Urteil des Amtsgerichts Stuttgart vom 16. April 1997. *Wohnungslos*, 2, 51-55.
- Hecker, W. (1998). *Die Regeln des Aufenthalts von Personen im innerstädtischen Raum – Zur Frage der Zulässigkeit von Bettelverboten, Verboten des Alkoholkonsums und des Aufenthalts im öffentlichen Raum* (Heft 38). Bielefeld: VSH GmbH.

- Jason, L.A. & Rose, T. (1984) Influencing the passage of child passenger restraint legislation. *American Journal of Community Psychology*, 12(4), 485-495.
- Kluegel, J.R. & Smith, E.R. (1986). *Beliefs about inequality: Americans' views of what is and what ought to be*. New York: Aldine de Gruyter.
- Lee, B.A.; Jones, S.H. & Lewis, D.W. (1990). Public beliefs about the causes of homelessness. *Social Forces*, 69 (1), 253-265.
- Lee, B.A.; Lewis, D.W. & Jones, S.H. (1992). Are the homeless to blame?: a test of two theories. *The Sociological Quarterly*, 33(4), 535-552.
- Link, B.G.; Schwartz, S.; Moore, R.; Phelan, J.; Struening, E.; Stueve, A. & Colten, M.E. (1995). Public knowledge, attitudes, and beliefs about homeless people: evidence for compassion fatigue? *American Journal of Community Psychology*, 23(4), 533-555.
- Lutz, R. (2000). Die Wohnungslosenhilfe im Wohlfahrtsstaat. In M. Berthold (Hrsg.), *Armut und Obdachlosigkeit in Deutschland: wie modern ist unser Sozialstaat?* (S. 22-29). Bielefeld: VSH Verlag.
- Manrique, M. A. & Toro, P. A. (1994, November). *National public opinion on homelessness: Is there compassion fatigue?* Poster session presented at the annual meeting of the American Public Health Association, Washington, DC.
- Manrique, M. A. & Toro, P. A. (August, 1995). *Life-time prevalence of homelessness in the United States*. 103rd Annual Convention of the American Psychological Association, New York, NY.
- Miller, L. & Seligman, M.E.P. (1999). Beliefs about responsibility and improvement associated with liberal-conservative justice beliefs. *Psychological Reports*, 84, 329-338.
- Monroe, A.D. (1983). American party platforms and public opinion. *American Journal of Political Science*, 27(1), 27-42.
- Page, B.I. & Shapiro, R.Y. (1989). Educating and manipulating the public. In M. Margolis & G.A. Mauser (Eds.), *Manipulating public opinion: essays on public opinion as a dependent variable* (pp. 294-320). Belmont, CA: Brooks/Cole Publishing Company.
- Reindl, R. (2000). Kriminalität und Kriminalisierung wohnungsloser Männer und Frauen. In: *Facetten der Wohnungslosigkeit - Zur Gesundheit Wohnungsloser* (S. 138- 154) (Heft 43). Bielefeld: VSH GmbH.
- Shinn, M. (1992). Homelessness: What is a psychologist to do? *American Journal of Community Psychology*, 20(1), 1-24.
- Statistisches Bundesamt Deutschland (2002). *Laufende Wirtschaftsrechnungen: Ausstattung privater Haushalte mit Informationstechnik*. 16. Mai 2002, [www.destatis.de/basis/d/evs/budtab2.htm](http://www.destatis.de/basis/d/evs/budtab2.htm).
- Swift, A.; Marshall, G.; Burgoyne, C. & Routh, D. (1995). Distributive justice: does it matter what the people think?, In: J.R. Kluegel, D.S. Mason, & B. Wegener (Eds.), *Social justice and political change: public opinion in capitalist and post-communist states* (pp. 15-47). New York: Aldine de Gruyter.
- Toro, P.A. & McDonnell, D.M. (1992). Beliefs, attitudes, and knowledge about homelessness: a survey of the general public. *American Journal of Community Psychology*, 20(1), 53-80.
- Toro, P.A.; Trickett, E.J.; Wall, D.D. & Salem, D.A. (1991). Homelessness in the United States: an ecological perspective. *American Psychologist*, 46 (11), 1208-1218.

#### Autoren

- ✉ Natascha Schlienz, Studentin der Freien Universität Berlin, E-mail: [nschlienz@hotmail.com](mailto:nschlienz@hotmail.com)
- ✉ Carolyn Tompsett (student) & Ph.D. Paul A. Toro, Wayne State University, Detroit, USA, Research Group on Homelessness and Poverty, E-mail: [paul.toro@wayne.edu](mailto:paul.toro@wayne.edu)

## Krisentheorien

Ulrike Freikamp

### Zusammenfassung

Der Artikel stellt allgemeine Krisenkonzepte und Krisenkonzepte verschiedener Therapieschulen vor (1). Den Krisenkonzepten werden gemeinsame Grundprinzipien zugeordnet, typische Krisenverläufe beschrieben und die Frage der Dauer von Krisen diskutiert. Dem folgt die für alle Krisentheorien wesentliche Grundlegung des Coping-Prozesses (2). Der Coping-Prozeß dient als Erklärungsansatz für die unterschiedlichen Ausprägungen von Krisen, resp. Krisenarten. Die Ausführungen schließen mit der Vorstellung von Krisenarten als Kontinuum zwischen sozialpsychologischer Krise, psychosozialer Krise und psychiatrischem Notfall (3). Die Unterscheidung von Krisenarten basiert dabei auf der Annahme differenzierter Coping-Prozesse durch Menschen.

*Schlüsselwörter:* Coping-Prozeß – Krisentheorien – Krisenarten – sozialpsychologische Krisen – Psychosoziale Krisen

### Summary

The article presents a general crisis concept and a concept from the different schools of therapy (1). The concepts are classified according to common basic principles and the typical development of a crisis is described and its duration discussed. Then the essential foundations of the coping process are laid down for all theories about crises (2). The coping process serves as an explanatory statement of the different forms of crises, and also kinds of crises. The observations end with the idea that the types of crises are a continuum of a social-psychological crisis, a psychosocial crisis and a psychiatric emergency (3). The distinction between the types of crises is based upon people's acceptance of the differing coping processes.

*Key words:* coping process - crises theories - types of crises - socialpsychological crises - psychosocial crises

### 1 Krisenkonzepte

Der Begriff der Krise hat in seinem alltäglichen Gebrauch eine vage, eher deskriptive Funktion. Er wird allgemein mit einer intensiven emotionalen Bedeutung verbunden. Trotz vielfältiger Bemühungen setzte sich keine klare Krisendefinition durch (Sauvant & Schnyder, 1993). Immer wieder wird die Caplan'sche Definition rekuriert. Neuere Ansätze schließen systemtheoretische Elemente (Ciompi, 1993) sowie moderne Stresstheorien (Heim, 1993; Sonneck, 1997) ein.

Die Annäherung an das Konstrukt der „Krise“ erfolgt über seine historische Entstehung und seine Wurzeln in verschiedenen Therapieschulen.

Der Beginn der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Krise und der Krisenintervention in Psychiatrie und Psychologie geht von den

Erfahrungen bei einem Großbrand in Boston im Jahre 1940 aus, in dessen Folge E. Lindemann (zit. nach Golan, 1983; Ciompi, 1993) zu der Schlußfolgerung kam, das bestimmte unvermeidliche Geschehnisse im Lebenszyklus des Einzelnen zu emotionalen Spannungen und Belastungen führen. Diese haben entweder die Bewältigung der neuen Situation oder eine Krise zur Folge. Wie bei der Krise als „Infektionskrankheit“ verstanden wird, die ihre Grenzen in sich selbst trägt. Sie kann gesunde wie kranke Menschen befallen.

Caplan, in gewisser Weise der Vater der heutigen Krisentheorie, entwickelte das Krisenmodell Lindemanns, das sich auf die unmittelbare Wirkung zerstörender und stressbewirkender, plötzlicher unvorhersehbarer Ereignisse bezieht, weiter. Er ergänzt es um die entwicklungspsychologischen Erkenntnisse von Erikson bezüglich der psychodynamischen Kon-

zeptualisierung kritischer Lebensphasen (1964, zit. Häfner & Rössler, 1987; Ciompi, 1993). Einen Ausgangspunkt bildet dabei der Gedanke, das jeder Mensch ständig vor neue Lebensprobleme gestellt wird, die er mit erlernten Bewältigungsstrategien (coping behavior) zu lösen versucht. Entwickelt sich ein erhebliches Ungleichgewicht zwischen der subjektiven Bedeutung des Problems und den Bewältigungsmöglichkeiten des Individuums, dann kann es zur Krise kommen. Ihre Überwindung soll der Reifung oder der Autonomie der Persönlichkeit dienen. Das Scheitern der Krisenbewältigung ist mit Krankheitsrisiken behaftet. Eine *zunehmende Zahl von Forschern* beschäftigte seit den 50er und 60er Jahren mit der Krisenproblematik. Große grundsätzliche Neuerungen in der Krisentheorie kann man seitdem nicht verzeichnen (Bergold & Schürmann, 2001; Ciompi, 1993). Ciompi (ebenda) sieht in diesem Zusammenhang als Ausnahme seine eigenen Forschungen zur Anwendung der Chaostheorie auf die Theorie der Entstehung von Krisen. Auf sie soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden, da sie bei der Generierung eines Krisenmodells nicht hilfreich wäre.

Bevor der Versuch einer Arbeitsdefinition des Konstruktes „Krise“ unternommen wird, werden die Einflüsse der psychotherapeutischen Methodologien auf die oft eklektische Krisentheorie kurz umrissen, in besonderem ihr Krisenverständnis (Bergold & Schürmann, 2001, Schürmann, 1991):

1. *Psychoanalytisch orientierte Sicht:*

Zu einer Krise kommt es, wenn ein äußeres Ereignis auf einen latenten, inneren Konflikt trifft. Die bisher funktionierende Abwehr kann dann teilweise zusammenbrechen.

2. *Kognitiv-behaviorale Sicht:*

Es werden Beiträge zu unterschiedlichen Krisenereignissen (z. B. Vergewaltigung) bzw. Störungen (z. B. Sucht) geleistet,

zum grundsätzlichen Verständnis der Krise eher nicht.

3. *Personenzentrierte Sicht:*

Als zentrales Störungskonzept der Gesprächspsychologie fungiert auch in der Krisentheorie die Inkongruenz. D. h. fehlangepaßtes/gestörtes Verhalten entsteht durch Diskrepanz zwischen Bewertungsmaßstäben des Selbst und der übernommenen Bewertung oder auch als Konflikt zwischen den Bedingungen der Wertschätzung und dem Selbstaktualisierungsmotiv.

4. *Systemische Sicht*

Es erfolgt die Übernahme systemischen und umfassender gesehenen ökologischen Denkens zum Verständnis psychischer Erkrankung und professionellen Handelns.

Psychotherapeutische Methodologien zur Konzeptualisierung der Krise bildeten sich nicht nur auf der Basis der klassischen Therapieschulen, sondern auch im Rahmen:

5. *der Präventiven Psychiatrie,*
6. *der Hilfe nach einem Suizidversuch,*
7. *der Alternative zur Vollhospitalisierung,*
8. *des Psychiatrischer Notfalldienst,*
9. *der Ambulanten Hilfe und*
10. *der Vermeidung von Dekontextualisierung (vgl. Schürmann, 1991).*

Alle psychotherapeutischen Methodologien lieferten Bausteine und Anregungen für heutige Krisenkonzepte und -interventionen. In abgewandelter Form finden wir sie im heutigen Krisenverständnis wieder.

Dem Zweck dieser Untersuchung, der Klassifizierung der KlientInnen des BKD in homogene Gruppen bezüglich durchlebter Krise, erfolgter Krisenintervention und soziodemografischer Herkunft, entspricht nach meinem Verständnis die Definition der Krise von Caplan (zit. nach Golan, 1983, S.67), die einen deutlich Bezug zur Coping-Theorie herstellt:

*„Eine Krise entsteht, wenn ein Mensch sich auf dem Weg zu wichtigen Lebenszielen einem Hindernis gegenüber sieht, das er im Augenblick mit seinen üblichen Problemlösungsmethoden nicht bewältigen kann.“*



Ausführlicher, aber dem Sinn nach gleich, und bereits die Eckpunkte der Coping-Theorie einbeziehend – Ressourcen, Situation und Adaption – formulieren *Aguilera & Messick* (1977, zit. nach Schürmann, 1991, S.48):

*„Zu Krisen werden sie aber nur für Individuen, die aufgrund ihrer Persönlichkeit, ihren früheren Erfahrungen oder bestimmten Faktoren in der gegenwärtigen Situation gegenüber dieser Belastung besonders verletzlich sind und deren emotionale Ressourcen im Augenblick nicht ausreichen, um eine solche Belastung aufzufangen.“*

*Caplan & Grundbaum* (1967, zit. nach Schürmann, 1991, S. 50) ergänzen die Definition um eine zeitliche Dimension und mögliche Ergebnisse von Krisensituationen.

*„Werden Personen mit Problemen konfrontiert, denen sie weder ausweichen können, noch zu deren Lösung ihre Kapazität ausreicht, entstehen Stadien temporären Ungleichgewichts im Verlauf einer relativ ruhigen Entwicklung. Diese emotional bedeutsamen Wendepunkte oder Krisen stellen kurze Perioden dar, die gewöhnlich von großer psychischer Unruhe gekennzeichnet sind. Krisen enthalten die Möglichkeit eines persönlichen*

*Wachstums aber auch die Gefahr des Beginns psychischer Störungen.“*

*Golan* (1983) unternimmt den Versuch, die unterschiedlichen Ansätze des Krisenkonzepts der Sozialforschung in allgemeine Grundprinzipien zu integrieren, die das Feld der Krise abstecken:

1. Die Krise ist ein bedrohliches Ereignis.
2. Sie kennzeichnet die Störung des Gleichgewichts und einen Zustand der Verletzlichkeit.
3. Ein auslösender Faktor führt zur akuten Krise.
4. Die Ausweitung der Krise empfindet ein Mensch als bedrohlich, als Verlust und/oder Herausforderung.
5. Die emotionale Reaktion auf eine Situation ist von ihrer subjektiven Bedeutung für den Betroffenen abhängig. Sie kann als Bedrohung und/oder Verlust und/oder Herausforderung empfunden werden.
6. Eine Krisensituation ist keine Krankheit.
7. Jede Krise besteht aus einer Reihe vorhersehbarer Stadien.
8. Die Phase des akuten Ungleichgewichts ist immer zeitlich begrenzt.
9. Geringste Bemühung zu diesem Zeitpunkt kann größtmögliche Wirkung zeitigen.
10. In der Krise werden neue Formen der Anpassung erlernt.

Die Punkte 1 bis 6 und 10 finden sich in den Krisenkonzepten vieler WissenschaftlerInnen wieder (z. B. Sonneck, 1997; Ciompi, 1993; Heim, 1993; Häfner & Rössler, 1987). Fragen der Dauer und Stadien von Krisen (Punkt 7 und 8) werden in der „scientific community“ kontrovers diskutiert (Heim, 1993; Sonneck, 1997). Deshalb sollen diese Aspekte an späterer Stelle ausführlicher betrachtet werden (s. u.). Punkt 9, zu den Wirkungen von Interventionen, stellt bereits den Übergang zu Kriseninterventionen da (s. 2.2).

WissenschaftlerInnen (Sonneck, 1997, Ciompi, 1993, Häfner & Rössler, 1987 und Golan, 1983) vertieften das Krisenkonzept im Laufe der Zeit, indem sie Anlässe für Krisen genauer faßten, unterschiedliche Ebenen von Krisen beschrieben und akute Krisen in ihrer Auswirkung auf menschliches Verhalten und Empfinden umfassender charakterisierten.

Krisen können im Zusammenhang mit Ereignissen und Lebensumständen als:

- a. Katastrophen- und Massenbelastungen (für die Untersuchung des Berliner Krisendienstes nicht relevant) oder
- b. Individuelle Belastungen auftreten.

Reaktionen auf Krisen können hauptsächlich eine Ebene der menschlichen Identität treffen, aber auch Wirksamkeit auf den beiden anderen haben:

- a. körperlich biologisch (z. B. Pubertät, chronische Erkrankung);
- b. psychisch (seelische Konflikte) und
- c. sozial (Rollen, Statusveränderung, Scheidung etc.).

Krisen lösen Reaktionen auf verschiedenen Ebenen des menschlichen Verhaltens aus:

- a. psychisch und körperlich durch Rat- und Hilflosigkeit, aber auch in körperlichen Beschwerden (z. B. Herzrasen, Atemnot, Appetitverminderung u. a.);
- b. Störungen der Problemlösung – Problembewältigung, so in :
  - der Unfähigkeit, das Problem wahrzunehmen bzw. zu definieren;
  - der Unfähigkeit, eine bestimmte sinnvoll erkannte Lösung durchzuführen, z. B. wegen fehlender Strategien;
  - fehlender oder mangelnder emotionaler und realer Unterstützung durch die Umwelt;
  - im Krisenanlaß, der erstens bei einem schweren Schicksalsschlag starke Gefühle auslöst und zweitens zu einer unübersichtlichen komplizierten Situation führen kann oder
  - der sich verschlechternden psychischen Verfassung;

- c. Störungen der Kommunikation, sofern sie nicht Ursache der Krise selbst sind (z. B. Beziehungsprobleme), die sich im Rückzug aus der Situation oder im In-sich-Zurückziehen aufgrund der psychischen Verfassung widerspiegeln, was eine emotionale Unterstützung verhindert.

In der Literatur existieren unterschiedliche Phasentheorien von Krisen (s. Tabelle 1). Bereits *Caplan* (1964, zit. nach Ciompi, 1993) ging von einer Reihe vorhersagbarer Stadien innerhalb jeder Krise aus. *Cullberg* (1978, zit. nach Sonneck, 1997) formulierte Stadien von Krisen, die mit einem Schock beginnen, also eine hohe Affinität zu traumatischen Krisen haben (s. auch 2.1.3). Er geht über Caplan hinaus, indem er die Bearbeitung und Neuorientierung ergänzt. *Golan* (1983) erweitert die Phasentheorie, indem sie ein bedrohliches Ereignis, das zu einem Zustand erhöhter Verletzlichkeit führt, vor den auslösenden Faktor der akuten Krise setzt. *Heim* (1993) und *Schürmann* (1991) verweisen auf differenzierte Krisenverläufe, abhängig vom Coping-Verhalten der KlientInnen. *Ciompi* (1993) untersuchte empirische Befunde zu Phasenverläufen von Krisen und fand nur magere Ergebnisse. Summa summarum scheinen die Caplan'schen und Cullberg'schen Auffassungen von Praktikern jedoch anerkannt zu sein (Ciompi, 1993 und Golan, 1983) und sind auch Grundlage von gängigen Kriseninterventionstheorien (s. 2.2).

Ähnlich kontrovers wird die Frage der Dauer von Krisen diskutiert. *Caplan* (zit. nach Golan 1983), *Golan* (1993), *Häfner und Rössler* (1987), *Sonneck* (1997) u.a. gehen von 4 – 6 Wochen akuten Ungleichgewichts aus. *Heim* (1993) verweist auf die gängige Annahme, ein jede Krise sei nach 2 – 3 Monaten im Spontanverlauf überwunden, die aber empirisch nicht belegt ist.

Aber selbst die Verfechter einer begrenzten Dauer von Krisen widersprechen sich in ihren

Aussagen. *Golan* (1993) verweist im Zusammenhang mit Veränderungskrisen (s. auch 2.1.3.) auf eine häufige Krisendauer von bis zu einem Jahr und mehr. *Sonneck* (1997) klammert aus der Betrachtung der Krisendauer von ihm explizit beschriebenen chronifizierten Krisen aus, die sich über mehrere Jahre erstrecken können.

Für die Aufstellung eines Krisenmodells erscheint die Aussage bedeutsam, daß sich i. d. R. die Länge der akuten Krisen von 4 – 6 Wochen in der Praxis als valide herausgestellt hat (*Golan*, 1983). Diese Annahme muß aber um die Aussage ergänzt werden, daß auch eine längere Dauer von Krisen möglich ist, so im Zusammenhang mit Veränderungs- und chronifizierten Krisen (s. dazu auch 2.1.3).

Tabelle 1: Phasentheorien von Krisen

Caplan (1964)	Cullberg (1978)	Golan (1983)	Heim (1993) Schürmann (1991)
1. Normales Problemlösungsverhalten		1. Bedrohliches Ereignis: Schlag von außen oder ein innerer Wandel zu einem Zeitpunkt relativer innerer Stabilität	Bewältigungsmuster in unterschiedlichen Situationen wiesen wenig Ähnlichkeit auf
2. Ineffektivität		2. Zustand der Verletzlichkeit:	Große Variabilität der individuellen Reaktionen
3. Mobilisierung zusätzlicher Ressourcen		(a) Anstieg der Spannung mit gewohnten problemlösenden Mechanismen (b) Wenn Mechanismen versagen, steigen Spannung und Gefühl des Unvermögens (c) Neue Mobilisierung innerer Reserven und für den Notfall gedachter Bewältigungsmechanismen	Pearlin & Schooler (1978, zit. nach Heim, 1993) : bei Alltagsproblemen keine systematischen Reaktionsmuster  Zwar werden bestimmte individuelle Bewältigungsmuster vorgezogen, aber je nach Krisensituation weitere Bewältigungsmuster zusätzlich eingesetzt
4. Totale Verhaltensdesorganisation	1. Schock  2. Reaktion 3. Bearbeitung 4. Neuorientierung resp. Fixierung, Neurotisierung, Psychiatriesierung	3. Auslösender Faktor: das Ereignis, das den Zustand der Verletzlichkeit in den Zustand des Ungleichgewichts überführt	PatientInnen unterscheiden sich in der Abfolge der Phasen der Krankheitsbewältigung ( als einer Art der Krise) deutlich
		4. Akute Krise (schließt Bearbeitung ein)	
		5. Reintegration: gesunde oder falsche, gar destruktive Anpassung	

Das heute gängige Krisenkonzept vereint eklektisch verschiedene wissenschaftliche Methodologien. *Sonneck* (1997) faßt die wichtigen Aspekte von Krisen zusammen:

Krisenanlaß (das auslösende Ereignis);  
subjektive Bedeutung (Krisenanlaß ist nur im Zusammenhang mit der subjektiven Bedeutung zu verstehen);



Krisenanfälligkeit (persönliche Disposition für Krisen);

Reaktion der Umwelt (Umwelt als wesentliches Hilfsmittel oder Hindernis bei der Bewältigung von Krisen) und

Krisenverlauf (bestimmt durch das Wirken aller Aspekte)

Die Aspekte von Krisen stellen die für die weiteren Betrachtungen wichtige Verbindung zur Coping-Theorie her.

Die modernisierte *Caplan'sche* Fassung der Krisendefinition von *Sonneck* (1997, S. 71), die die Aspekte von Krisen vereint und Bezug zum Coping-Prozeß nimmt, beendet als Resümee den Abschnitt:

*„Die Krise ist gekennzeichnet durch den: Verlust des seelischen Gleichgewichts, den ein Mensch verspürt, wenn er mit Ereignissen und Lebensumständen konfrontiert wird, die er im Augenblick nicht bewältigen kann, weil sie von Art und Ausmaß her seine durch frühere Erfahrungen erworbenen Fähigkeiten und Hilfsmittel zur Erreichung wichtiger Lebensziele oder Bewältigung seiner Lebenssituation überfordern.“*

## 2 Der Coping-Prozeß als Grundlage des Krisenkonzeptes

Für den Versuch, ein differenziertes Krisenmodell von durchlebter Krise, Krisenintervention und soziodemografischer Herkunft für den Berliner Krisendienst zu schaffen, kristallisierte sich die *Coping-Theorie* als Möglichkeit unterschiedliche Krisenmuster resp. -arten zu identifizieren, als grundlegend heraus. Der folgende Abschnitt stellt die Coping-Theorie in ihren Eckpunkten vor und analysiert auf ihrer

Basis die Eignung verschiedener Merkmale von Krisen für die Klassifizierung von Krisenarten. Die Ausführungen zum Coping-Prozeß folgen den Darstellungen *Helms* (1993). Dem *Caplan'schen* Gedanken folgend, daß jeder Mensch ständig vor neue Lebensprobleme gestellt wird, die er mit erlernten Bewältigungsstrategien (coping behavior) zu lösen versucht (1964, zit. nach Häfner und Rössler, 1987), waren Krise und Coping schon immer ein Zwillingsspaar.

Menschliches Verhalten in der Krise – unabhängig vom Krisenhintergrund und -anlaß – bleibt sich grundsätzlich ähnlich. Primäre Stressoren (critical life events) und sekundäre Stressoren (ähnlich dem bedrohlichen Ereignis – nach *Golan*, 1983) treffen auf internale (Persönlichkeit) und externale (soziales Netzwerk) Ressourcen, die zusammen den Bewältigungsprozeß determinieren. Der Bewältigungsprozeß kann gelingen, dann sichert er die Gesundheit, oder mißlingen, dann erhöht er das Krankheitsrisiko. Der Coping-Prozeß ist ein typischer redundanter Prozeß, der auf wechselseitigen Abhängigkeiten beruht. Die gelungene oder nicht gelungene Adaption ist Voraussetzung für künftige Adaptionprozesse (resp. Krisen), indem sie entweder internale und/oder externale Ressourcen stärkt oder verringert. Die Situation hat in ihrer Schwere Einfluß auf das Ausreichen der Ressourcen. Die internalen und externalen Ressourcen bestimmen, welche Situation noch bewältigt werden kann und welche nicht (Abb. 1). Wie für den Kommunikationsprozeß gilt das Axiom: Man kann nicht NICHT bewältigen.

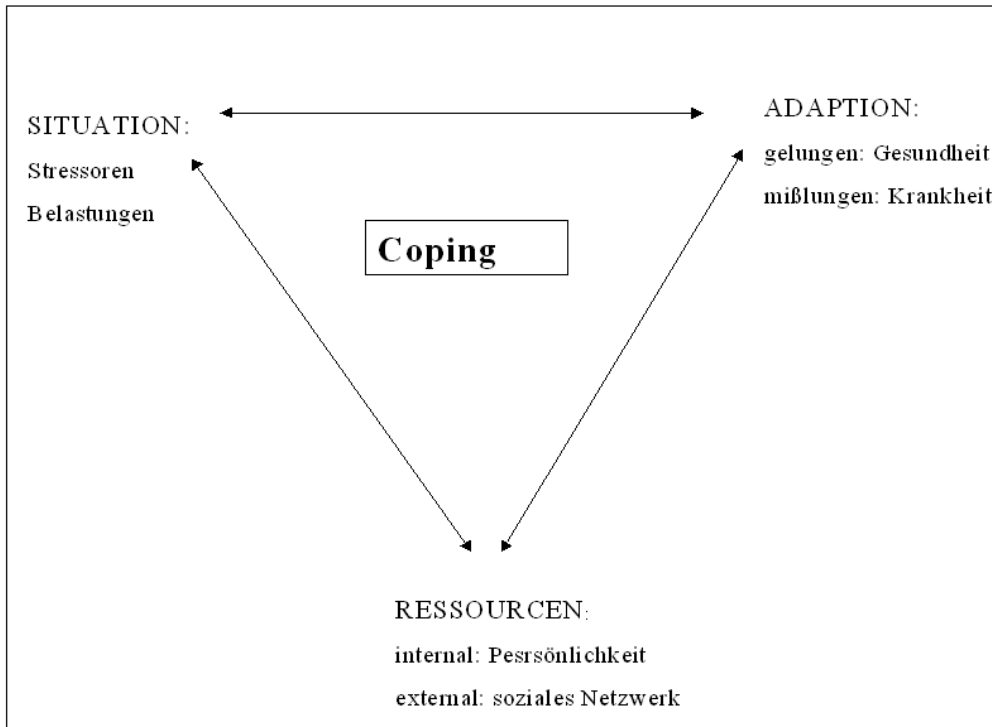


Abbildung 1: Coping-Prozeß nach Heim (1993)

Im Bemühen, eine Krise zu überwinden, ist Coping:

1. kein einmaliger Akt, sondern ein *Prozeß*;
2. steht in Wechselwirkung zu den Determinanten des Individuums und des Umfeldes in Bezug auf ein Ziel, d. h. Coping ist *situationsabhängig und ressourcenabhängig*;
3. versteht sich als Versuch, als *Intention*, als ein Gerichtetsein auf ein Ziel und

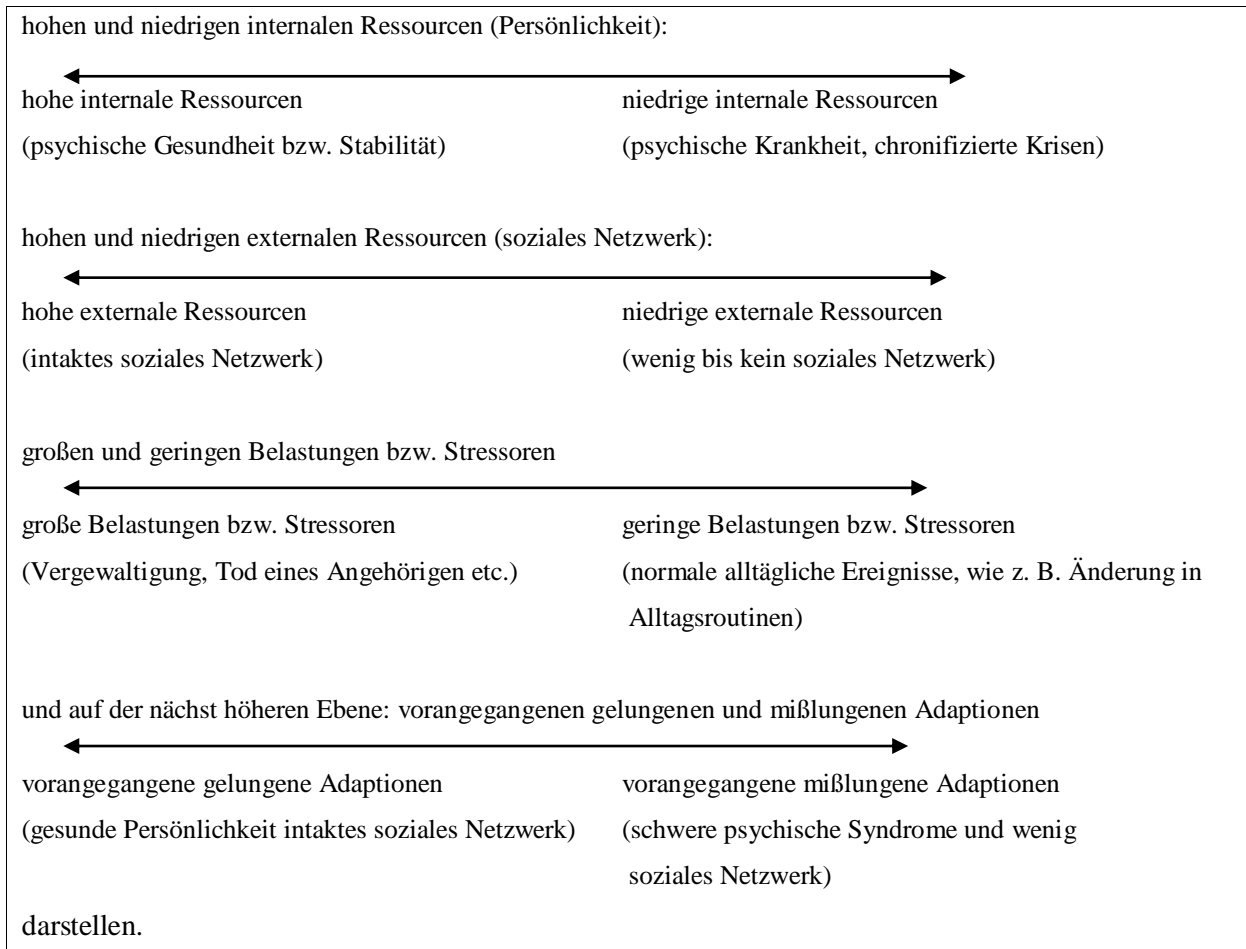
4. *personenspezifisches Repertoire* von Bewältigungsformen.

Bewältigung oder Coping im Zusammenhang mit Krisen versteht sich als:

*„das Bemühen ... bereits bestehende oder zu erwartende Belastungen durch Krisen (emotional und kognitiv) zu verarbeiten oder durch zielgerichtetes Handeln auszugleichen.“*  
(Heim, 1993, S.29)



Der Krisenprozeß läßt sich damit als Kontinuum zwischen:



Aus der Verbindung von Krisenkonzept und Coping-Theorie, trotz z. T. unterschiedlicher Begrifflichkeit, leiten sich Möglichkeiten zur Klassifizierung von Krisenarten ab. Sie ermöglichen Aspekte von Krisen (s. 2.1.1) mit Hilfe

der Theorie des Coping-Prozesses anhand der vorgestellten Dimensionen – Ressourcen, Situation und Adaption - (Tabelle 2) differenziert zu analysieren.

Tabelle 2: Zuordnung von Krisenaspekten zu Dimensionen des Krisenprozesses

Coping				
Ressourcen		Situation	Adaption	
Internal (Persönlichkeit)	External (soziales Netzwerk)	Belastungen und Stressoren	Gelungen (Gesundheit)	Mißlungen (Krankheit)
Krisenanfälligkeit	Reaktion der Umwelt		Krisenverlauf	
Subjektive Bewertung				
Krise				

Der Anlaß von Krisen stellt eine Beziehung zur Situation im Coping-Prozeß her.

Die Verfügbarkeit interner Ressourcen (Persönlichkeit) entscheidet maßgeblich über die Krisenanfälligkeit eines Menschen.

Die Reaktion der Umwelt, in der Coping-Theorie die externalen Ressourcen (soziales Netzwerk), stützt oder behindert die Bewältigung von Krisen.

Die subjektive Bedeutung moderiert den Einfluß von internalen und externalen Ressourcen auf Stressoren und Belastungen. Z. B. stehen bei geringen äußeren Belastungen und ebenso geringen internalen Ressourcen (z. B. psychische Krankheit, s. auch 2.1.3) die internalen Ressourcen im Vordergrund der Krise. Bei vorhandenen internalen und externalen Ressourcen wird die subjektive Bedeutung von der Schwere der Situation dominiert.

Der Krisenverlauf wird durch die multiplikative Wirkung von Ressourcen und Situation bestimmt. Die Vulnerabilität von Menschen für

immer neue Krisen hat ihre Ursache in mißlungenen Adaptionen früherer Coping-Prozesse und trägt das Potential zur Chronifizierung von Krisen in sich.

Wie für den Coping-Prozeß dargestellt, bestehen auch zwischen den Krisenaspekten Wechselwirkungen (Abb. 2). Der Krisenanlaß ist abhängig von der Krisenanfälligkeit und den Reaktionen der Umwelt. Die subjektive Bedeutung entsteht im Wechselspiel zwischen Ressourcen und Krisenanlaß. Der Krisenverlauf wird von Krisenanlaß, Krisenanfälligkeit und Ressourcen determiniert.

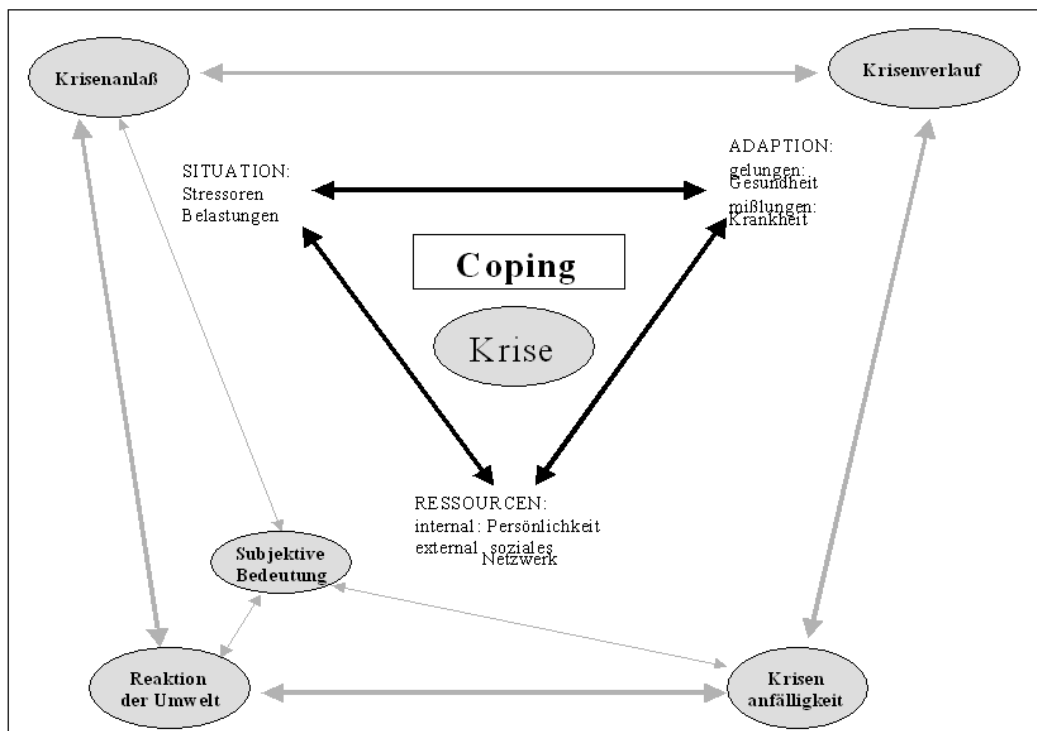


Abbildung 2: Wechselwirkungen im Coping- und Krisenprozeß

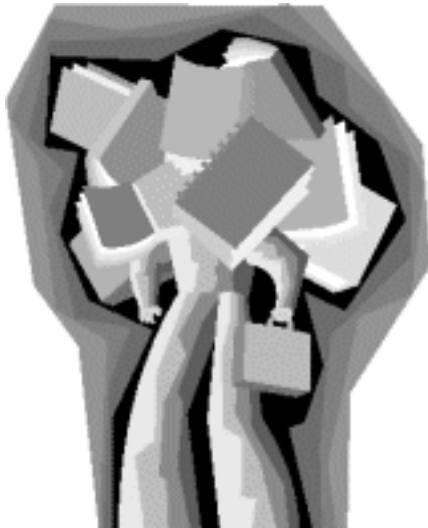
Mit der Verschränkung von Coping- und Krisenprozeß wurde die Grundlage für die Ableitung verschiedener Krisenarten auf dem Kontinuum der Dimensionen des Coping – Res-

ourcen, Situation und Adaption - im folgenden Abschnitt 2.1.3 gelegt.

3 Krisenarten

Unterschiedliche Krisen haben ihre Ursache in differenzierten Coping-Prozessen. Coping-

Prozesse können, wie bereits dargestellt (2.1.2), auf den Dimensionen: internale und externale Ressourcen, Situation und vorangegangene Adaption beschrieben werden, um auf die aktuelle Adaption, resp. Krise zu schließen. Krisenarten kennzeichnen also unterschiedliche, aber auch gemeinsame Ausprägungen auf den Dimensionen des Coping-Prozesses.



Krisenarten können auf der Grundlage differenzierter Coping-Prozesse resp. Krisenprozesse unterschiedliche qualitative Merkmale zugeordnet werden. Im Coping-Prozeß geschieht dies mit Hilfe der Dimensionen. Im Krisenprozeß werden die Krisenaspekte zur Klassifikation genutzt. Die daraus abgeleiteten qualitativen Merkmale definieren letztlich die Krisenart.

Wichtig an dieser Stelle ist festzustellen und bei allen weiteren Ausführungen mitzubeden-

ken: Alle Klassifikationen von Krisen stellen Tendenzen dar. Scharfe Abgrenzungen zwischen den Kategorien sind auf diese Art nicht möglich. Sie beschränken sich auf Wahrscheinlichkeitsaussagen. Krisenarten gehen fließend ineinander über.

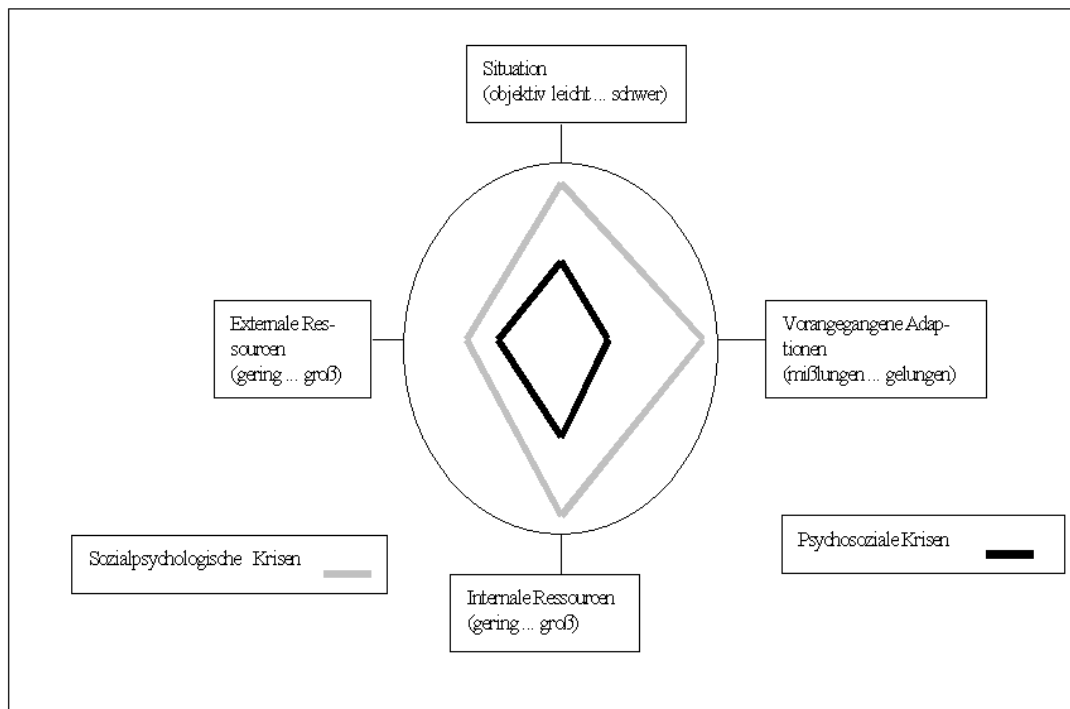
Die Auseinandersetzung mit in der Literatur vorgeschlagenen Klassifizierungen von Krisen beginnt mit der allgemeinsten nach *Sonneck* (1997). Auf dieser aufbauend werden speziellere Klassifizierungen in diese eingeordnet.

Sonneck (ebenda) unterscheidet Krisen in:

1. Psychosoziale Krisen, bei denen psychologische Faktoren dominieren (gelegentlich auch psychiatrische) und
2. Sozialpsychologische Krisen, bei denen der soziale Auslöser im Vordergrund steht.

Beiden Krisenarten liegen unterschiedliche Coping-Prozesse zugrunde, die anhand der tendenziellen Ausprägung der Dimensionen in Tabelle 3 dargestellt werden. Die Ausprägungen der Dimensionen bedingen sich, dem Modell des Coping-Prozesses folgend, wechselseitig.

Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von psychosozialer und sozialpsychologischer Krise in den Dimensionen des Coping-Prozesses verdeutlicht Abb. 3. In einem Kreisdiagramm werden die Dimensionen des Coping-Prozesses abgetragen, wobei hohe Ausprägungen der Dimension der Peripherie des Kreises entsprechen, niedrige nahe des Kreismittelpunktes liegen.



**Abbildung 3: Dimensionen des Coping-Prozesses bei sozialpsychologischen und psychosozialen Krisen:** Hohe Ausprägungen der Dimension entsprechen der Peripherie des Kreises, niedrige liegen nahe des Kreismittelpunktes.

Sozialpsychologische Krisen kennzeichnen: relativ hohe internale Ressourcen, höhere bis mittlere externale Ressourcen, die aus gelungenen vorangegangenen Adaptionen resultieren. Die Krise wird hauptsächlich durch die schwere äußere Situation des Menschen ausgelöst.

In Psychosozialen Krisen verbinden sich niedrige internale Ressourcen mit niedrigen bis mittleren externen Ressourcen, die beide aus vorangegangenen mißlungenen Adaptionen resultieren. Die Krise wird hauptsächlich durch die niedrigen internalen Ressourcen bestimmt. Ein geringer äußerer Anlaß genügt zur Auslösung der Krise.



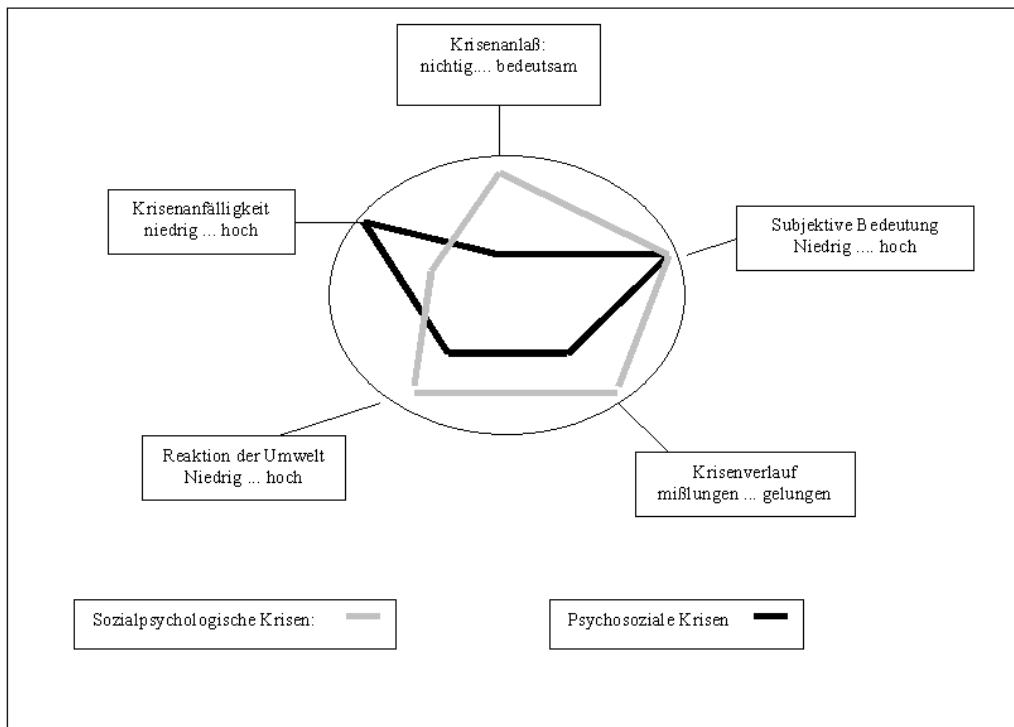
Tabelle 3: Differenzierte Coping-Prozesse psychosozialer und sozialpsychologischer Krisen

<i>Dimensionen des Coping-Prozesses</i>	Psychosoziale Krise	Sozialpsychologische Krise
Situation	Psychische Faktoren stehen im Vordergrund. Schwere Anlässe, wie Todesfälle, schwere Unfälle, komplizierteste Lebenssituationen treten tendenziell seltener auf. Die Situation an sich erklärt die Krise nicht.	Soziale Faktoren stehen im Vordergrund. Anlässe für Krisen sind eher in schweren sozialen Problemen und schwierigen persönlichen Situationen zu suchen. Die Situation erklärt Krise zu großen Teilen.
Ressourcen: external	Externale Ressourcen sind eher geringer einzuschätzen. Sie kompensieren auf jeden Fall nicht den Mangel an internalen Ressourcen, da sonst keine Krise zustande käme.	Externale Ressourcen reichen nicht aus, um die Situation im Zusammenwirken mit internalen Ressourcen zu kompensieren, erklären aber auch nicht die Krise an sich.
internal	In geringeren internaler Ressourcen ist die Hauptursache der ausgelösten Krise zu sehen. Die geringeren internalen, bzw. untauglichen Ressourcen (z. B. bei psychischer Krankheit) deuten auf vorangegangene mißlungene Adaptionen hin.	Internale Ressourcen reichen nicht aus um Situation im Zusammenwirken mit externalen Ressourcen zu kompensieren, erklären aber auch nicht die Krise an sich. Internale Ressourcen können als höher eingeschätzt werden, da leichtere Situationen augenscheinlich ohne Krise überstanden wurden.
Vorangegangene Adaptionen	Vorangegangene Adaptionen waren auf Grund aktuell vorhandener internaler Ressourcen eher mißlungen, da eine mißlungene Adaption ein erhöhtes Krankheitsrisiko und damit die Verringerung der internalen Ressourcen nach sich zieht. Mißlungene Adaptionen sind i. d. R. auch mit der Verschlechterung der externalen Ressourcen (soziales Netzwerk) verbunden.	Vorangegangene Adaptionen sind aufgrund aktuell vorhandener internaler und externaler Ressourcen eher gelungen, da eine Adaption mit persönliches Wachstum und Gesundheit verbunden wird.

Differenzierte Coping-Prozesse sozialpsychologischer und psychosozialer Krisen bilden sich auch auf der Ebene der Krisenaspekte ab (Tabelle 4).

Die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von psychosozialer und sozialpsychologischer Kri-

se in den Aspekten des Krisenprozesses verdeutlicht Abb. 4. In einem Kreisdiagramm werden die Krisenaspekte abgetragen, wobei hohe Ausprägungen der Dimension der Peripherie des Kreises entsprechen, niedrige nahe des Kreismittelpunktes liegen.



**Abbildung 4 :Aspekte des Krisenprozesses bei sozialpsychologischen und psychosozialen Krisen:** Hohe Ausprägungen der Dimension entsprechen der Peripherie des Kreises, niedrige liegen nahe des Kreismittelpunktes.

Sozialpsychologische Krisen verbinden eine eher geringe Krisenanfälligkeit und eine eher ausreichende Reaktion der Umwelt mit einem bedeutungsvollen, eher schweren Krisenanlaß. Dem Krisenanlaß wird eine subjektiv hohe Bedeutung zugeordnet. Im Krisenverlauf besteht eine eher große Chance des Gelingens und damit verbundenen Wachstums.

Psychosoziale Krisen kennzeichnen eher nichtige Krisenanlässe, denen eine hohe subjektive Bedeutung zugemessen wird, da eine große Krisenanfälligkeit besteht und die Reaktion der Umwelt eher schwach ist. Im Krisenverlauf liegt eine große Gefahr des Mißlingens und der Chronifizierung.





Tabelle 4: Differenzierte Krisenaspekte psychosozialer und sozialpsychologischer Krisen

Aspekte von Krisen	Psychosoziale Krise	Sozialpsychologische Krise
Krisenanlaß: (korrespondiert mit der Dimension Situation des Coping-Prozesses)	Der Krisenanlaß liegt eher im alltäglichen Bereich, ist weniger begleitet von schweren traumatischen Erschütterungen oder Lebensereignissen.	Der Krisenanlaß liegt eher in schweren sozialen Problemen und schwierigen persönlichen Situationen.
Krisenanfälligkeit (bestimmt durch die Verfügbarkeit interner Ressourcen)	Die Krisenanfälligkeit von Menschen in psychosozialen Krisen ist eher hoch, da ihnen nur eher geringe interne Ressourcen zur Verfügung stehen.	Die Krisenanfälligkeit ist eher gering, weil interne Ressourcen in alltäglichen Situationen ausreichend vorhanden sind.
Reaktion der Umwelt (bestimmt durch die Verfügbarkeit externer Ressourcen)	Das soziale Netzwerk ist eher defizitär und kann den Menschen in der psychosozialen Krise eher wenig stützen.	Das soziale Netzwerk stützt bis zu einem gewissen Grade den Menschen in der sozialpsychologischen Krise. Es ist nicht stark genug die Krise zu verhindern.
Subjektive Bedeutung (Moderatorfunktion zwischen internen und externen Ressourcen und Situation)	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, obwohl die Situation eher alltäglich ist, da sie wegen geringer vor allem interner, aber auch externer Ressourcen nicht bewältigt werden kann.	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, da die Situation so belastend ist, daß sie trotz relativ hoher interner und externer Ressourcen nicht bewältigt werden kann.
Krisenverlauf (durch die multiplikative Wirkung von Ressourcen und Situation bestimmt)	Der typische Phasenverlauf kann eher nicht nachgewiesen werden. Wahrscheinlichkeit des Mißlingens der Adaption und Chronifizierung der Krise ist größer.	Bei Krisenintervention kommt es zum typischer Phasenverlauf und begrenzter Dauer der akuten Krise. Eine eher hohe Chance auf eine gelungene Adaption besteht.

Die Unterteilung von *Sonneck* (1997) in sozialpsychologische und psychosoziale Krisen als allgemeinste ermöglicht andere vorgeschlagene Klassifizierungen in diese einzuordnen und auf dem Kontinuum Krise abzubilden.

Zunächst sollen Krisenarten betrachtet werden, die eher zum Spektrum sozialpsychologischer Krisen gehören:

1. Entwicklungs- und Übergangskrisen (nach Golan, 1983) oder synonym Veränderungskrisen oder Normative Krisen (Sonneck, 1997; Cullberg, 1978, zit. nach Heim, 1993):

*„Lebensveränderungen sind Ereignisse, die allgemein zum Leben gehören. Solche Krisen setzen nicht schlagartig ein, sondern entwickeln sich innerhalb weniger Tage bis max. 6 Wochen und nehmen dabei nach Caplan ebenfalls einen typischen Verlauf in 4 Phasen“* (Sonneck, 1997):

Phase 1: Konfrontation – gewohntes Verhalten wirkungslos

Phase 2: Erleben als Versager

Phase 3: Mobilisierung zur Bewältigung der Krise und Rückzug aus der Situation – Resignation und Gefahr der Chronifizierung

Phase 4: Vollbild der Krise.

Bei Nachlassen des seelischen Aufruhrs erfolgt eine Neuanpassung. Der Krisenanlaß ist nur subjektiv zu verstehen, nicht objektiv. Nicht nur schlimme Lebensereignisse können Krisen auslösen, auch sogenannte positive, wie eine bestandene Reifeprüfung etc.

*Golan* (1983) unterscheidet Veränderungskrisen feiner, behält die grundsätzlichen Merkmale von *Sonneck* bei:

- a. *Entwicklungskrisen des Einzelnen* gehen auf E. H. Erikson zurück. In bestimmten Stadien der Ichbildung treffen Menschen auf eine Situation, die radikale Entscheidungen abverlangt, die krisenauslösend sein können. Andere AutorInnen sehen eher einen kritischen Zustand oder entscheidende Situation für den Einzelnen.
- b. *Entwicklungskrisen der Familie* treten in Zusammenhang mit typischen Krisenaufgaben, wie Begründung der Ehe, Geburt des 1. Kindes, Schuleintritt des Kindes, das Alter u. a. auf.
- c. *Übergangskrisen*: In ihnen ändert sich in entscheidender Weise die Lebenssituation, meist Status und Rollen, z. B. bei Scheidung, in der Zeit der Geburt des 1. Kindes, bei Wohnungswechsel, Pensionierung u. ä.

2. Situationsbedingte Krisen (nach Golan, 1983) oder synonym Traumatische Krisen (Sonneck, 1997, Cullberg, 1978, zit. nach Heim, 1993):

Nach Cullberg (zit. nach Sonneck, 1997) ist eine traumatische Krise „eine plötzlich aufkommende Situation von allgemein akzeptierter schmerzlicher Natur, die auf einmal die psychische Existenz, die sogenannte Identität und Sicherheit und/oder die fundamentalen Befriedigungsmöglichkeiten bedroht.“ Solche Ereignisse können der Tod eines nahestehenden Menschen, Krankheit, Bekanntwerden von Diagnosen, soziale Kränkung und Versagen sein. Auch die traumatische Krise zeigt einen typischen Verlauf:

Phase 1: Schock

Phase 2: Reaktion

Phase 3: Bearbeitung

Phase 4: Neuorientierung.

Golan (1983) weist darauf hin, daß die Krise i. d. R. durch ein unerwartetes oder zufälliges bedrohliches Ereignis ausgelöst wird. Das Ereignis kann auch andere Konflikte und Zwänge an die Oberfläche bringen, durch die die gegenwärtige Situation noch verschlimmert bzw. verzerrt wird. Situationsbedingte Krisen bilden nach ihrer Ansicht mit ihren unterschiedlichen Schweregraden den größten Teil der Fälle in Krisendiensten.



Veränderungs- und traumatische Krisen lassen sich auch auf dem Kontinuum der Krise anhand der Krisenaspekte abbilden (Tabelle 5).

Tabelle 5: Krisenaspekte von Veränderungs- und traumatische Krisen

Aspekte von Krisen	Veränderungskrise	Traumatische Krise
Krisenanlaß: (korrespondiert mit der Dimension Situation des Coping-Prozesses)	Der Krisenanlaß liegt im normativen Bereich, nahe dem alltäglichen.	Der Krisenanlaß ist eher ein unerwartetes, zufälliges bedrohliches Ereignis, das sich eher in schweren sozialen Problemen und schwierigen persönlichen Situationen widerspiegelt.
Krisenanfälligkeit (bestimmt durch die Verfügbarkeit internaler Ressourcen)	Die Krisenanfälligkeit von Menschen in Veränderungskrisen ist eher höher, da das normative Ereignis an sich die Krise nicht vollständig erklärt.	Die Krisenanfälligkeit ist eher gering, weil internale Ressourcen in alltäglichen Situationen ausreichend vorhanden sind.
Reaktion der Umwelt (bestimmt durch die Verfügbarkeit externer Ressourcen)	Das soziale Netzwerk ist eher weniger effektiv, da das normative Ereignis an sich die Krise nicht vollständig ergibt.	Das soziale Netzwerk stützt bis zu einem gewissen Grade den Menschen in der traumatischen Krise. Es ist nicht stark genug, die Krise zu verhindern.
Subjektive Bedeutung (Moderatorfunktion zwischen internalen und externalen Ressourcen und Situation)	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, obwohl die Situation eher normativ ist, da sie wegen geringer vor allem internaler, aber auch externer Ressourcen nicht bewältigt werden kann.	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, da die Situation so belastend ist, daß sie trotz relativ hoher internaler und externer Ressourcen nicht bewältigt werden kann.
Krisenverlauf (durch die multiplikative Wirkung von Ressourcen und Situation bestimmt)	Bei Krisenintervention kommt es zu einem typischen Phasenverlauf und begrenzter Dauer der Krise Wahrscheinlichkeit des Mißlingens der Adaption und Chronifizierung der Krise ist etwas größer.	Bei Krisenintervention kommt es zu einem typischen Phasenverlauf und begrenzter Dauer der akuten Krise Es besteht eine eher hohe Chance einer gelungenen Adaption.

Veränderungskrisen kennzeichnen normative Krisenanlässe, denen aber eine große subjektive Bedeutung aufgrund etwas höherer Krisenanfälligkeit und etwas geringeren Reaktionen der Umwelt zugemessen wird. Die Gefahr der Chronifizierung besteht in gewissen Grade.

Traumatische Krisen entstehen bei schweren, meist unerwarteten oder zufälligen bedrohlichen

Krisenanlässen, denen eine hohe subjektive Bedeutung zugeordnet wird. Die auslösenden Ereignisse sind so schwerer Natur, daß internale und externale Ressourcen nicht ausreichen, eine Krise abzuwenden. Die Gefahr der Chronifizierung ist eher geringer.

Tabelle 7 und Abbildung 5 zeigen die Einordnung der Krisenarten sozialpsychologischer Krisen auf dem Kontinuum Krise.

Nach der Betrachtung des Spektrums sozialpsychologischer Krisen stehen jetzt Krisenarten im psychosozialen Spektrum der Krise im Fokus:

1. Chronisch-protrahierte Krisen (Sonneck, 1997):

Sie entstehen, wenn

- a. Veränderungskrisen durch Vermeidungsverhalten oder destruktive Bewältigungsmuster gelöst werden oder
- b. Traumatische Krisen in ihrem natürlichen Verlauf in der Reaktionsphase festgefahren sind, weil keine Bearbeitung stattgefunden hat. Menschen in chronischen Krisen zeigen ein stark ausgeprägtes Vermeidungsverhalten (scheuen Kontakte).

Die Stimmung ist subdepressiv in begrenztem Umfang. Chronische Krisen passen in

kein Phasenkonzept und können sich über Jahre hinziehen.

2. Psychiatrische Krisen (Zimmermann, 2001):

Die psychiatrische Krise tritt als schwere, mehr oder weniger akut auftretende Zuspitzung auch im seelischen Erleben eines Menschen auf. Die Auslösesituationen von psychiatrischen Krisen sind vielgestaltig. Alle Lebensereignisse, insbesondere bei vorbestehender Disposition bzw. psychischer Erkrankung, also auch Lebensereignisse, die von außen besehen wenig eindrucksvoll sind, können psychiatrische Krisen auslösen. Es besteht ein Ungleichgewicht zwischen subjektiver Bedeutung des Lebensproblems und unzureichenden Bewältigungsmöglichkeiten. Psychiatrische Krisen führen mit großer Wahrscheinlichkeit zum Zusammenbruch der inneren (Persönlichkeit) und äußeren (soziales Netzwerk) Stabilisatoren.

3. Psychiatrischer Notfall (Zimmermann, 2001; Sonneck, 1997):

Der psychiatrische Notfall ist ein Zustand, der eine sofortige medizinische und psychiatrische Intervention zur Erhaltung des Lebens oder zur Wiederherstellung der erheblich und akut bedrohten Gesundheit erfordert. Er kommt aus dem Kontext der Notfallmedizin. Der Übergang zur psychiatrischen Krise ist fließend.

Aus den allgemeinen Merkmalen von chronisch-protrahierten Krisen, psychiatrischen Krisen und psychiatrischen Notfällen leiten

sich differenzierte Ausprägungen der Krisenaspekte ab (Tabelle 6).

Chronisch-protrahierte Krisen kennzeichnet, daß der eigentliche Auslöser in der Nichtbewältigung früherer Krisen liegt und der augenblickliche Anlaß eher nichtig ist. Die mißlungene vorangegangene Krisenbewältigung zieht eine erhöhte Krisenanfälligkeit und einen teilweisen Wegbruch des sozialen Netzes (Reaktion der Umwelt) nach sich. Die subjektive Bedeutung des augenblicklichen Krisenlasses wird hoch eingeschätzt und meist kein Bezug zu früheren hergestellt. Die Gefahr der Chronifizierung ist bereits eingetreten.

Psychiatrische Krisen beginnen bei von außen betrachtet nichtigen Anlässen, denen eine hohe subjektive Bedeutung eingeräumt wird, da die Krisenanfälligkeit hoch und das soziale Netz wenig oder nicht vorhanden ist. Die Chronifizierung ist bereits eingetreten.

Psychiatrische Notfälle sind extremste Krisen, bei denen die Lebensrettung im Vordergrund steht. Der Krisenanlaß spielt keine Rolle mehr. Die internalen und externalen Ressourcen sind zusammengebrochen und die subjektive Bedeutung für den Menschen extrem steigert. Krisenbewältigung im psychiatrischen Notfall ist erst nach der Aufhebung eines solchen möglich, wobei die Grenze zur psychiatrischen Krise fließend ist.

Tabelle 6: Krisenaspekte von chronisch-protrahierten Krisen, psychiatrischen Krisen und psychiatrische Notfälle

Aspekte von Krisen	Chronisch-protrahierte Krise	Psychiatrische Krise	Psychiatrischer Notfall
Krisenanlaß: (korrespondiert mit der Dimension Situation des Coping-Prozesses)	Der Krisenanlaß liegt nicht in aktuellen Problemen, sondern in der Nichtbewältigung früherer Probleme. Akute Probleme sind eher alltäglicher Natur.	Krisenanlässe sind von außen betrachtet an sich nichtige Ereignisse, denen aber eine große subjektive Bedeutung zukommt aufgrund hoher Krisenanfälligkeit und minimalem sozialen Netzwerk.	Der Krisenanlaß spielt keine Rolle mehr, da es um die augenblickliche medizinische und psychiatrische Notversorgung geht
Krisenanfälligkeit: (bestimmt durch die Verfügbarkeit interner Ressourcen)	Die Krisenanfälligkeit von Menschen in chronisch-protrahierten Krisen ist eher hoch, da vorangegangene mißlungene Adaptionen mit einer Schwächung der internalen Ressourcen und einer erhöhten Krisenanfälligkeit verbunden sind.	Die Krisenanfälligkeit von Menschen in psychiatrischen Krisen ist hoch, da psychiatrische Krisen mit dem Zusammenbruch der internalen Ressourcen verbunden sind. Die Krisenanfälligkeit ist Hauptursache der Krise.	Die Krisenanfälligkeit ist extrem hoch. Die innere Abwehr ist zusammengebrochen.
Reaktion der Umwelt: (bestimmt durch die Verfügbarkeit externer Ressourcen)	Das soziale Netzwerk ist wenig effektiv, da es durch vorangegangene mißlungene Adaptionen geschwächt ist.	Das soziale Netzwerk ist kaum stützend, da psychiatrische Krisen mit dem Zusammenbruch der externalen Ressourcen verbunden sind.	Das soziale Netzwerk hat vollkommen versagt.
Subjektive Bedeutung: (Moderatorfunktion zwischen internalen und externalen Ressourcen und Situation)	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, da sie wegen geringer vor allem internaler, aber auch externaler Ressourcen nicht bewältigt werden kann.	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist hoch, obwohl er von außen betrachtet eher nichtig ist. Die subjektive Bedeutung ergibt sich aus der hohen Krisenanfälligkeit und fehlenden Reaktion der Umwelt.	Die subjektive Bedeutung des Krisenanlasses ist extrem hoch. Die zusammengebrochenen internalen Ressourcen und das versagende Netzwerk lösen die extreme Reaktion des psychiatrischen Notfalls aus.
Krisenverlauf: (durch die multiplikative Wirkung von Ressourcen und Situation bestimmt)	Es tritt kein Phasenverlauf im klassischen Sinne auf. Wahrscheinlichkeit des Mißlingens der Adaption und Chronifizierung der Krise ist größer.	Es tritt kein Phasenverlauf im klassischen Sinne auf. Wahrscheinlichkeit des Mißlingens der Adaption und Chronifizierung der Krise ist groß..	Es tritt kein Phasenverlauf im klassischen Sinne auf. Eine Adaption ist nicht möglich. Erst nach Behebung des psychiatrischen Notfalls kann eine Adaption erfolgen.

Die Krise läßt sich auf Grundlage des Coping-Prozesses und seiner Anwendung auf Krisenaspekte als Kontinuum zwischen traumatischer Krise und psychiatrischen Notfall darstellen (Tabelle 7 und Abbildung 5). Auf der einen Seite des Kontinuum finden sich :

schwere traumatische soziale und Lebensprobleme,  
geringe Krisenanfälligkeit;  
gute Reaktionen der Umwelt bzw. intaktes soziales Netzwerk und

ein phasentypischer Krisenverlauf, mit geringer Gefahr der Chronifizierung.

Auf der anderen Seite des Kontinuum stehen dem gegenüber:

von außen betrachtet eher nichtige Lebensereignisse,

hohe Krisenanfälligkeit,

geringe bis keine Reaktion der Umwelt bzw. kein intaktes soziales Netzwerk und

kein phasentypischer Verlauf, mit hoher Gefahr der Chronifizierung.

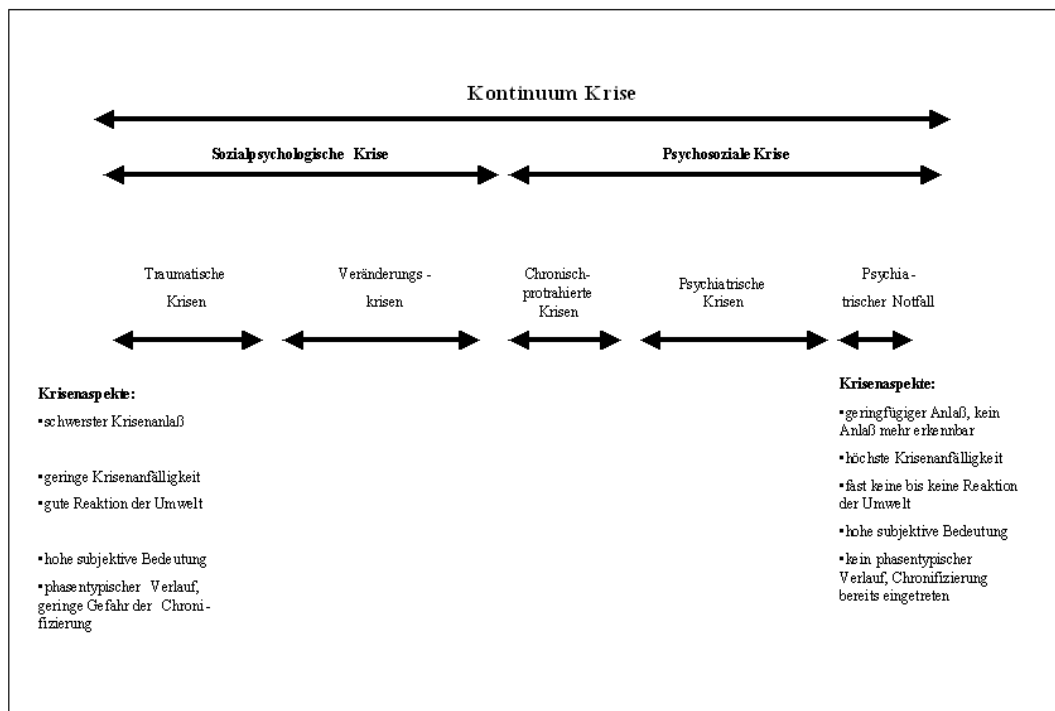
Grundsätzlich sei noch einmal an dieser Stelle vermerkt, daß die Aussagen zu Krisen Tenden-

zen darstellen. Krisenarten gehen fließend ineinander über.

Das Modell der Krisenarten erfaßt nicht Kombinationen zwischen Krisenarten, die denkbar sind. Für sie gilt grundsätzlich, daß die Schwere der Krise zunimmt, wenn ein schwereres soziales Problem mit hoher Krisenanfälligkeit und schlechtem sozialem Netz verbunden ist. Im Extrem führen solche Krisen zum psychiatrischen Notfall, in dem vorübergehend dieser Krisenanlaß keine Rolle spielt.

Tabelle 7: Übersicht über der Krisenarten auf dem Kontinuum der Krise

	Krise				
	<i>Sozialpsychologische Krise</i>		<i>Psychosoziale Krise</i>		
	Traumatische Krise	Veränderungskrise	Chronisch-protrahierte Krise	Psychiatrische Krise	Psychiatrischer Notfall
Krisenanlaß: (korrespondiert mit der Dimension Situation des Coping-Prozesses)	schwer	normativ	aktueller eher nichtig	nichtig	spielt keine Rolle
Krisenanfälligkeit (bestimmt durch die Verfügbarkeit internaler Ressourcen)	gering	eher gering	höher	hoch	am höchsten
Reaktion der Umwelt (bestimmt durch die Verfügbarkeit externaler Ressourcen)	gut	relativ ausreichend	eher nicht ausreichend	nicht ausreichend	nicht ausreichend
Subjektive Bedeutung (Moderatorfunktion zwischen internalen und externalen Ressourcen und Situation)	hoch	hoch	hoch	hoch	hoch
Krisenverlauf (durch die multiplikative Wirkung von Ressourcen und Situation bestimmt)	typischer Phasenverlauf geringe Gefahr der Chronifizierung	typischer Phasenverlauf gewisse Gefahr der Chronifizierung	kein typischer Phasenverlauf Chronifizierung bereits eingetreten	kein typischer Phasenverlauf Chronifizierung	kein Phasenverlauf Chronifizierung im Vollbild



**Abbildung 5 :Krisenarten auf dem Kontinuum Krise**

Das Modell der Krise, abgesteckt durch die Krisenaspekte und auf der Coping-Theorie basierend, ermöglicht eine Klassifikation von Krisenarten. Das Modell muß meiner Meinung nach um eine weitere Krisenart ergänzt werden, nämlich der schon oben erwähnten Kombination von schwerem Krisenanlaß und großer Krisenanfälligkeit und wenig bis keiner Reaktion der Umwelt. Stellt man sich das Kontinuum der Krise als Kreis vor, läge die neue Kategorie zwischen traumatischer Krise und psychiatrischem Notfall. Man könnte sie Traumatisch-psychiatrische Krise nennen. Folgende Merkmale kennzeichnen diese Krisenart:

Sie hat eine große Nähe zum psychiatrischen Notfall und zur traumatischen Krise.

Diese Krisenart kennzeichnet die Kombination aus traumatischem Krisenanlaß und großer Krisenanfälligkeit und keiner bis schlechter Reaktion der Umwelt.

Die subjektive Bedeutung für den betroffenen Menschen ist hoch und resultiert aus dem Krisenanlaß und dem Mangel an Ressourcen.

Die Gefahr der Chronifizierung ist sehr groß. Über das Auftreten dieser Kombination existieren keine Aussagen in der Literatur, was mich annehmen läßt, daß es dafür keine oder wenige empirischen Befunde gibt.



## Literatur

- Bergold, J. & Schürmann, I. (2001). Krisenintervention – Neue Entwicklungen? *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 33.Jg. (1), 5-15.
- Ciompi, L. (1993). Krisentheorie heute – Ein Überblick. In Schnyder, U. & Sauvant, J.-D. (Hrsg.). *Krisenintervention in der Psychiatrie* (S. 13 – 26). Bern: Huber.
- Golan, N. (1983). *Krisenintervention. Strategien psychosozialer Hilfe*. Freiburg: Lambertus.
- Häfner, H. & Rössler, W. (1987). Die Begriffe des psychiatrischen Notfalls und der Krise. In Katsching, H., Kulenkampff & AKTION PSYCHISCH KRANKE (Hrsg.). *Notfallpsychiatrie und Krisenintervention* (S. 31 – 48). Köln: Rheinland.
- Heim, E. (1993). Der Bewältigungsprozeß in Krise und Krisenintervention. In Schnyder, U. & Sauvant, J.-D. (Hrsg.). *Krisenintervention in der Psychiatrie* (S. 27 – 44). Bern: Huber.
- Sauvant, J.-D. & Schnyder, U. (1993). Zur Unterscheidung von „Notfall“ und „Krise“ in der Psychiatrie“ In Schnyder, U. & Sauvant, J.-D. (Hrsg.). *Krisenintervention in der Psychiatrie* (S. 45 – 54). Bern: Huber.
- Schürmann, I. (1991). *Psychosoziale Hilfe in Notfällen und Alltagssorgen; Handlungskonzepte in der ambulanten Krisenintervention*. Wiesbaden: DUV.
- Sonneck, G. (1997). *Krisenintervention und Suizidverhütung*. Wien: Facultas.
- Zimmermann, R.-B. (2001). Was ist eine psychiatrische Krise und was ein psychiatrischer Notfall? *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 33.Jg. (1), 17-19.

## Autorin

- ✉ Ulrike Freikamp, Psych. (cand.), FU Berlin, Institut für Klinische Psychologie und Gemeindepsychologie, Habelschwerdter Str. 45, 14195 Berlin, Tel.: 030 / 838 - 55 751 (Sekretariat), E-Mail: freikamp@zedat.fu-berlin.de



# Alltagsbelastungen und Bewältigungskompetenz

## Teil 1: Zum gegenwärtigen Stand der Forschung

Annette Baisch, Arnold Lohaus & Bernd Röhrle

### Zusammenfassung

Der vorliegende erste Teil des Artikels gibt einen Überblick über den derzeitigen Stand der theoretischen und empirischen Forschung im Bereich Alltagsbelastungen und Bewältigung. Hierbei steht der intergenerationale Vergleich im Vordergrund. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive wird aufgezeigt, dass sowohl Alltagsbelastungen als auch Bewältigungsstrategien altersspezifisch differieren. Für die beschriebenen Alterseffekte werden unterschiedliche Erklärungsansätze referiert und methodologische Schwächen werden diskutiert. Der Artikel schließt mit einem Überblick über bisher konzipierte Fragebögen in diesem Bereich.

*Schlüsselwörter:* Alltagsbelastungen – Bewältigungsstrategien – Stress – Erhebungsstrategien

### Abstract

This paper presents an overview of the current literature on coping with daily hassles. Therefore different concepts about stress and coping are presented. Furthermore developmental differences in hassles and coping are revealed. Explanations about these effects are discussed and methodological problems are highlighted. Finally an overview of current measurements is given.

*Key words:* daily hassles – coping behavior – stress – measurement

## 1. Einführung

Alltägliche Belastungen durch Termindruck, Stress und Hektik sind ein verbreitetes Phänomen. Trotzdem wurde die Bedeutung dieser sogenannten „minor“ Stressoren für die menschliche Gesundheit lange Zeit nicht erkannt. Ausgehend von der Lebensereignisforschung in den 60iger Jahren standen die kritischen Lebensereignisse („major“ Stressoren) im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Erst in den 80iger Jahren trat mit den Arbeiten der Forschungsgruppe um Lazarus ein Wandel ein. Der Begriff Alltagsbelastungen (daily hassles) bezieht sich dabei auf irritierende, frustrierende und stressreiche Anforderungen, die in einem gewissen Maß alltägliche Transaktionen mit der Umwelt kennzeichnen (Kanner, Coyne, Schaefer & Lazarus, 1981). Unter Kritischen Lebensereignissen („live events“) werden dagegen einschneidende Ereignisse verstanden, die vom betroffenen Individuum eine hohe Anpassungsleistung erfordern. Ob es sich bei

Alltagsbelastungen und Kritischen Lebensereignissen um qualitativ unterschiedliche Dimensionen handelt oder um quantitativ unterschiedliche Ausprägungen ein und derselben Dimension (Flörchinger, Schulze & Rees, 1987), ob Alltagsbelastungen die Folge von Kritischen Lebensereignissen sind oder aber diesen vorausgehen, konnte bisher von der Forschung nicht eindeutig beantwortet werden (Filipp, 1990). Dass aber Alltagsbelastungen mit verschiedenen gesundheitlichen Beeinträchtigungen einhergehen, wurde inzwischen vielfach belegt (z.B. für psychische Symptome, Kanner et al., 1981).



Mit dem Thema Belastungen ist die Frage nach der Belastungsbewältigung verknüpft. Nach Folkman & Lazarus (1991) werden alle Anstrengungen, die unternommen werden, um mit externalen und internalen Anforderungen umgehen zu können, unter dem Begriff des Coping zusammengefasst. Aus der persönlichkeits-theoretisch ausgerichteten Bewältigungsforschung entstammt die Betrachtung von Coping als situationsunabhängiges und zeitstabiles Persönlichkeitsmerkmal, das den Bewältigungsstil einer Person charakterisiert (wie z.B. „Repression vs. Sensitization“, s. z.B. Bühler, 1988). In der Literatur wird außerdem der Begriff der Bewältigungsressource von den bisher dargestellten Bewältigungsbegriffen unterschieden. Darunter werden all jene personalen und sozialen Merkmale gefasst, die günstige Grundvoraussetzungen zur Bewältigung darstellen. Personale Ressourcen konstituieren sich dabei aus Persönlichkeitsvariablen, die sich als gesundheitsfördernd herausgestellt haben, wie z.B. das „Sense of Coherence“-Konzept von Antonovsky (1987) oder das „Hardiness“-Konzept von Kobasa (1979). Zum Einfluss der Resilienzforschung sei auf Köferl (1988) verwiesen. Zu den sozialen Ressourcen zählen sowohl quantitative und strukturelle Aspekte des sozialen Netzwerkes als auch der qualitative Aspekt der unterstützenden sozialen Beziehungen (vgl. u.a. Hurrelmann, 1988).

Betrachtet man die in der kognitiv-behavioral ausgerichteten Copingforschung genannten Bewältigungsstrategien differenzierter, so können diese zumindest unterteilt werden in (a) problemorientierte Strategien, die sich unmittelbar auf die Veränderung der Problemsituation richten, (b) emotionsorientierte Strategien, die sich auf den Umgang mit den Emotionen, die durch eine Problemsituation hervorgerufen werden, richten sowie (c) die Suche nach sozialer Unterstützung in problem- oder emotionsorientierter Funktion.

Die in der Forschungsliteratur am häufigsten genannten entwicklungsunabhängigen Bela-

stungsbereiche können zusammengefasst werden in die aus den sozialen Beziehungen resultierenden Konflikte und Sorgen, Belastungen aufgrund physischer oder psychischer Beeinträchtigungen, Belastungen aufgrund von zu treffenden Entscheidungen, Belastungen aufgrund täglich anfallender Arbeiten, Behördengänge und der Suche nach verlorenen Dingen. Nicht zuletzt stehen hinter vielen dieser Belastungen auch Probleme der Infra- und Versorgungsstruktur, die sich z.B. in langen Anfahrtszeiten zur Arbeit oder Schule bemerkbar machen können.

Bisherige Forschungsergebnisse zur Frage, ob im Lebensverlauf unterschiedliche Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien salient werden, sind im folgenden zusammengestellt.

## 2. Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien in verschiedenen Lebensabschnitten

Betrachtet man Alltagsbelastungen unter einem entwicklungspsychologischen Aspekt, so zeigt sich, dass Alltagsbelastungen altersspezifisch differieren. Aus dem Vergleich verschiedener Studien (u.a. Strough, Berg & Sansone, 1996) geht hervor, dass für Kinder und Jugendliche vor allem leistungsbezogene Sorgen und Unabhängigkeitsbestrebungen zu Belastungen führen, während bei jungen Erwachsenen vor allem Belastungen im Zusammenhang mit der Integration in die Gesellschaft salient werden (z.B. Beruf, Familie, Finanzen). Mit zunehmendem Alter scheinen diese Belastungsbereiche jedoch von den Bereichen Partnerschaft und von gesundheitlichen Sorgen abgelöst zu werden. Bei alten Menschen resultieren sodann Belastungen aus den Bereichen Gesundheit, Selbständigkeit, aber auch aus den Bereichen Finanzen, Umwelt und Familie (wie z.B. die Sorge um die Kinder oder Enkel).

Zur Begründung dieser den einzelnen Lebensabschnitten relativ klar zuzuordnenden Belastungsbereiche finden sich in der gesichteten

Literatur drei Ansätze. Erstens können die Ergebnisse als den jeweiligen sozialen Rollen bzw. dem sozialen Kontext entsprechend betrachtet werden. Zweitens können die Ergebnisse jedoch auch als dem jeweiligen Alter entsprechende Entwicklungsaufgaben gesehen werden (vgl. Strough et al., 1996) und drittens können z.B. die schulleistungsbezogenen Ziele von Kindern und Jugendlichen ein Ausdruck der Leistungsgesellschaft und weniger von Entwicklungsaufgaben per se sein. Da es sich um querschnittliche Studien handelt, müssen bei der Interpretation der Ergebnisse auch Kohorteneffekte in Betracht gezogen werden.

Betrachtet man das Thema Bewältigung unter der Perspektive der Entwicklung, so zeigt sich, dass die überwiegend behavioral und emotional ausgerichtete Problembewältigung im Kindesalter von kognitiven Strategien im Jugendalter abgelöst wird. Im Erwachsenenalter überwiegt sodann der Einsatz kognitiver Strategien (z.B. Folkman, Lazarus, Pimley & Novacek, 1987). Die Studien zeigen außerdem, dass der Einsatz von Bewältigungsstrategien situationsspezifisch erfolgt. Beispielsweise nutzen Menschen im höheren Lebensalter in bestimmten Situationen (z.B. Auseinandersetzungen) neben kognitiven Strategien häufiger direkte und konfrontierende Bewältigungsstrategien als jüngere Personen. Es entsteht der Eindruck, dass Menschen in diesem Alter mehr wagen, da sie, wie Feifel & Strack (1989) dies formulierten, weniger zu „verlieren“ haben.

Für die gefundenen Altersunterschiede im Bewältigungsverhalten werden ebenfalls verschiedene Erklärungsmöglichkeiten diskutiert (Folkman et al., 1987). Während im entwicklungspsychologischen Erklärungsansatz Einflüsse der Situation unberücksichtigt bleiben, gewinnt letzteres im kontextspezifischen Erklärungsansatz an Bedeutung: Die in den verschiedenen Altersgruppen salienten Belastungen erfordern spezifische Bewältigungsstrategien, was zu den beobachteten Unterschieden führt. Hinweise darauf, dass die Wahl der Co-

pingstrategie von situativen und personalen Merkmalen (z.B. objektive oder subjektive Kontrollierbarkeit) determiniert wird, finden sich z.B. bei McCrae (1984). Auch hier können Kohorteneffekte nicht ausgeschlossen werden, da die Ergebnisse zumeist auf querschnittlich angelegten Studien beruhen.

Über Fragebögen, welche zur Erhebung von Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien eingesetzt werden können, soll im folgenden berichtet werden.



### 3. Erhebungsmöglichkeiten

#### 3.1 Alltagsbelastungen

Sehr viele Forschungsarbeiten liegen zu der von der Arbeitsgruppe um Lazarus in den 80iger Jahren entwickelten Hassles and Uplifts Scale vor. In ihrer von den Autoren selbst revidierten Form besteht sie aus 53 Items (DeLongis, Folkman & Lazarus, 1988), welche sich u.a. auf die Bereiche Familie, Freunde, Haushalt, Arbeitsplatz und Gesundheitsverhalten beziehen und nach ihrer Auftretenshäufigkeit pro Tag auf einer vierstufigen Skala einzuschätzen sind. Die von den Autoren berichteten Retestreliabilitäten liegen zwischen  $r = .77$  und  $r = .84$ . Das ursprüngliche Instrument mußte aufgrund der hohen Korrelationen mit psychiatrischen Symptomen überarbeitet werden, um eine befriedigende Validität zu erreichen.

Für das Kindes- und Jugendalter wurde die Children's Hassles and Uplifts Scale entwick-

kelt. Die von Kanner, Feldman, Weinberger & Ford (1991) revidierte Version der Hassle Scale für Kinder besteht aus 25 Items, welche die Bereiche Familie, Schule, Freunde und Freizeit umfassen. Weitere Entwicklungen der Kanner-schen Skala sind bei Prudlo (1996) zu finden.

Einen Überblick über weitere für das Kindes- und Jugendalter entwickelte Instrumente gibt die folgende Liste. Aus Platzgründen kann auf die Güte der einzelnen Verfahren jedoch nicht im einzelnen eingegangen werden.

Von Quast, Jerusalem & Faulhaber wurde 1983 das Inventar Daily Hassles und Daily Uplifts (HassUp) entwickelt. Die Hassles-Skala besteht aus 55 Items zu den Bereichen Ausbildung, Eltern, Freizeit, Finanzen und körperliches Wohlbefinden.

Das Junior High Life Experiences Survey (JHLES) wurde 1985 von Swearingen & Cohen für die Altersgruppe der frühen Adoleszenz entwickelt und besteht aus 39 Items, welche positive und negative Alltagsbelastungen und Kritische Lebensereignisse umfassen.

Das Inventory of Small Life Events (ISLE) von Zautra, Guarnaccia & Dohrenwend (1986) umfasst 178 Items aus den Bereichen Familie, Arbeit, Freizeit, Haushalt, Finanzen, Gesundheit, außerfamiliäre Beziehungen, Kriminalität, Erziehung, Religion, Schule, Verkehr und Sexualität / Partnerschaft.

Die Adolescent Perceived Events Scale (APES) von Compas, Davis, Forsythe und Wagner (1987) besteht aus drei verschiedenen Versionen (150 bis über 200 Items) für die Altersgruppen 12 – 14 Jahre, 15 – 17 Jahre und 18 – 20 Jahre und erfasst Alltagsbelastungen und Lebensereignisse, die innerhalb der letzten drei Monate aufgetreten sind.

Elwood entwickelte 1987 teilstandardisierte Fragebögen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung bei Kindern der vierten (4<sup>th</sup> Grade, 17 Items) und der siebten Klasse (7<sup>th</sup> Grade, 22 Items).

Von Fenzel (1989) stammt das Early Adolescent School Role Strain Inventory (EASRSI) mit vier Subskalen, bezogen auf die Interaktionen mit Peers, Eltern und Lehrern sowie auf schulische Anforderungen.

Das Inventory of College Students' Recent Life Experiences (ICSRLE) von Kohn, Lafreniere & Gurevich (1990) besteht aus 49 Items, bezogen auf die Bereiche Leistung, Ausbildung bzw. Studium und zwischenmenschliche Konflikte. Items, die sich auf gesundheitliche Probleme beziehen, wurden ausgeschlossen, um Prädiktor- und Outcome-Variablen nicht zu vermischen. Von der Arbeitsgruppe liegen außerdem verschiedene Versionen (z.B. für Schüler) vor.

Eine Hassles Scale, die ebenfalls speziell für College Studenten entwickelt wurde, stammt von Blankstein & Flett (1991, zit. nach Kohn & MacDonald, 1992).

Seiffge-Krenke (1993) berichtet von der Entwicklung eines 56 Items umfassenden Fragebogens zur Erfassung von alltäglichen und entwicklungspezifischen Belastungen des Jugendalters in acht verschiedenen Entwicklungsbereichen (z.B. Schule, Eltern, Peers).

Die Daily Hassles Microsystem Scale von Seidman et al. (1995) ist ein Teil der Adolescent Perceived Microsystem Scales und besteht aus 28 Items mit den vier Subskalen Familie, Freunde, Schule und Nachbarschaft. Die Skala wurde speziell für benachteiligte Jugendliche verschiedener ethnischer Zugehörigkeiten entwickelt. Die Skala zeigt sich hinsichtlich schulischer Veränderungen als äußerst sensitiv.

Der von Lohaus, Fleer, Freytag & Klein-Heßling (1996) publizierte Fragebogen zur Erhebung von Stresserleben und Stressbewältigung im Kindesalter (SSK) wendet sich an Kinder der 3. bis 6. Klassen und erfasst mit insgesamt 40 Items das Ausmaß des aktuellen Stresserlebens, verschiedene Bewältigungsstrategien und körperliche Stressreaktionen.

Nach Prudlo (1996) entwickelten außerdem Miller, Wilcox & Soper (1985) einen Fragebogen für Adolescente und Bramston & Bostock (1994) einen Fragebogen zur Erfassung von Alltagsbelastungen bei intelligenzbeeinträchtigten Kindern.

Auch für das Erwachsenenalter gibt es eine Reihe von Fragebögen, welche alltägliche Belastungen erfassen sollen. Als eine der Ersten beschäftigten sich Ilfeld (1976), Epstein (1979) und Lewinsohn & Talkington (1979, zit. nach Kanner et al., 1981) mit alltäglichen Belastungen und deren Erhebung. Ilfeld (1976) erstellte beispielsweise die Current Social Stressors Scales, welche Alltagsbelastungen in neun verschiedenen Bereichen (u.a. Arbeitsplatz, Kinder) des sozialen Lebens erfragt.

In den 80iger Jahren wurden neben den Forschungsarbeiten zu der bereits vorgestellten Hassles and Uplifts Scale von Kanner et al. (1981) eine Reihe weiterer Instrumente entwickelt: Von Stone & Neale wurde 1982 die 63 Items umfassende Daily Life Experience Checklist (DLE) entwickelt. Zautra, Guarnaccia & Dohrenwend (1986) stellten ein 178 Items umfassendes Inventory of Small Life Events (ISLE) vor (zit. nach Prudlo, 1996) und die Arbeitsgruppe um Brantley brachte ebenfalls Inventare zur Erhebung von Stress im Alltag hervor (z.B. das Daily Stress Inventory von Brantley, Waggoner, Jones & Rappaport, 1987)

In Holland entwickelten 1989 Vingerhoets, Jeninga & Menges (zit. nach Twisk, Snel, Kemper & van Mechelen, 1999) die Everyday Problem Checklist (EPC in Holländisch) mit 114 Items (vgl. auch Vingerhoets & Van Tilburg, 1994; zit. nach Nyklicek, Vingerhoets, Van Heck, & Van Limpt., 1998).

Als einziges deutsches Instrument wurde von Schmidt-Atzert (1989) der Fragebogen zur Erfassung emotional relevanter Alltagsereignisse mit 17 positiven und 19 negativen Ereignissen entwickelt.

Anfang der 90iger Jahre legten Kohn & Macdonald (1992) das Survey of Recent Life Experiences (SRLE) vor. Der Fragebogen mit 51 Items, die sich sechs Faktoren zuordnen lassen, wurde mit dem Ziel konstruiert, dass die Items, im Gegensatz zur Hassles Scale von Kanner et al. (1981), nicht mit psychopathologischen Outcome-Variablen korrelieren.

### 3.2 Bewältigungsstrategien

Dieses Unterkapitel soll einen Überblick über derzeit vorhandene situationsspezifische Fragebögen zur Erfassung von Bewältigungsstrategien in den verschiedenen Altersgruppen geben. Auf die Darstellung situationsunspezifischer Fragebögen, die Bewältigungsstrategien ohne Bezug auf spezifische Situationen erheben, wird verzichtet. Zunächst soll auf die im Kinder- und Jugendbereich entwickelten Verfahren eingegangen werden:

- ◆ Boekaerts, Hendriksen & Maes entwickelten 1987 das Stress and Coping Inventory (SCI) für 10- bis 15jährige Kinder und Jugendliche (zit. nach Boekaerts, 1996, 463f). Der Fragebogen besteht aus zehn verschiedenen Copingstrategien, die situationsspezifisch hinsichtlich ihrer Nutzungshäufigkeit eingeschätzt werden sollen. Boekaerts et al. geben hierbei vier schulische Anforderungssituationen und vier Belastungssituationen im zwischenmenschlichen Bereich vor.
- ◆ Kidcope ist ein Fragebogen zur Erhebung kognitiver und behavioraler Bewältigungsstrategien bei Kindern und Jugendlichen. Er wurde in den 80iger Jahren von Spirito, Stark & Williams entwickelt. In der von Spirito, Stark, Grace & Stamoulis (1991) verwendeten Version des Fragebogens, werden Kinder ab dem neunten Lebensjahr um eine kurze Problembeschreibung gebeten. Anschließend sollen sie angeben, welche der vorgegebenen Bewältigungsstrategien sie angewendet haben. Ebenso sollen sie hinsichtlich zweier standardisierter

Problemsituationen aus dem schulischen und familiären Bereich angeben, wie sie darauf reagieren würden. Mittels 15 Items werden insgesamt zehn Copingstrategien repräsentiert. Außerdem wird um eine Effektivitätseinschätzung der gewählten Copingstrategien und um Angaben zur eigenen Befindlichkeit (Belastungsmaß) gebeten.

- ◆ Berg (1989) entwickelte das Everyday Problems Questionnaire an einer Stichprobe von elf- bis 17jährigen Kindern und Jugendlichen. Hierbei werden 20 verschiedene Probleme aus dem schulischen und außerschulischen Alltag zusammen mit sechs verschiedenen Reaktionsmöglichkeiten vorgegeben. Jede dieser sechs Strategien soll hinsichtlich ihrer Effektivität zur Lösung des Problems eingeschätzt werden. Nach einer ersten Einschätzung gibt es die Möglichkeit, eine Zusatzinformation einzuführen, welche die Problemsituation verändert und woraufhin nochmals eine Einschätzung der Copingstrategien vorzunehmen ist.
- ◆ Der Bewältigungsfragebogen für Jugendliche von Seiffge-Krenke (1989) kombiniert 20 Items mit acht verschiedenen Problembereichen. Angegeben werden soll, ob die jeweilige Bewältigungsstrategie in dem vorliegenden Problembereich verwandt wurde oder nicht. Faktorenanalytisch ergaben sich drei Copingstile: Aktives Coping, Internale Copingstrategien und Abwehrstrategien.
- ◆ Im Children's and Adolescent's Problem Solving Inventory (CAPSI) von Gamble (1994) werden Kinder und Jugendliche bzw. junge Erwachsene gebeten, sich jeweils an eine alltagsbelastende Situation (zwischenmenschliche Konflikte und Misserfolgserlebnis) zu erinnern und diese kurz zu beschreiben (Jugendliche) bzw. auf einer Ereignisliste anzukreuzen (Kinder). Anschließend wird um eine Einschätzung

verschiedener Ereignisparameter (u.a. Vorhersagbarkeit, Kontrollierbarkeit) gebeten. Außerdem wird mittels einer Attributionsskala nach Verantwortungszuschreibungen und mittels einer weiteren Skala nach der Sorge um die eigene Person und um andere beteiligte Personen gefragt. Erst im Anschluss an diese Einschätzungen wird mit einer 33 Items umfassenden Skala nach elf verschiedenen Bewältigungsstrategien gefragt.

Für das Erwachsenenalter gibt es eine noch größere Fülle von Copinginstrumenten. Für genauere Beschreibungen sei auf die Zusammenfassungen von Brüderl (1988); Porter & Stone (1996); Schwarzer & Schwarzer (1996) verwiesen.

- ◆ In dem von Pearlin & Schooler (1978) entwickelten Fragebogen wird nach überdauernden Bewältigungsstrategien, getrennt für die Bereiche Partnerschaft, Erziehung, Haushalt und Beruf gefragt (zit. nach Cohen, 1991, 238).
- ◆ Einen hinsichtlich der zeitlichen und hinsichtlich der Bewältigungsdimension anderen Ansatz wählten Stone & Neale (1984) mit ihrem Daily Coping Inventory (DCI). Im Gegensatz zu vielen anderen Fragebögen ist der Erinnerungszeitraum für das belastende Ereignis hier sehr kurz, denn es wird nach der belastendsten Situation des Tages sowie nach deren Merkmalen, wie z.B. Kontrollierbarkeit gefragt. Anschließend soll angegeben werden, wie auf die Situation reagiert wurde. Dabei soll der Bewältigungsversuch einer von acht Copingkategorien zugeordnet und hinsichtlich ihrer Relevanz zur Problembewältigung eingeschätzt werden.

- ◆ Ein deutsches Erhebungsinstrument wurde mit dem Fragebogen zur Erfassung von Bewältigung (CEUS) von Flörchinger et al. (1987) vorgelegt. Hier beschreibt der Teilnehmer ein unangenehmes Ereignis der letzten Tage und nach der Einschätzung verschiedener Situationscharakteristiken soll das Ereignis einem von 13 vorgegebenen Alltagsbereichen zugeordnet werden. Im Copingteil selbst soll die Bewältigungsreaktion auf das Ereignis angegeben werden sowie damit verbundene Absichten und das Ergebnis des Bewältigungsversuchs. Zum Schluss werden physiologische und emotionale Begleitreaktionen erfragt (vgl. Katz & Schmidt, 1991).
  - ◆ Ebenfalls 1987 wurde von Cornelius & Caspi das Everyday Problem Solving Inventory (EPSI) entwickelt. Dieses gibt sowohl altersspezifische (für Erwachsene jüngerer, mittleren und älteren Alters) als auch altersunspezifische Alltagsprobleme, aufgeschlüsselt nach sechs verschiedenen Bereichen, vor. Zu den Bereichen gehören (1) Probleme als Konsument, (2) Probleme, komplexe Informationen zu verstehen, (3) Probleme mit dem Haushalt, (4) Probleme, familiäre Konflikte zu lösen, (5) Probleme, Konflikte mit Freunden zu lösen, (6) Probleme, Konflikte am Arbeitsplatz zu lösen. Die Situationen variieren außerdem hinsichtlich ihrer Verursachung (selbst- vs. fremdverursacht). Insgesamt besteht der Fragebogen aus 48 Problemen (pro Problembereich acht Situationen, viermal selbst- und viermal fremdverursacht). Für jede Problemsituation sind vier verschiedene Möglichkeiten, auf die vor-
- gestellte Situation zu reagieren, vorgegeben. Die Reaktionsmöglichkeiten stammen aus folgenden Bereichen: (1) Problemfokussiertes Handeln, (2) Kognitive Problemanalyse, (3) Passives Verhalten und (4) Vermeidendes Verhalten. Einschätzungen sind u.a. vorgesehen für die Auftretenswahrscheinlichkeit der jeweiligen Reaktion und ihrer vermuteten Effektivität zur Problemlösung.
- ◆ Einen ähnlichen Ansatz aus der Schweiz stellte die Arbeitsgruppe um Perrez und Reicherts Ende der 80iger Jahre vor. Sie konstruierten den Fragebogen zum Umgang mit Belastungen im Verlauf (UBV; Reicherts & Perrez, 1991, 1993; zit. nach Perrez & Reicherts, 1992, 207ff). Das Fragebogeninventar besteht aus 18 verschiedenen Belastungssituationen, die in drei aufeinanderfolgende Phasen gegliedert dargestellt sind und standardisiert vorgegeben werden. Bei den Situationen handelt es sich entweder um Verlust- bzw. Misserfolgssituationen oder um aversive bzw. mehrdeutige Situationen im beruflichen bzw. privaten Kontext, die sich hinsichtlich ihrer Kontrollierbarkeit, Veränderbarkeit, Mehrdeutigkeit und Valenz systematisch unterscheiden. Jede Situation ist nach jeder Phase hinsichtlich des Ausmaßes der evozierten emotionalen Reaktionen (Angst, Trauer, Ärger) und hinsichtlich ihrer Veränderbarkeit, Kontrollierbarkeit etc. einzuschätzen. Anschließend sollen Absichten und Ziele der Bewältigungsreaktionen angegeben werden. Zum Schluss sollen verschiedene Bewältigungsstrategien hinsichtlich ihrer Auftretenswahrscheinlichkeit

beurteilt werden. Bei den Bewältigungsstrategien wird zwischen selbstbezogenen und umweltbezogenen Strategien unterschieden. Nach Reicherts & Perrez (1994) liegen Stanine-Werte getrennt für Frauen und Männer vor. Zur Reliabilität und Validität von Kurz- und Langform sei auf Reicherts & Perrez, 1994 verwiesen. Der Fragebogen liegt auch als PC-Version vor, wobei hier der Proband belastende Situationen im Tagesverlauf kurz beschreiben und die Beurteilungen wie oben dargestellt vornehmen soll (s. hierzu Perrez & Reicherts, 1992).

- ◆ Zuletzt soll das von Feifel & Strack (1989) entwickelte Life Situations Inventory (LSI) vorgestellt werden. Hier wird mittels 28 Items, verteilt auf die drei Skalen Problemlösen, Vermeidung und Resignation, danach gefragt, wie auf persönliche Probleme aus fünf verschiedenen Lebensbereichen (Entscheidungen, Misserfolg, Frustration, Konflikte mit Autoritäten, Konflikte mit Freunden) reagiert wird. Die Probanden werden gebeten, zu jedem Konfliktbereich ein konkretes Ereignis zu schildern und anschließend anzugeben, in welchem Ausmaß die jeweilige Copingstrategie verwandt wurde.

An den situationsspezifischen Instrumenten ist zu kritisieren, dass bei nicht standardisiert vorgegebenen Situationen interpersonale Vergleiche schwierig sind, da sich jeder Proband eine andere konkrete Situation vorstellt. Andererseits ist die ökologische Validität dieser Herangehensweise im Vergleich zu zwar standardisierten, jedoch hypothetischen Problemsituationen zu würdigen (Schwarzer & Schwarzer, 1996).

#### 4. Zusammenfassung

Die referierten Studien und Fragebogeninventare sind Hinweise darauf, dass einerseits Alltagsbelastungen altersspezifisch auftreten und dass andererseits Bewältigungsstrategien sowohl alters- als auch situationsspezifisch eingesetzt werden. Hieraus wurden Fragestellungen für einen querschnittlichen Untersuchungsansatz, in dem mehrere Generationen berücksichtigt werden sollten, abgeleitet. Untersucht werden sollte u.a., ob das Belastungserleben und die Inanspruchnahme sozialer Unterstützung altersspezifisch erfolgt und ob Bewältigungsstrategien altersspezifisch eingesetzt werden. Ein standardisiertes Erhebungsinstrument, das es ermöglicht, eine solche querschnittliche Erhebung durchzuführen liegt bisher nicht vor. Über den Versuch, ein solches Instrument zu konstruieren, um Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien in verschiedenen Altersgruppen erheben zu können, wird in einem zweiten Artikel berichtet.

#### Literatur

- Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the mystery of health*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Berg, C. A. (1989). Knowledge of strategies for dealing with everyday problems from childhood through adolescence. *Developmental Psychology*, 25, 607 – 618.

- Blankstein, K. R. & Flett, G. L. (1991). Specificity in the assessment of daily hassles: Hassles, locus of control, and adjustment in college students. *Canadian Journal of Behavioral Science*. [zit. nach Kohn & Macdonald, 1992, p. 223]
- Boekaerts, M.; Hendriksen, J. & Maes, S. (1987). *The stress and coping inventory*. Leiden, The Netherlands: Leiden University, Centre for the



- Study of Education and Instruction. [zit. nach Boekaerts, 1996, p. 463]
- Boekaerts, M. (1996). Coping with stress in childhood and adolescence. In M. Zeidner & N. S. Endler (Eds.), *Handbook of coping: Theory, research, applications* (pp. 452 – 484). New York: Wiley & Sons.
- Bramston, P. & Bostock, J. (1994). Measuring perceived stress in people with intellectual disabilities. *Australian and New Zealand Journal of Developmental Disabilities, 19* (2), 149 – 157. [zit. nach Prudlo, 1996, S. 41].
- Brantley, P. J.; Waggoner, C. D.; Jones, G. N. & Rappaport, N. B. (1987). A Daily Stress Inventory: Development, reliability and validity. *Journal of Behavioral Medicine, 10* (1), 61 – 74.
- Brüderl, L. (Hrsg.). (1988). *Theorien und Methoden der Bewältigungsforschung*. Weinheim: Juventa.
- Cohen, F. (1991). Measurement of Coping. In A. Monat & R. Lazarus (Eds.), *Stress and coping: An anthology* (3rd Ed., pp. 228 - 244). New York: Columbia University Press.
- Compas, B. E.; Davis, G. E.; Forsythe, C. J. & Wagner, B. M. (1987). Assessment of major and daily stressful events during adolescence: The Adolescent Perceived Events Scale. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 55*, 534 – 541.
- Cornelius, S. W. & Caspi, A. (1987). Everyday problem solving in adulthood and old age. *Psychology and Aging, 2*, 144 – 153.
- DeLongis, A.; Folkman, S. & Lazarus, R. S. (1988). The impact of daily stress on health and mood: Psychological and social resources as mediators. *Journal of Personality and Social Psychology, 54* (3), 486 – 495.
- Elwood, S. W. (1987). Stressor and coping response inventories for children. *Psychological Reports, 60*, 931 – 947.
- Epstein, S. (1979). The stability of behavior: On predicting most of the people much of the time. *Journal of Personality and Social Psychology, 37*, 1097 – 1126.
- Feifel, H. & Strack, S. (1989). Coping with conflict situations: Middle-aged and elderly men. *Psychology and Aging, 4* (1), 26 – 33.
- Fenzel, L. M. (1989). Role strains in early adolescence: A model for investigating school transition stress. *Journal of Early Adolescence, 9*, 13 – 33.
- Filipp, S.-H. (Hrsg.). (1990). *Kritische Lebensereignisse* (2. Aufl.). München: Psychologie-Verlags-Union.
- Flörchinger, E.; Schulze, C. & Rees, U. M. (1987). *Belastung durch und Bewältigung von Alltagsproblemen*. Unveröff. Dipl.-Arbeit. Universität Heidelberg. [zit. nach Katz & Schmidt, 1991, S. 37]
- Folkman, S.; Lazarus, R. S.; Pimley, S. & Novacek, J. (1987). Age Differences in Stress and Coping Processes. *Psychology and Aging, 2* (2), 171 – 184
- Folkman, S. & Lazarus, R. S. (1991). Coping and Emotion. In A. Monat & R. Lazarus (Eds.). *Stress and coping: An anthology* (3rd Ed., pp. 207 - 226). New York: Columbia University Press.
- Gamble, W. C. (1994). Perceptions of controllability and other stressor event characteristics as determinants of coping among young adolescents and young adults. *Journal of Youth and Adolescence, 23* (1), 65 – 84.
- Hurrelmann, K. (1988). *Sozialisation und Gesundheit: Somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf* (Reihe Grundlagentexte Soziologie). Weinheim: Juventa.
- Ilfeld, I. W. (1976). Characteristics of current social stressors. *Psychological Reports, 39*, 1231 – 1247.
- Kanner, A. D.; Coyne, J. C.; Schaefer, C. & Lazarus, R. S. (1981). Comparison of two modes of stress measurement: Daily hassles and uplifts versus major life events. *Journal of Behavioral Medicine, 4*, 1, 1-39.
- Kanner, A. D.; Feldman, S. S.; Weinberger, D. A. & Ford, M. E. (1991). Uplifts, hassles, and adaptational outcomes in early adolescents. In A. Monat & R. Lazarus (Eds.), *Stress and coping: An anthology* (3<sup>rd</sup> Ed., pp. 158 – 181). New York: Columbia University Press.
- Kobasa, S. C. (1979). Stressful life events, personality and health: An inquiry into hardiness. *Journal of Personality and Social Psychology, 1* (37), 1 – 11.

- Köferl, P. (1988). *Invulnerabilität und Stressresistenz: Theoretische und empirische Befunde zur effektiven Bewältigung von psychosozialen Stressoren*. Unveröff. Diss., Universität Bielefeld.
- Kohn, P. M.; Lafreniere, K. & Gurevich, M. (1990). The inventory of college students' recent life experiences: A decontaminated hassles scale for a special population. *Journal of Behavioral Medicine*, 13, 619 – 630.
- Kohn, P. M. & Macdonald, J. E. (1992). The Survey of Recent Life Experiences: A decontaminated hassles scale for adults. *Journal of Behavioral Medicine*, 15 (2), 221 – 235.
- Lazarus, R. S. (1984). Puzzles in the study of daily hassles. *Journal of Behavioral Medicine*, 7 (4), 375 – 389.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1991). The Concept of Coping. In A. Monat & R. Lazarus (Eds.), *Stress and coping: An anthology* (3rd Ed., pp. 189 - 206). New York: Columbia University Press.
- Lewinsohn, P. M. & Talkington, J. (1979). Studies of the measurement of unpleasant events and relations with depression. *Appl. Psychol. Measure*, 3, 83 – 101. [zit. nach Kanner et al., 1981, p. 5]
- Lohaus, A.; Fleer, B.; Freytag, P. & Klein-Heßling, J. (1996). *Fragebogen zur Erhebung von Streßerleben und Streßbewältigung im Kindesalter (SSK)*. Handanweisung. Göttingen: Verlag für Psychology Dr. C.J. Hogrefe.
- McCrae, R. (1984). Situational determinants of coping responses: Loss, threat, and challenge. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46 (4), 919 – 928.
- Miller, M. J.; Wilcox, C. T. & Soper, B. (1985). Measuring hassles and uplifts among adolescents: A different approach to the study of stress. *School Counselor*, 33 (2), 107 – 110. [zit. nach Prudlo, 1996, S. 41]
- Nyklicek, I.; Vingerhoets, A. J. J. M.; Van Heck, G. L. & Van Limpt, M. C. A. M. (1998). Defensive coping in relation to casual blood pressure and self-reported daily hassles and life events. *Journal of Behavioral Medicine*, 21 (2), 145 – 161.
- Pearlin, L. I. & Schooler, C. (1978). The structure of coping. *Journal of Health and Social Behavior*, 19, 2 – 21. [zit. nach Cohen, 1991, p. 238]
- Perrez, M. & Reicherts, M. (1992). *Stress, coping, and health: A situation-behavior approach: Theory, methods, applications*. Seattle: Hogrefe & Huber.
- Porter, L. S. & Stone, A. A. (1996). An approach to assessing daily coping. In M. Zeidner & N. S. Endler (Eds.), *Handbook of coping: Theory, research, applications* (pp. 133 – 150). New York: Wiley & Sons.
- Prudlo, U. (1996). *Alltagsbelastungen (Hassles) und Alltagsfreuden (Uplifts) bei chronisch Kranken und Gesunden*. Unveröff. Dissertation, Universität Tübingen.
- Quast, H.-H.; Jerusalem, M. & Faulhaber, J. (1983). Daily Hassles and Daily Uplifts. In R. Schwarzer (Hrsg.). (1989). *Skalen zur Befindlichkeit und Persönlichkeit*. Forschungsbericht 5. Berlin: FU, Institut für Pädagogische Psychologie.
- Reicherts, M. & Perrez, M. (1991; 1993). *Fragebogen zum Umgang mit Belastungen im Verlauf (UBV)*. Handanweisung und Testmappe. Bern: Huber. [zit. nach Perrez & Reicherts, 1992, p. 207 und zit. nach Reicherts & Perrez, 1994, S. 231]
- Reicherts, M. & Perrez, M. (1994). Fragebogen zum Umgang mit Belastungen im Verlauf. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie*, 42 (3), 230 – 240.
- Schmidt-Atzert, L. (1989). Ein Fragebogen zur Erfassung emotional relevanter Alltagsereignisse. *Diagnostica*, 35 (4), 354 – 358.
- Schwarzer, R. & Schwarzer, C. (1996). A critical survey of coping instruments. In M. Zeidner & N. S. Endler (Eds.), *Handbook of coping: Theory, research, applications* (pp.107 – 132). New York: Wiley & Sons.
- Seidman, E.; Allen, L. R.; Aber, J. L.; Mitchell, C.; Feinman, J.; Yoshikawa, H.; Comtois, K., Golz, J.; Miller, R. L.; Ortiz-Torres, B. & Roper, G. C. (1995). Development and validation of adolescent-perceived microsystem scales: Social support, daily hassles and involvement.

- American Journal of Community Psychology*, 23 (3), 355 - 388.
- Seiffge-Krenke, I. (1989). Bewältigung alltäglicher Problemsituationen: Ein Coping-Fragebogen für Jugendliche. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 10, 201 - 220.
- Seiffge-Krenke, I. (1993). Coping behavior in normal and clinical samples: More similarities than differences? *Journal of Adolescence*, 16, 285 - 303.
- Spirito, A.; Stark, L. J.; Grace, N. & Stamoulis, D. (1991). Common problems and coping strategies reported in childhood and early adolescence. *Journal of Youth and Adolescence*, 20, 521 - 544.
- Stone, A. A. & Neale, J. M. (1982). Development of a methodology for assessing daily experiences. In A. Baum & J. Singer (Eds.), *Advances in environmental psychology: Environment and health* (Vol. 4). New York: Erlbaum. [zit. nach Prudlo, 1996, S. 40]
- Stone, A. A. & Neale, J. M. (1984). New measure of daily coping: Development and preliminary results. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46 (4), 892 - 906.
- Strough, J. N.; Berg, C. A. & Sansone, C. (1996). Goals for solving everyday problems across the life span: Age and gender differences in the salience of interpersonal concerns. *Developmental Psychology*, 32 (6), 1106 - 1115.
- Swearingen, E. M. & Cohen, L. (1985). Measurement of adolescents' life events: The Junior High Life Experiences Survey. *American Journal of Community Psychology*, 13, 69 - 85.
- Twisk, J. W. R.; Snel, J.; Kemper, H. C. G. & Mechelen, W. van (1999). Changes in daily hassles and life events and the relationship with coronary heart disease risk factors: A 2-year longitudinal study in 27-29-year-old males and females. *Journal of Psychosomatic Research*, 46 (3), 229 - 240.
- Vingerhoets, A. J. J. M.; Jeninga, A. J. & Menges, L. J. (1989). The measurement of daily hassles and chronic stressors: The development of the Everyday Problem Checklist (EPCL) II [in Dutch] *Gedrag & Gezondheid*, 17, 10 - 17. [zit. nach Twisk et al., 1999, p. 230]
- Vingerhoets, A. J. J. M. & Van Tilburg, M. A. L. (1994). *Allledaagse Problemen Lijst (APL)*, Swets, Lisse. [zit. nach Nyklicek et al., 1998, p. 149]
- Zautra, A. J.; Guarnaccia, C. A. & Dohrenwend, B. P. (1986). Measuring small life events. *American Journal of Community Psychology*, 14, 629 - 655.
- Zeidner, M. & Endler, N. S. (Eds.). (1996). *Handbook of coping: Theory, research, applications*. New York: Wiley & Sons.

Erstautorin:

✉ Dipl.-Psych. Annette Baisch, Hermann-Löns-Str. 11, 35091 Cölbe

# Alltagsbelastungen und Bewältigungskompetenz

## Teil 2: Ergebnisse einer empirischen Studie

Annette Baisch, Arnold Lohaus & Bernd Röhrle

### Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel stellt Ergebnisse einer explorativen Studie zur Frage des Verhältnisses von Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien in verschiedenen Altersabschnitten vor. Zur Hypothesentestung wurde ein Fragebogen entwickelt, dessen Ziel es ist, das Bewältigungsverhalten altersunabhängig, in strukturierter Form und belastungsspezifisch zu erheben. An der Studie nahmen insgesamt 144 Probanden im Alter von elf bis achtzig Jahren teil. Es konnte gezeigt werden, dass sowohl das Belastungserleben als auch der Einsatz von Bewältigungsstrategien alters- und situationsspezifisch erfolgt. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit in der zukünftigen Bewältigungsforschung, Alters- und Situationseffekte stärker zu berücksichtigen.

*Schlüsselwörter:* Alltagsbelastungen – Bewältigungsstrategien – Stress – Erhebungsstrategien

### Summary

This paper presents the results of a cross-sectional study on the relation between daily hassles and coping in different age groups. The results are based on a questionnaire which was developed to get standardized information on the coping behavior of different age groups in specific situations. The participants were 144 persons aged eleven to eighty years. The results demonstrate that the experienced problems as well as the coping patterns differ with age and situation. The findings indicate the importance to address potential interactions between age and stress situation.

*Key words:* daily hassles – coping behavior – stress – measurement

### 1. Einleitung

Im ersten Teil des Artikels wurde ein Überblick über den derzeitigen Stand der theoretischen und empirischen Forschung im Bereich Alltagsbelastungen und Bewältigung und ein Überblick über bisher konzipierte Fragebögen gegeben. Es wurde deutlich, dass einerseits Alltagsbelastungen altersspezifisch auftreten und dass andererseits Bewältigungsstrategien sowohl alters- als auch situationsspezifisch eingesetzt werden. Hieraus wurden Fragestellungen für einen querschnittlichen Untersuchungsansatz, in dem mehrere Generationen berücksichtigt werden sollten, abgeleitet. Untersucht werden sollte u.a., ob das Belastungserleben und die Inanspruchnahme sozialer Unterstützung altersspezifisch erfolgt und ob Bewältigungsstrategien altersspezifisch eingesetzt werden. Ein standardisiertes Erhebungsinstrument, das es ermöglicht, eine solche

querschnittliche Erhebung durchzuführen liegt bisher nicht vor. Über den Versuch, ein solches Instrument zu konstruieren, um Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien in verschiedenen Altersgruppen erheben zu können, wird im folgenden berichtet.



## 2. Der Fragebogen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung

Ein Anliegen der Studie war es, eine Möglichkeit zur Erhebung von Alltagsbelastungen und Bewältigungsstrategien über alle Altersgruppen hinweg zu finden. Vor dem Bericht über die deskriptiven und statistischen Untersuchungsergebnisse der durchgeführten Studie sollen der dazu konstruierte Fragebogen, der Untersuchungsablauf, die Stichprobe und die ersten Ergebnisse zu den Gütekriterien des Fragebogens vorgestellt werden.

Auf der Basis der gesichteten theoretischen und empirischen Forschungsergebnisse wurden acht alltagsbelastende Situationen und 19 Bewältigungsstrategien herausgearbeitet. Zu den Situationen zählen: (1) Suche nach Verlorenem, (2) Täglich wiederkehrende Erledigungen, (3) Ärger mit Behörden, (4) Sorgen, (5) Entscheidungen treffen müssen, (6) Körperliches Unwohlsein, (7) Emotionale Belastungen, (8) Zwischenmenschliche Konflikte. Als Bewältigungsstrategien wurden kognitive, aktiv-problemorientierte, aggressive, passive, emotionsfokussierte, vermeidende, entspannende Strategien sowie verschiedene Formen der sozialen Unterstützung einbezogen.

Während im ersten Teil des Fragebogens soziodemographische Daten erfragt wurden, bestand der Hauptteil aus den acht Belastungssituationen, zu denen konkrete Situationserfahrungen stichwortartig beschrieben werden sollten. Im Anschluss an die Situationsbeschreibung erfolgte jeweils eine Belastungseinschätzung und die Vorgabe der verhaltensnah, aber situationsunabhängig formulierten Bewältigungsstrategien. Bei letzteren sollten diejenigen angekreuzt werden, welche hauptsächlich zur Bewältigung angewandt wurden. Zum Schluss wurde eine Effektivitätseinschätzung zu den Bewältigungsstrategien erfragt, indem die jeweils hilfreichste Strategie angegeben und ihre Wirksamkeit anhand von Noten (1 =

sehr wirksam bis 6 = wenig wirksam) eingeschätzt werden sollte.

Zusätzlich wurde der Fragebogen zur Sozialen Unterstützung (F-SOZU) von Sommer & Fydreich (1989) und der Marburger Fragebogen zum Kohärenzsinn (MR-SOC-VI) sowie die Kontrollskala „Öffentlichkeit“ der Projektgruppe Marburger Gesundheitsstudien (vgl. Lutz, Herbst, Iffland & Schneider, 1998) vorgegeben.

Die Auswertung erfolgte einerseits situationspezifisch und andererseits global, d.h. über alle Situationen hinweg aufsummiert. Der Belastungsindex konnte somit Werte zwischen Null und Drei bzw. zwischen Null und 24 annehmen. Da die Bewältigungsstrategien pro Situation dichotom erfaßt wurden (wurde angewandt vs. nicht angewandt), konnten diese situationsübergreifend maximal acht mal angegeben werden. Zur statistischen Hypothesenprüfung wurden Produkt-Moment-Korrelationen bzw. punkt-biseriale Korrelationen oder Phi-Koeffizienten verwendet. Eine erste Prüfung der Validität des Fragebogens erfolgte mittels Iteminterkorrelationen (Produkt-Moment-Korrelationen) und Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation.

### 2.1 Rekrutierung der Stichprobe, Untersuchungsablauf und Stichprobenbeschreibung

Die Untersuchungsteilnehmer wurden über das sogenannte Schneeballsystem angeworben: Interessierte Freunde und Bekannte wurden gebeten, den Fragebogen zu Hause auszufüllen sowie ihn ihrerseits an Freunde und Bekannte weiterzugeben. Angesprochen wurden außerdem Trainer der örtlichen Sportvereine, insbesondere zur Gewinnung von Kindern und Jugendlichen ab dem 10. Lebensjahr. Die gewonnenen Teilnehmer entstammen zu gut zwei Dritteln der höheren Bildungsschicht und stammen regional zur einen Hälfte aus Hessen und zur anderen Hälfte überwiegend aus Ba-

den-Württemberg, Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen.

Ziel war es nicht, eine repräsentative, sondern eine hinsichtlich der Bildung und des Alters möglichst heterogene Stichprobe zu erhalten. Um eine Unabhängigkeit der Daten zu erhalten, wurden die Teilnehmer darauf hingewiesen, dass aus jeder Familie nur eine Person den Fragebogen ausfüllen sollte. Weitere Teilnahmebedingung war ein Mindestalter von 10 Jahren, da davon ausgegangen wurde, dass jüngere Kinder Schwierigkeiten beim selbständigen Ausfüllen des Fragebogens haben würden. Die Dauer zum Ausfüllen des Bogens war Schilderungen zufolge sehr unterschiedlich und lag zwischen 30 und 120 Minuten. Die Teilnahme erfolgte freiwillig und anonym. Die Datenerhebung erstreckte sich über die Monate Mai bis September 2000. In diesem Zeitraum wurden 280 Fragebögen verteilt. Die Rücklaufquote von 51.8% ist unter Berücksichtigung des Umfangs des Fragebogens als zufriedenstellend zu beurteilen.

Insgesamt nahmen an der Studie 144 Personen teil, 82 weibliche (56.9%) und 62 männliche (43.1%). Die weiblichen Teilnehmer sind zwischen 11 und 80 Jahre alt ( $M = 32.76$ ;  $SD = 16.53$ ) und die männlichen Teilnehmer sind zwischen 12 und 76 Jahre alt ( $M = 35.82$ ;  $SD = 18.24$ ). Zwischen dem Alter und dem Geschlecht der befragten Personen besteht kein Zusammenhang ( $r_{pbis} = .088$ ,  $p = .294$ ,  $N = 144$ ).

Die Angaben zum Familienstand zeigen, dass 53.8% der Teilnehmer ledig, 35% verheiratet,

7% geschieden oder getrennt lebend und 4.2% verwitwet sind. Insgesamt hat die Mehrzahl (59%) der Teilnehmer keine Kinder.

Zum Antwortverhalten ist anzumerken, dass sich die meisten Missings (rund 14%) bei der Situation „Ärger mit Behörden“ finden. Diese Situation wurde besonders häufig von Kindern und Jugendlichen nicht beantwortet, obwohl darauf hingewiesen wurde, dass auch schulische Belastungen hierzu gezählt werden können. Personen, welche mehr als die Hälfte der erfragten Situationen nicht beantworteten, wurden von den situationsübergreifenden Analysen ausgeschlossen.

## 2.2 Die Validierung des Fragebogens

Die Interkorrelationen der Bewältigungsstrategien zeigen, dass fast alle Variablen der Sozialen Unterstützung untereinander signifikant positiv auf dem 5%-Niveau in bis zu mittlerer Höhe korrelieren ( $r = .259$  bis  $r = .604$ ). Für die Bewältigungsstrategien ohne Soziale Unterstützung zeigen sich überwiegend niedrigere und ausschließlich positive Zusammenhänge. Zwischen den Bewältigungsstrategien und den Variablen Sozialer Unterstützung zeigen sich deutlich weniger signifikante Zusammenhänge. Mit fast allen sozialen Unterstützungsvariablen korrelieren lediglich kognitive, emotionsfokussierte und autoaggressive Strategien signifikant positiv (vgl. Tabelle 1). Nicht berücksichtigt wurde finanzielle Unterstützung durch Familie bzw. Freunde, da diese Unterstützungsform lediglich von 10.7% bzw. 0.7% der Teilnehmer in Anspruch genommen wurde.

Tabelle 1: Korrelationsmatrix der Bewältigungsstrategien und Sozialen Unterstützung

	Institutionen	Familie	Freunde	Emotionale		Informative	
				Familie	Freunde	Familie	Freunde
Kognitive Umstrukt.	.193*	.204*	.291*	.080	.209*	.080	.190*
Selbstverbalisation	.388*	.259*	.231*	.116	.171*	.174*	.280*
Aktiv-problemorient.	.253*	.104	.188*	-.050	.148	.077	.231*
Fremdaggression	.037	.037	-.040	.061	.096	.006	.053
Passiv	-.006	.115	.087	.083	.117	.042	.025
Emotionsfokussiert	.195*	.438*	.341*	.256*	.405*	.318*	.286*
Vermeidung	-.025	.103	.180*	.064	.204*	.146	.193*
Autoaggression	-.023	.121	.273*	.198*	.455*	.183*	.297*
Bagatellisierung	.044	.083	.191*	.110	.179*	-.094	.039
Entspannung	.057	.091	.314*	.040	.094	.087	.124

\*auf dem 5%-Niveau signifikante Produkt-Moment-Korrelationen;  $N = 140$

Die Formen Sozialer Unterstützung korrelieren jedoch höher miteinander als mit den anderen Bewältigungsstrategien, was darauf hinweist, dass Soziale Unterstützung eine eigenständige Bewältigungskomponente darstellt. Ebenso weisen die Interkorrelationen der Bewältigungsstrategien (ohne soziale Unterstützung) auf eine zusätzliche Komponente hin, die in diesen Strategien gemeinsam enthalten ist.

Faktorenanalytisch bestätigt sich der durch die Höhe der Interkorrelationen gewonnene Eindruck, dass die sozialen Unterstützungsvariablen und die Bewältigungsstrategien getrennte Variablenkomplexe konstituieren. Die mit den insgesamt 19 Bewältigungsstrategien durchgeführte Hauptkomponentenanalyse mit Varimax Rotation ergab sechs interpretierbare Faktoren mit Eigenwerten höher Eins. Da die Variablen „Informative familiäre Unterstützung“ und „emotionsfokussierte Bewältigung“ Ladungen in ähnlicher Höhe auf mehreren Variablen zeigten, wurden diese in einer zweiten Analyse herausgenommen. Das Ergebnis blieb bis auf minimale Abweichungen in der Höhe der Faktorladungen und damit in der Reihenfolge der Faktoren dasselbe. Wie Tabelle 2 zeigt, klären die sechs Faktoren mit Eigenwerten größer als eins insgesamt 64.9% der

Gesamtvarianz auf. Die aus der Theorie und Empirie hergeleiteten 19 Kategorien von Bewältigungsstrategien können in folgende sechs Dimensionen zusammengefasst werden: Faktor 1: Kognitiv-vermeidende Bewältigung, Faktor 2: Soziale Unterstützung durch Freunde, Faktor 3: Aktive Bewältigung, Faktor 4: Familiäre Unterstützung, Faktor 5: Aggressive Bewältigung und Faktor 6: Finanzielle Unterstützung.

Berechnet man die interne Konsistenz für die gesamte Bewältigungsskala, so erhält man mit  $\alpha = .80$  ein zufriedenstellendes Ergebnis. Teilt man die Bewältigungsskala in Soziale Unterstützung und andere Bewältigungsstrategien auf, so zeigen sich für beide Bewältigungsformen mit  $\alpha = .76$  immer noch zufriedenstellende Konsistenzen. Für die ermittelten Faktoren fallen die Werte jedoch erwartungsgemäß geringer aus, da die Itemzahl pro Faktor sehr gering ist. Trotzdem zeigen sich auch hier noch für die Faktoren 1, 2 und 4 zufriedenstellende Korrelationen um  $\alpha = .70$  bis  $.72$ . Für die restlichen drei Faktoren ist Cronbach's Alpha mit Werten zwischen  $.63$  und  $.19$  jedoch als unzufriedenstellend zu bezeichnen.

Tabelle 2: Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation

FAK-TOR	Eigenwert	Varianz in %	Varianz kumuliert	Markiertvariablen mit Faktorladungen
1	2.50	14.70	14.70	Bagatellisierung (.701), Vermeidung (.698), Passive Bewältigung (.643), Entspannung (.633), Kognitive Umstrukturierung (.631)
2	2.26	13.30	28.00	Emotionale Unterstützung Freunde (.770), Soziale Unterstützung Freunde (.744), Informative Unterstützung Freunde (.732)
3	1.88	11.02	39.02	Soziale Unterstützung durch Institutionen (.727), Aktivproblemorientierte Bewältigung (.721), Selbstverbalisation (.710)
4	1.70	10.01	49.03	Emotionale Unterstützung Familie (.806), Soziale Unterstützung Familie (.793)
5	1.37	8.04	57.07	Fremdaggression (.871), Autoaggression (.653)
6	1.32	7.83	64.90	Finanzielle Hilfe Familie (.759), Finanzielle Hilfe Freunde (.728)

Zieht man den „Fragebogen zur Sozialen Unterstützung“ von Sommer & Fydreich (1989) im Sinne einer Konstruktvalidierung hinzu, so zeigt sich für Teil A des F-SOZU (Gesamtwert „Wahrgenommene Soziale Unterstützung“) kein statistisch signifikanter Zusammenhang ( $r = -.077$  bis  $r = .133$ ) mit den Variablen zur Sozialen Unterstützung im „Fragebogen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung“. Dies zeigt, dass mit Teil A des F-SOZU etwas anderes erhoben wird als mit dem selbsterstellten Fragebogen. Während beim Ersten das subjektive Empfinden, auf Soziale Unterstützung in hypothetischen Situationen<sup>1</sup> zurückgreifen zu können erhoben wird, wird beim Letzten nach real erfolgter Sozialer Unterstützung gefragt. Es ist somit nicht unerheblich, ob Soziale Unterstützung über hypothetische Ereignisse oder über in der Vergangenheit real aufgetretene Ereignisse erhoben wird.

Mit Teil B des F-SOZU zeigt sich auf dem 1%-Niveau eine signifikant positive Korrelati-

on ( $r = .358$ ,  $p = .000$ ,  $N = 140$ ) zwischen der angegebenen Anzahl von Freunden als Unterstützungspersonen im F-SOZU und der Angabe von „Sozialer Unterstützung durch Freunde“ im „Fragebogen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung“, d.h. das wahrgenommene Ausmaß der Sozialen Unterstützung durch Freunde ist abhängig von der Größe des Freundeskreises. Keine Zusammenhänge zeigten sich dagegen zwischen „familiärer Unterstützung“ und der Anzahl an zur Verfügung stehenden familiären Unterstützungspersonen (Partner, Eltern, Kinder, Großeltern, Geschwister, andere Verwandte) im F-SOZU.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Fragebogen entsprechend seiner Konstruktion verschiedene Dimensionen der Bewältigung bei Alltagsbelastungen abzubilden vermag. Die interne Konsistenz einiger Faktoren kann jedoch noch nicht als zufriedenstellend betrachtet werden. Für weitere Forschungszwecke sollte er somit vor allem hinsichtlich der Anzahl an Items, welche die Bewälti-

<sup>1</sup> Item 11 (F-SOZU, Teil A, Kurzform): „Wenn ich mal tief bedrückt bin, weiß ich, zu wem ich gehen kann.“



ungsstrategien operationalisieren, überarbeitet werden.

### 3. Ergebnisse der Studie

#### 3.1 Deskriptive Ergebnisse

Die Teilnehmer waren aufgefordert, ein konkretes Ereignis innerhalb der vorgegebenen alltagsbelastenden Bereiche zu beschreiben. Damit sollte kontrolliert werden, ob die erfolgten Belastungs- und Bewältigungsratings eine vergleichbare Basis haben. Bei diesem Vergleich wurde deutlich, dass die geschilderten Ereignisse innerhalb der vorgegebenen Belastungsbereiche inhaltlich und in ihrer Bedeutungshaltigkeit über die Altersgruppen hinweg vergleichbar sind. So beziehen sich beispielsweise psychosoziale Alltagsbelastungen immer wieder auf Familie, Freunde, Beruf und Gesundheit, auch wenn sich in den konkreten Ereignissen und Personen der Lebensverlauf und damit die Altersspezifität widerspiegelt: Schulische Sorgen werden durch berufliche abgelöst, die Sorge um die Gesundheit der Großeltern wird durch die Sorge um die Gesundheit der Eltern und der Kinder abgelöst, usw. Die im Anschluss erfolgten Belastungs- und Bewältigungsratings können somit durchaus über alle Teilnehmer hinweg verglichen werden. So zeigte sich z.B. hinsichtlich der Belastungsintensität, dass die „Suche nach Verlorenem“ über alle Altersgruppen hinweg als am wenigsten belastend empfunden wurde ( $M = 1.15$ ,  $SD = 0.78$ ,  $N = 141$ ) und „Emotionale Belastungen“ als am höchsten belastend empfunden wurden ( $M = 2.50$ ,  $SD = 0.66$ ,  $N = 139$ ).

Hinsichtlich der angegebenen Bewältigungsstrategien wurde in der Hälfte aller Situationen („Suche nach Verlorenem“, „Täglich wiederkehrende erledigten“, „Ärger mit Behörden“, „Zwischenmenschliche Konflikte“) aktiv-problemorientierte Bewältigung von mehr als der Hälfte der Teilnehmer angegeben. Betrachtet man die Variable Soziale Unterstüt-

zung, so zeigt sich, dass diese in den Situationen „Sorgen“ und „Entscheidung“ die häufigste Bewältigungsform darstellt. Unterteilt nach Unterstützung durch Familie vs. Freunde zeigt sich, dass Freunde zwar insgesamt etwas weniger in Anspruch genommen werden, aber überwiegend in denselben Situationen wie Unterstützung durch die Familie. Institutionelle Hilfe wurde dagegen sehr wenig in Anspruch genommen. Die Hälfte der Teilnehmer gab sie einmal an und typischerweise wurde diese Form der Hilfe in Situation 3 (Ärger mit Behörden) mit 21.9% am häufigsten angegeben.

Zusätzlich konnten verschiedene Funktionen der Sozialen Unterstützung angekreuzt werden. Emotionale Unterstützung wurde am häufigsten in den Situationen „Sorgen“ und „Emotionale Belastung“ in Anspruch genommen, informative Unterstützung am häufigsten in den Situationen „Verlorenes Suchen“ und „Sorgen“ und Finanzielle Unterstützung wurde am häufigsten in Entscheidungssituationen angegeben. Betrachtet man familiäre Unterstützung personenspezifisch, so zeigte sich für die Teilnehmer mit Partner, dass fast alle mindestens einmal den Partner als Unterstützungsperson angaben. Über die Hälfte dieser Frauen und Männer gaben ihn bei allen sechs Fragen zur Sozialen Unterstützung (Sommer & Fydrich, 1989, Teil B) an. Umgekehrt gaben 31.4% der Frauen und 20.5% der Männer den Partner mindestens einmal als belastend an. Von den Frauen, die Kinder haben, gaben 84.4% diese mindestens einmal als Unterstützungspersonen an und ein Drittel gab Kinder mindestens einmal als Belastungspersonen an. Bei den Männern sind dies 70.8% vs. 8.3%.

Die folgende Tabelle 3 zeigt weiter, dass aktiv-problemorientierte Bewältigung in sieben der acht Situationen am häufigsten als effektivste Strategie angegeben wurde. Eine Ausnahme hiervon bildet Situation 6 (Körperliches Unwohlsein), bei der Entspannung noch häufiger genannt wurde.

Tabelle 3: Effektivste Bewältigungsstrategien

Situation	Häufigste Strategie <sup>a</sup>	Zweithäufigste Strategie <sup>a</sup>
(1) Suche nach Verlorenem	aktiv-problemorient. (39.9%)	emotionsfokussiert (15.9%)
(2) Täglich wiederkehrende Erledigungen	aktiv-problemorient. (38.3%)	Kog. Umstrukt. (15.6%)
(3) Ärger mit Behörden	aktiv-problemorient. (37.4%)	Entspannung (8.9%)
(4) Sorgen	aktiv-problemorient. (30.8%)	familiäre Unterst. (9.1%)
(5) Entscheidungen treffen müssen	aktiv-problemorient. (20.4%)	emotionsfokussiert (16.8%)
(6) Körperliches Unwohlsein	Entspannung (25.5%)	aktiv-problemorient. (17.5%)
(7) Emotionale Belastungen	aktiv-problemorient. (21.0%)	familiäre Unterst. (9.4%)
(8) Zwischenmenschliche Konflikte	aktiv-problemorient. (29.5%)	Passiv (12.1%)

a. Häufigkeit in %

Vergleicht man diese Effektivitätseinschätzungen mit den Angaben der tatsächlich am häufigsten genutzten Strategien, so zeigt sich, dass aktiv-problemorientierte Strategien zwar in fast jeder Situation als die effektivste Strategie eingeschätzt wurde, die meisten Teilnehmer diese jedoch nur in der Hälfte der acht Situationen eingesetzt haben.

### 3.2 Inferenzstatistische Ergebnisse

#### 3.2.1 Zur Frage der Altersspezifität des Belastungserlebens

Mit der ersten Fragestellung sollte der Zusammenhang zwischen Alter und Ausmaß der empfundenen Belastung betrachtet werden. Es wurde erwartet, dass sich im Fragebogen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung situationsunabhängig und situationspezifisch statistisch bedeutsame Zusammenhänge zwischen Alter und Belastungsausmaß zeigen. Diese Hypothese konnte situationsunabhängig bestätigt werden ( $r = .213, p = .011, N = 140$ ). Situationspezifisch zeigte sich für Situation 8 (Zwischenmenschliche Konflikte) ein signifikanter Zusammenhang ( $r_{pbis} = .169, p = .049, N = 136$ ) und für Täglich wie-

derkehrende Tätigkeiten, Körperliches Unwohlsein und Emotionale Belastungen zeigten sich tendenziell ebenfalls positive Zusammenhänge ( $r_{pbis} = .133$  bis  $.160$ ).

#### 3.2.2 Zur Frage der altersspezifischen Inanspruchnahme von sozialer Unterstützung

Diese Fragestellung wurde für die Unterstützung durch Familie, Freunde und Institutionen untersucht. Für alle drei Arten sozialer Unterstützung wurde erwartet, dass sich ein Zusammenhang mit dem Alter zeigen würde. Während sich für die Unterstützung durch Freunde keine signifikanten Zusammenhänge mit dem Alter finden ließen, zeigte sich für die Variable informative Unterstützung durch die Familie ein signifikant negativer Zusammenhang mit der Altersvariable ( $r = -.176, p = .038, r^2 = .031, N = 140$ ). Die Familie wurde also um so häufiger in Anspruch genommen, je jünger die Personen waren. Allgemein wird familiäre Unterstützung jedoch um so häufiger angegeben, je älter die Teilnehmer sind ( $r = .155, p = .067$ ). Signifikant positive Zusammenhänge zwischen familiärer Unterstützung und Alter zeigen sich auch auf situativer Ebene für „Körperliches Unwohlsein“, „Emotionale B e-

lastungen“ und „Zwischenmenschliche Konflikte“ (vgl. Tabelle 4).

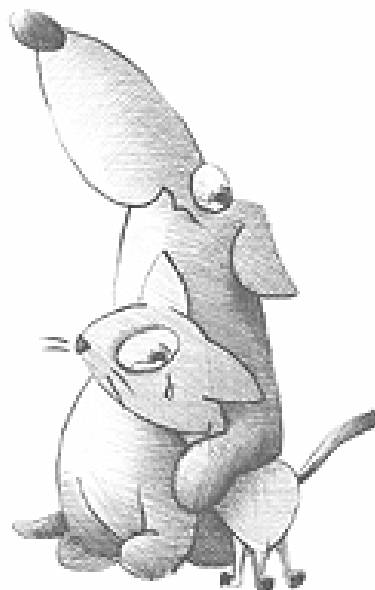
Tabelle 4: Situationspezifische Korrelationen zwischen Unterstützung durch die Familie (allg.) und Alter

	N	$r_{pbis}^a$	Sign.	$\eta^2^b$
(1) Suche nach Verlorenem	138	-.008	.927	.000
(2) Täglich wiederkehrende Arbeiten	142	.096	.253	.009
(3) Ärger mit Behörden	124	-.070	.442	.005
(4) Sorgen	144	.158	.059	.025
(5) Entscheidungen treffen müssen	138	-.015	.861	.000
(6) Körperliches Unwohlsein	138	.196	.021	.037
(7) Emotionale Belastungen	140	.180	.034	.031
(8) Zwischenmenschliche Konflikte	135	.190	.027	.035

punkt-biseriale Korrelation; b. Effektgröße  $\rho = r_{pbis}^2$

Soziale Unterstützung durch Freunde wurde dagegen in den Situationen „Suche nach Verlorenem“ und „Zwischenmenschliche Konflikte“ mit zunehmendem Alter signifikant weniger häufig angegeben ( $r_{pbis} = -.203$ ,  $\rho = .017$  und

$r_{pbis} = -.175$ ,  $\rho = .043$ ). In der Situation „Täglich wiederkehrende Arbeiten“ variiert die Inanspruchnahme von sozialer Unterstützung durch Freunde jedoch wieder signifikant positiv mit dem Alter ( $r_{pbis} = .175$ ,  $\rho = .037$ ).



Personenspezifisch zeigen sich anhand des „Fragebogens zur Sozialen Unterstützung (Teil B)“ von Sommer & Fydreich (1989) signifikante Alterskorrelationen lediglich für die mittlere Nennungshäufigkeit von Freunden (als Unterstützungspersonen:  $r = -.213, p = .010$ , als Belastungspersonen:  $r = -.264, p = .001$ ), nicht jedoch für den Partner oder für die Kinder. Tendenziell wird jedoch der Partner um so eher als Unterstützungsperson genannt je jünger die Teilnehmer sind ( $r = -.205, p = .052, N = 90$ ).

Zwischen Alter und institutioneller Unterstützung zeigt sich ein auf dem 1%-Niveau signifikanter Zusammenhang ( $r = .291, p = .000, N = 140$ ). Je älter also die befragten Personen sind, desto häufiger geben sie an, Soziale Unterstützung durch Institutionen in Anspruch zu nehmen und dies insbesondere in den Situationen 3 (Ärger mit Behörden,  $N = 124$ ), 6 (Körperliches Unwohlsein,  $N = 138$ ) und 8 (Zwischenmenschliche Konflikte,  $N = 135$ ). Die auf dem 5%-Niveau signifikanten punktbi-

serialen Korrelationen lagen zwischen  $r_{pbis} = .204$  und  $r_{pbis} = .225$ .

### 3.2.3 Zur Frage des altersspezifischen Einsatzes von Bewältigungsstrategien

Es wurde erwartet, dass sich im Fragebogen zur Erhebung von Alltagsbelastungen und deren Bewältigung situationsunabhängig statistisch bedeutsame Zusammenhänge zwischen Alter und verschiedenen Bewältigungsstrategien zeigen. Hierfür werden die Bewältigungsstrategien in die faktorenanalytisch ermittelten Komponenten zusammengefasst. Zusätzlich wird emotionsfokussierte Bewältigung betrachtet. Wie Tabelle 5 zeigt, werden kognitiv-vermeidende und aggressive Strategien um so eher zur Bewältigung eingesetzt, je jünger die Teilnehmer sind. Aktive Bewältigung wurde demgegenüber von älteren Teilnehmern eher angegeben als von jüngeren Teilnehmern. Lediglich für emotionsfokussierte Bewältigung zeigte sich kein signifikanter Zusammenhang mit dem Alter.

Tabelle 5: Zusammenhang zwischen Alter und Bewältigungsstrategien über alle Situationen

	r	Sign.	<sup>2a</sup>
Kognitiv-vermeidende Bewältigung <sup>2</sup>	-.300	.000	.090
Aktive Bewältigung <sup>3</sup>	.188	.026	.034
Aggressive Bewältigung <sup>4</sup>	-.188	.026	.034
Emotionsfokussierte Bewältigung	-.058	.498	.002

a. Effektgröße rho =  $r^2$  ( $N = 140$ )

<sup>2</sup> Bagatellisierung, Vermeidung, passive Bewältigung, Entspannung, Kognitive Umstrukturierung

<sup>3</sup> Aktive Bewältigung, Selbstverbalisation. Soziale Unterstützung durch Institutionen wurde hier weggelassen, da diese unter Sozialer Unterstützung bereits betrachtet wurde.

<sup>4</sup> Fremdaggression und Autoaggression

Zusammenfassend können die Fragestellungen nach altersspezifischen Zusammenhängen positiv beantwortet werden. Sowohl das Belastungserleben als auch das Bewältigungsverhalten ist altersabhängig. Ebenso wie eine höhere Belastungsausprägung mit einem höheren Lebensalter einher ging, zeigte sich dies auch für die soziale Unterstützung durch die Familie (v.a. in physischen und psychischen Belastungssituationen), Freunde (v.a. bei täglichen Arbeiten) und Institutionen (v.a. bei Ärger mit Behörden und gesundheitlichen Problemen). Auch der Einsatz aktiver Bewältigungsstrategien variierte situationsspezifisch signifikant positiv mit dem Alter. Dagegen wurden informative und tendenziell auch finanzielle familiäre Unterstützung, Unterstützung durch Freunde beim Suchen verlorener Dinge und bei Konflikten, kognitiv-vermeidende und aggressive Strategien eher von jüngeren Teilnehmern angegeben.

#### 4. Diskussion

Mit der vorliegenden Studie wurde ein neuer Ansatz in der Belastungs- und Bewältigungsforschung erprobt. Ziel war es, eine Erhebungsmethode zu finden, bei der das Bewältigungsverhalten erstens in unterschiedlichen alltagsbelastenden Situationen erfasst werden kann und die zweitens über nahezu die gesamte Lebensspanne anwendbar ist. Hierfür wurden aus der bisherigen theoretischen und empirischen Forschung acht entwicklungsunabhängige alltagsbelastende Bereiche und 19 Bewältigungsmöglichkeiten herausgearbeitet und in Form eines Fragebogens angeboten. Die Teilnehmer im Alter von 11 bis 80 Jahren waren aufgefordert, bereichsspezifisch eine möglichst aktuelle Belastungssituation zu beschreiben und anschließend die angewandten Bewältigungsstrategien anzugeben. Ähnlich gingen bisher lediglich Feifel & Strack (1989) bei Erwachsenen und Gamble (1994) bei Jugendlichen vor. Zumeist wird dieser Ansatz jedoch wegen der mangelnden

interindividuellen Vergleichbarkeit der geschilderten Belastungen abgelehnt (vgl. Schwarzer & Schwarzer, 1996). Im Gegensatz zu standardisiert vorgegebenen hypothetischen Problemszenarien verfügt er jedoch über eine hohe ökologische Validität. In der vorliegenden Untersuchung zeigte die Betrachtung der geschilderten Alltagsbelastungen, dass diese innerhalb eines Bereiches über die verschiedenen Altersgruppen hinweg durchaus vergleichbar sind. Lediglich der Bereich „Ärger mit Behörden“ vermochte kindliche Alltagsbelastungen nicht zu repräsentieren, weshalb er bei zukünftigen Erhebungen mit Kindern nicht mehr verwendet werden sollte. Für die Berücksichtigung des Kontexts sprechen außerdem die Ergebnisse aus den Belastungsratings, die zeigen, dass Alltagsbelastungen unterschiedlich stark beeinträchtigend empfunden werden. Für den gewählten Ansatz spricht auch, dass die Vorgehensweise selbst für die teilnehmenden Kinder keine Überforderung darstellte, wie ihre differenzierte Art und Weise, Probleme zu schildern, zeigte.

Aus Gründen der Ökonomie sollten verschiedene Facetten des Bewältigungsverhaltens mit Hilfe von ein bis zwei Items erfasst werden. Dieses Vorgehen führte jedoch zu psychometrischen Problemen, wie die geringen internen Konsistenzen der einzelnen Faktoren zeigen. Insbesondere für das emotional-aggressive Bewältigungsverhalten und für finanzielle Unterstützung konnten keine befriedigenden Reliabilitäten ermittelt werden, was aber auch an der geringen Inanspruchnahme dieser Strategien liegen mag. Die interne Konsistenz für die Gesamtskala fiel auf dem Hintergrund ihrer heterogenen Struktur mit Cronbach's Alpha = .80 erstaunlich hoch aus. Dies zeigt, dass der Fragebogen Bewältigungsverhalten reliabel zu erfassen vermag. Insgesamt sollten diese Ergebnisse jedoch aufgrund der nicht vorgenommenen Kreuzvalidierung und im Hinblick auf die kleine Stichprobengröße (N = 144) zurückhaltend interpretiert werden.

Inhaltlich lassen sich die Hauptergebnisse der vorliegenden Studie wie folgt zusammenfassen: Das Belastungserleben und Bewältigungsverhalten erfolgt alters- und situationsspezifisch. Insgesamt äußern sich die Teilnehmer zufrieden mit der Wirksamkeit der gewählten Bewältigungsstrategie.

Vergleicht man die Ergebnisse zum Belastungsausmaß mit der empirischen Literatur (vgl. Teil 1 des Artikels), so zeigt sich, dass sich diese weitgehend entsprechen. Folkman, Lazarus, Pimley & Novacek (1987) erklären ihre altersspezifischen Unterschiede im Belastungsausmaß über die sich verändernden sozialen Rollen. Über ihre Situationsvorgaben induzierten sie jedoch diese Unterschiede, da es sich nicht um alters- bzw. entwicklungsunabhängige Belastungsbereiche handelte. Genau dies wurde in der vorliegenden Untersuchung vermieden. Weniger die sozialen Rollenveränderungen scheinen für ein höheres Belastungsausmaß bei Teilnehmern höheren Alters ausschlaggebend zu sein, als vielmehr Prozesse des Alterns selbst, wie z.B. zunehmende Gesundheitsbeeinträchtigungen. Insgesamt betrachtet lag das durchschnittlich empfundene Belastungsausmaß im oberen Drittel der Skala, das heißt, es wurde im Gesamtdurchschnitt mindestens als „hoch“ eingeschätzt. Dies zeigt, dass die Bedeutung von Alltagsbelastungen für die Gesundheit, gerade auch im Sinne sehr häufig und zeitgleich auftretender Belastungen, nicht unterschätzt werden sollte.

Der situationsspezifische Einsatz von Bewältigungsstrategien belegt, dass die Beurteilung des Bewältigungsverhaltens nur im situativen Kontext erfolgen sollte. Situationsunspezifische Einteilungen in Abwehr- vs. Bewältigungsstrategien, sind auf dem Hintergrund dieser und einer Reihe weiterer Befunde (z.B. Band & Weisz, 1988; McCrae, 1984) nicht haltbar.

Die gefundenen Alterszusammenhänge decken sich mit Ergebnissen von Rossman (1992),

Feifel & Strack (1989) sowie Labouvie-Vief, DeVoe & Bulka (1989), welche ebenfalls zeigen konnten, dass die jüngeren Teilnehmer häufiger vermeidende und aggressive Strategien sowie Soziale Unterstützung zur Belastungsbewältigung einsetzen. Die in der vorliegenden Untersuchung vorgenommene differenziertere Betrachtung zeigt jedoch zusätzlich, dass informative und finanzielle Unterstützung durch die Familie eher von jüngeren Teilnehmern in Anspruch genommen wird, während Soziale Unterstützung allgemein häufiger von älteren Teilnehmern angegeben wurde. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit, verschiedene Formen und Funktionen von Sozialer Unterstützung zu berücksichtigen, wenn man das Bewältigungsgeschehen verstehen will.



Insgesamt werden mit zunehmendem Alter vermehrt kognitive, aktive und weniger vermeidende Bewältigungsstrategien eingesetzt. Dieser Wechsel von vermeidenden Strategien zu mehr kognitiven Strategien wurde vor allem in Untersuchungen mit Kindern und Jugendlichen beschrieben und mit kognitiven Entwicklungsveränderungen begründet (z.B. Band & Weisz, 1988). Auch in Studien mit Erwachsenen zeigten sich analoge Befunde (Feifel & Strack, 1989; Labouvie-Vief et al, 1989). Folkman et al. (1987) fanden dagegen, dass ältere Teilnehmer mehr passive und intraper-

sonale, emotionsfokussierte Strategien nutzen (Distanzierung, Akzeptanz, kognitive Umstrukturierung).

Der altersspezifische Einsatz von Bewältigungsstrategien kann sowohl über das Entwicklungsalter als auch über Kohorteneffekte erklärt werden. Folkman et al. (1987) führen eine weitere Möglichkeit an, in dem sie ihre Befunde auf situative Unterschiede zurückführen. Dies kann auch für die vorliegende Studie trotz des Versuchs das Bewältigungsverhalten über altersunabhängige Belastungsbereiche (Makroebene) zu erheben, nicht völlig ausgeschlossen werden, da auf der Mikroebene nach wie vor situative Unterschiede bestehen.

Zum Schluss sei auf einige psychometrische und methodische Probleme hingewiesen, welche die Gültigkeit der genannten Befunde einschränken. Nicht auszuschließen sind selektive Stichprobenfehler, da es sich um eine kleine selegierte Stichprobe handelt. Weiterhin kann der Einfluss von Drittvariablen (z.B. subjektiv erlebte Kontrollierbarkeit der Belastung) nicht ausgeschlossen werden (vgl. Katz & Schmidt, 1991). So fanden Wertlieb, Weigel & Feldstein (1987) einen positiven Zusammenhang zwischen Intelligenzquotient und Bewältigungs-

kompetenzen. Auf eine Kontrolle möglicher Drittvariablen wurde jedoch aufgrund des explorativen Charakters der Studie verzichtet. Die gegebenen statistischen Mängel legten einen Verzicht auf die Anwendung multivariater Analysen nahe, weshalb keine Aussagen zu Interaktionseffekten möglich sind. Wünschenswert wäre es, wenn zukünftige Forschungsarbeiten neben einer größeren Stichprobe auch längsschnittliche Daten bereitstellen würden, um die Veränderung des Belastungs-Bewältigungsgeschehens im Lebensverlauf untersuchen zu können.

Zum Abschluss sei noch auf die Relevanz dieses Forschungsgebietes für die psychosoziale und medizinische Praxis hingewiesen. Das Wissen um altersspezifisches Belastungserleben und Bewältigungsverhalten kann z.B. in den Bereichen Prävention, Behandlung und Rehabilitation von psychischen und somatischen Krankheitsbildern zur Anwendung kommen. Für die klinische oder pädagogische Psychologie seien Trainingsprogramme zur Stressbewältigung beispielhaft genannt.



## Literatur

- Band, E. B. & Weisz, J. R. (1988). How to feel better when it feels bad: Children's perspectives on coping with everyday stress. *Developmental Psychology*, 24, 247 – 253.
- Feifel, H. & Strack, S. (1989). Coping with conflict situations: Middle-aged and elderly men. *Psychology and Aging*, 4 (1), 26 – 33.
- Folkman, S.; Lazarus, R. S.; Pimley, S. & Novacek, J. (1987). Age Differences in Stress and Coping Processes. *Psychology and Aging*, 2 (2), 171 – 184
- Gamble, W. C. (1994). Perceptions of controllability and other stressor event characteristics as determinants of coping among young adolescents and young adults. *Journal of Youth and Adolescence*, 23 (1), 65 – 84.
- Katz, P. & Schmidt, A. (1991). *Wenn der Alltag zum Problem wird: Belastende Alltagsprobleme und Bewältigungsmöglichkeiten*. Stuttgart: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Labouvie-Vief, G.; DeVoe, M. & Bulka, D. (1989). Speaking about feelings: Conceptions of emotions across the life span. *Psychology and Aging*, 4, 425 – 437.
- Lutz, R.; Herbst, M.; Iffland, P. & Schneider, J. (1998). Möglichkeiten der Operationalisierung des Kohärenzgefühls von Antonovsky und deren theoretische Implikationen. In J. Margraf; J. Siegrist & S. Neuner (Hrsg.), *Gesundheits- oder Krankheitstheorie?* (S. 171 – 185). Berlin: Springer.
- Margraf, J.; Siegrist, J. & Neuner, S. (Hrsg.). *Gesundheits- oder Krankheitstheorie?* Berlin: Springer.
- McCrae, R. (1984). Situational determinants of coping responses: Loss, threat, and challenge. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46 (4), 919 – 928.
- Rossmann, B. B. R. (1992). School-age children's perceptions of coping with distress: Strategies for emotion regulation and the moderation of adjustment. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 33, 1373 – 1397.
- Schwarzer, R. & Schwarzer, C. (1996). A critical survey of coping instruments. In M. Zeidner & N. S. Endler (Eds.), *Handbook of coping: Theory, research, applications* (pp.107 – 132). New York: Wiley & Sons.
- Sommer, G. & Fydrich, T. (1989). *Soziale Unterstützung. Diagnostik, Konzepte, F-SOZU*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Wertlieb, D.; Weigel, C. & Feldstein, M. (1987). Measuring children's coping. *American Journal of Orthopsychiatry*, 57, 548 – 560.
- Zeidner, M. & Endler, N. S. (Eds.). (1996). *Handbook of coping: Theory, research, applications*. New York: Wiley & Sons.
- Erstautorin  
✉ Dipl.-Psych. Annette Baisch, Hermann-Löns-Str. 11, 35091 Cölbe



# Ein Praktikum auf Sansibar: Partizipation als Konzept für nachhaltige Stadtentwicklung

Tanja Witten

## Zusammenfassung

Das *Zanzibar Sustainable Programme* ist Teil des weltweiten *Sustainable Cities Programme*. Es wurde mit dem Ziel initiiert, die Kapazität der lokalen Regierung in Planung und Management von urbanem Wachstum und Entwicklung auf nachhaltiger Basis und mit Partizipation aller betroffenen Parteien zu stärken. Erreicht werden soll dies durch Trainings in Planung, Koordination und Management von Interaktionen in der Umweltentwicklung sowie durch die Etablierung von sektorübergreifenden Arbeitsgruppen, die sich mit den wichtigsten Umweltaufgaben beschäftigen. Diese Arbeitsgruppen zu beobachten, deren Mitglieder zu interviewen und Empfehlungen zu erarbeiten, waren der Inhalt dieses Praktikums.

*Schlüsselwörter: nachhaltige Entwicklung – Partizipation –, Arbeitsgruppen*

## Summary

The *Zanzibar Sustainable Programme* is part of the global *Sustainable Cities Programme*. This was launched with the aim of strengthening the local government's capacity to plan and manage the growth and development of the city on a sustainable basis and with participation of all other concerned parties. This is to be achieved through service trainings of planning, coordinating and managing environmental development interactions and establishing multi-sectoral working groups addressing prioritised environmental issues. Observing these working groups, interviewing their members and deriving recommendations were the content of this internship.

*Key words: sustainable development – participation – multi-sectoral working groups*



Mein Urgroßvater war bei der Kaiserlichen Marine und segelte zwischen 1899 und 1918 durch weite Teile der Welt. Meinem Vater erzählte er viel von seinen Erlebnissen und sagte

vor vielen Jahren mal zu ihm: „Sansibar ist die schönste Insel in der Welt!“ Vielleicht ist das einer der Gründe, warum ich die letzten zwei Jahre nach Tansania und insbesondere nach

Sansibar gereist bin und eine tiefe Nähe zu dieser Insel und deren Einwohnern entwickelt habe. Um herauszufinden, ob dies ein Gebiet für einen späteren Beruf in der Entwicklungszusammenarbeit sein könnte, entschied ich mich, auf Sansibar ein zweimonatiges Praktikum zu machen.

Nachhaltige Entwicklung ist eine sehr schwierige Aufgabe und die Städte der sogenannten Dritten Welt leiden am stärksten unter den Umweltproblemen, die durch den rapiden Wachstum verursacht werden. So ergab sich die Notwendigkeit, eine Alternative zum traditionellen Masterplan einzuführen, der sich als erfolgloses Instrument entpuppte, um den urbanen Umweltproblemen zu begegnen. Schon als ich das erste mal vom *Zanzibar Sustainable Programme (ZSP)* hörte, schien der dort praktizierte Ansatz überzeugend zu sein. Aus psychologischer Sichtweise ist dieser *bottom-up*-Ansatz mit hoher Wahrscheinlichkeit erfolgsversprechend. Denn alle betroffenen Personen können mitwirken, und eine *bottom-up*-Gruppenentscheidung wird eher durchgeführt werden als eine, die *top-down* von irgendwelchen ausländischen Experten getroffen wird. Diese Idee der Partizipation ist noch sehr neu, auch in Deutschland, und die Menschen benötigen Zeit, um von ihrem Nutzen, von den damit verbundenen neuen Rollen, und einer anderen Weise des Denkens überzeugt zu werden. Meiner Meinung nach ist dies eine gute (und möglicherweise die einzige) Art und Weise, um den Herausforderungen einer nachhaltigen Entwicklung gewachsen zu sein. Folglich war ich sehr interessiert, ein Praktikum beim ZSP zu machen, mit dem Fokus, die Arbeitsgruppen zu unterstützen, die das Herz dieses Programms sind. Die Analyse der Situation und der Versuch einige Empfehlungen zu entwickeln, waren die Inhalte meines Praktikums.

#### Urbane Probleme

Städte sind grundlegend für die ökonomische Entwicklung und erzeugen über die Hälfte des

Bruttosozialprodukts, sogar in den Ländern, in denen die Mehrheit der Bevölkerung Landwirtschaft betreibt. Es ist einfach, das schnelle Wachstum der Städte als Problem zu erkennen, sind doch die Folgen für die Umwelt allzu offensichtlich - verrottende Abfälle, vergiftete Seen und Flüsse, Luftverschmutzung, unbefahrte Straßen, unzulängliche Hygiene und zusammenstürzende Häuser resultierend aus Überschwemmungen und Erosion. Diese Probleme ziehen zwei Dinge nach sich: Erstens bedeuten sie enorme Entwicklungskosten, wodurch die Wettbewerbsfähigkeit der Städte sowie der nationalen Wirtschaft verringert wird. Zweitens verursachen sie ernste Gesundheitsrisiken, besonders für die Mehrheit der Menschen mit geringem Einkommen.

Viele Städte sind nicht imstande, die Umweltressourcen vorausschauend zu handhaben - was sofortige und auch grundlegende Probleme für die Zukunft verursacht, da die natürlichen Ressourcen dauerhaft beschädigt werden. Dieses falsche Umweltmanagement überrascht kaum, besonders in Entwicklungsländern, in denen die Städte in einem beispiellosen Tempo wachsen, ungeachtet der vorhandenen Kapazitäten und Methoden. Dies ist besonders dann der Fall, wenn herkömmliche Instrumente wie Masterpläne und Reglementierungen aufgehört haben, wirkungsvoll zu sein. Die Methode des *Sustainable Cities Programme (SCP)* ist ein bedeutender Fortschritt im Umweltmanagement, weil sie die Umwelt als eine Ressource ansieht, die zugunsten der Stadt und der zukünftigen Generationen nachhaltig gehandhabt werden muss.

#### Das weltweite Sustainable Cities Programme

Das SCP ist ein gemeinsames Programm des *United Nations Centre for Human Settlement (UNCHS, Habitat)* und des *United Nations Environment Programme (UNEP)* und in mehr als 40 Städten ist weltweit dieses Programm eingeführt worden. Es beschäftigt sich mit der

urbanen Umweltproblemen wie Abfall und Verschmutzung, schlechte Abwassersysteme und unbefahrbare Straßen, unsichere Wasserversorgung und unzulängliche Infrastruktur, verseuchte Flüsse und verschmutzte Luft, mit der Folge eines verringerten Lebensstandard und erhöhten Kosten, Verlust von Produktivität und einer verlangsamten sozioökonomische Entwicklung.

Das SCP verfolgt hier einen Ansatz, der alle Beteiligten sektorübergreifend einbezieht und erkennt, dass die erfolgreiche Bewältigung von Umweltproblemen Institutionsgrenzen überwinden und unterschiedliche Regierungsebenen einbinden muss. Daher braucht so ein Prozess die Verpflichtung und die Teilnahme aller interessierten und betroffenen Parteien innerhalb einer Stadt: die städtische und nationale Regierung, den privaten Sektor (formell und informell), Nichtstaatliche Organisationen (NGOs), die Kommunen und ihre kommunenbasierten Organisationen (CBOs). Außerdem wird in diesem Prozess eine Methodik der Problemlösung eingesetzt, in der sektorübergreifende Arbeitsgruppen etabliert werden, um Umweltthemen zu diskutieren. Anschließend formulieren sie Interventionsstrategien und Aktionspläne, so dass die Projekte mit angemessenen Mitteln und den entsprechenden Institutionen umgesetzt und implementiert werden können.

Ein Schlüsselement des SCP-Managementansatzes ist, dass es nicht neue Institutionen schafft, sondern bereits vorhandene koordiniert. Außerdem versucht das SCP nicht alle Umweltprobleme anzupacken, mit denen Städte sich konfrontiert sehen. Es werden statt dessen Prioritäten für Projekte gesetzt und diese werden mit zeitgleichem Aufbau der Kapazitäten in den lokalen Institutionen implementiert. Wenn das SCP seine direkte Unterstützung zurücknimmt, soll der SCP-Prozess fest in der vorhandenen städtischen Managementstruktur eingebettet sein.

Das Sustainable Cities Programme auf Sansibar

Sansibar Stadt ist der Motor des sozioökonomischen Wachstums auf der Insel. Die offizielle Bevölkerung des Bezirks von Sansibar Stadt wird momentan auf ungefähr 230.000 Einwohner geschätzt, mit einer Wachstumsrate von zirka 3,8 Prozent. Das gegenwärtige Wirtschaftswachstum beträgt zirka drei bis fünf Prozent pro Jahr. Wenn mit dieser Entwicklung nicht richtig umgegangen wird, wird sie zu einer ernstzunehmenden Bedrohung für die urbane Umwelt und Produktivität.

Traditionelle Masterpläne planten die städtische Entwicklung häufig in einer nicht nachhaltige Weise, wie im Fall des *Zanzibar Town Master Plan* im Jahre 1982 deutlich wurde. Dem Plan fehlt es an Strategien und Mechanismen, um die verschiedenen Institutionen und Einrichtungen zu koordinieren, die im Management des Wachstums und des Verbrauchs von Ressourcen involviert sind. Der Masterplan hatte versäumt, die Interessen aller Parteien an der städtischen Umweltplanung zu repräsentieren. Der *Environmental Planning and Management (EPM)* Prozess, eingeführt durch das ZSP, versucht genau diese Fehler zu vermeiden. Der Ansatz gibt Umweltproblemen Priorität und generiert pragmatische Intervention und Konfliktlösung zwischen Betroffenen, indem diese in Arbeitsgruppen partizipieren. Die Arbeitsgruppen entwickeln Interventionsstrategien, formulieren Aktionspläne und einigen sich über Implementierungsmechanismen.

Das *Zanzibar Sustainable Programme* ist ein Teil des weltweiten *Sustainable Cities Programme* und wurde in 1997/98 ins Leben gerufen. Das Projektdokument wurde im März 1997 durch das *Government of Zanzibar (GoZ)* und von UNDP unterzeichnet. Jedoch wurde erst im Februar 1998 tatsächlich mit der Implementierung von Aktivitäten begonnen. Das GoZ ernannte einen nationalen Programm-Koordinator und die holländische Regierung finanzierte einen *Urban Management Advisor*

(UMA), der das Programm für ungefähr ein Jahr unterstützte.

Das ZSP hat drei Hauptzielsetzungen:

Die Entwicklung eines partizipierenden EPM-Modells und seine Integrierung in Regierungsfunktionen.

Die Verbesserung der städtischen Umwelt-, Gesundheits- und Service-Leistungen in spezifischen Bereichen der Stadtregierung.

Der Kapazitätsaufbau des Zanzibar Municipal Council durch die Anwendung des EPM-Prozesses.

Indem es den Prinzipien des weltweiten SCP folgte, war das ZSP in der Lage, alle wichtigen Schritte umzusetzen, die in der Anwendung des EPM-Prozesses benötigt werden. Dieses umfasst die Sensibilisierung der unterschiedlichen Schlüsselpersonen und die Vorbereitung des städtischen Umweltprofils. Eine Hauptveranstaltung war die *Zanzibar Municipal City Consultation*, die im Dezember 1998 abgehalten wurde. Mehr als 200 Repräsentanten von öffentlichen, privaten und kommunalen Sektoren nahmen an der Konferenz teil.

Das Projektdesign reflektiert die ernstesten Umweltprobleme, denen Sansibar Stadt gegenüber treten muss. Die meisten wurden im Umweltprofil der Stadt dokumentiert. Viele von diesen fokussieren auf die "Braune Agenda", insbesondere auf Müllentsorgung, Sturmwasserdrainagen und Kanalisation. Dennoch gibt es auch viele "grüne" Aufgaben, besonders jene, die den wachsenden Druck auf Wald und Grünflächen sowie auf Meer- und Wasserressourcen betreffen. Viele dieser Probleme fallen traditionsgemäß nur in den dafür zuständigen Sektor und die Resultate sind wegen der schlechten Kapazität für Koordination unbefriedigend geblieben. Zudem fand städtische Planung und Management bisher *top-down* und nur mit begrenzter kommunaler Teilnahme an der Entscheidungsfindung statt (Nnkaya, Mutero & Muhajir, 2000).

Während der *City Consultation* wurden viele Probleme identifiziert und Prioritäten gesetzt, aufgrund dessen sechs Arbeitsgruppen gebildet wurden. Diese bereiteten Entwürfe von Strategien und Aktionsplänen ihrer jeweiligen Themen vor. Im Oktober 2000 litt das Programm an einigen Unterbrechungen, die durch die Wahlen auf Sansibar verursacht wurden. Wegen einer Änderung der fokussierten Bereiche endete die UNDP-Finanzierung dieses Programms im Dezember 2000, reichte aber noch bis März 2001 aus. Dann folgte eine Pause bis in den späten Sommer 2001. Wegen der auslaufenden Finanzierung und der Unterbrechungen während der Wahl verlor die Implementierung an Schwung. Im Oktober 2001 kam der neue UMA, gefördert durch den Deutschen Entwicklungsdienst (ded), einschließlich eines kleinen Kapitals. Die "Wiederbelebung" des ZSP ist seitdem angelaufen.

Ein neuer Ansatz: Partizipation

Bestehende Ansätze der städtischen Planung für Umwelt- und Landnutzung basieren in den meisten Teilen der Welt auf weitestgehend überholten Konzepten, die einen unrealistisch hohen Grad an Kontrolle über Landnutzung und -aktivitäten annehmen. Diese Methoden sind in der *top-down* und deterministischen Masterplan-Tradition gestaltet, die versucht, alle Details der städtischen Entwicklung niederzulegen. Aber solche Konzepte sind der Dynamik einer modernen Gesellschaft in zunehmendem Maße nicht mehr gewachsen. Die Masterpläne sind normalerweise durch Experten vorbereitet worden, aber mit wenig Einbeziehung der Regierungsabteilungen oder den privaten Sektoren, die dann aber für die Implementierung der Pläne verantwortlich sind.

Als Antwort auf diese gut dokumentierten Unzulänglichkeiten der Masterpläne haben professionelle Planer viele Jahre an der Entwicklung neuer Konzepte und Ansätze gearbeitet, die zentral auf Prozessentwicklung und breiter Beteiligung basieren. Dies hat sich als

ein realistischeres und adäquateres Instrument herausgestellt, um städtische Entwicklungsaktivitäten und -politik anzuleiten. Resultierend aus diesem *bottom-up*-Ansatz haben die lokalen Partner ein starkes Sinn von *Ownership* am Projekt und fühlen sich so für eine erfolgreiche Durchführung verantwortlich.

“Partizipation” bedeutet freiwillige Einbeziehung der betroffenen Personen in den Entscheidungsprozess. Projekte, in denen partizipierende Interventionen systematisch ausgewertet wurden, konnten gute und häufig nachhaltige Effekte aufzeigen. Die Frage ist: Warum ist die partizipierende Intervention erfolgreicher als die traditionelle?

Theoretisch gibt es verschiedene Gründe, z.B. die optimale Anpassung der Maßnahmen. Es wird häufig berichtet, dass bestimmte Maßnahmen in der einen Gruppe funktionieren, aber in der anderen nicht. Außerdem passt nicht jede Art von Intervention in jeden kulturellen Kontext. Daher muss nicht nur die Wahl der Verhaltensänderungsmaßnahmen zielgruppenorientiert sein, sondern auch etablierte Meinungen und bereits vorhandenes Wissen berücksichtigt werden. Eine andere Technik, die eine Anpassung verlangt, ist der Einsatz von Modellen. Diese sollten so ausgewählt werden, dass die Zielgruppe sich mit ihnen identifizieren kann.

Weiterhin darf angenommen werden, dass Gruppenprozesse, die mit der Partizipation verbunden sind, diese Interventionsmaßnahmen unterstützen. Während der intensiven Teilnahme an einer Arbeitsgruppe ist die gewünschte Verhaltensänderung zumindest am Anfang ein wichtiges Thema, das die Funktion haben kann, die Aufmerksamkeit zu lenken bzw. diese Sache im Hinterkopf zu behalten. Das wird besonders relevant, wenn es um die Änderung von Gewohnheiten geht. Durch einen intensiven Diskussionsprozess ist es sogar möglich, neue soziale Normen zu etablieren, z.B. wenn Aktivisten Maßnahmen direkt an Personen vermitteln, die bis dahin nicht aktiv

gewesen waren. Dauerhafte Effekte von partizipierenden Interventionen werden auch durch die Öffentlichkeit der Teilnahme erklärt, die die Selbstverpflichtung festigt. Selbstbestimmtes Verhalten wird mit hoher Wahrscheinlichkeit beibehalten. Und das ist ja genau das, was eine partizipierend geplante Intervention erzielen sollte.

Darüber hinaus ermöglicht Partizipation auch Generalisierung. Die Übertragung von einer Verhaltensänderung auf die andere und auf neue Verhaltensbereiche ist für einen langanhaltenden Interventionserfolg wichtig (Mathies, 2000).

#### Meine Aufgaben im Praktikum

Nach meinem ersten Kontakt mit dem ZSP im August 2000 erhielt ich im April 2001 die Bestätigung für meinen Praktikumsplatz. Die finanzielle Unterstützung wurde mit einem Stipendium vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) sichergestellt. Das Praktikum dauerte von Anfang August bis Ende September 2001. Dieses Praktikum ist ein Pflichtteil des Curriculums meines Psychologiestudiums.

Um sowohl meinem Interesse an der Entwicklungszusammenarbeit als auch den Bedingungen für ein anerkanntes Praktikum gerecht zu werden, mussten psychologische Tätigkeiten durchgeführt werden. Zur Debatte standen z.B. teilnehmende Beobachtung, Prozessbegleitung, Wissensmanagement, formative Evaluation und *Empowerment*. Meine Mentoren und ich hielten es übereinstimmend für sinnvoll, dass ich die Arbeitsgruppen beobachten und daraus Empfehlungen ableiten sollte. Anschließend arbeitete ich einen Phasenplan aus und kümmerte mich um Literatur. Während des Praktikums wurden die Interviews - und die Vorbereitung dafür - hinzugefügt, da sie sich als notwendig und nützlich erwiesen. Ich wendete viel Zeit für das Lesen entsprechender Literatur über das SCP, das ZSP und psychologischer Instrumente auf. Ich bereitete einen

Interview-Leitfaden und ein Beobachtungsformblatt vor. Nachdem die Interviews mit Mitgliedern aus den Arbeitsgruppen geführt worden waren, nahm ich für die teilnehmende Beobachtung an einer Arbeitsgruppensitzung teil. Dann folgte die Auswertung dieser Datenerhebungen und die Empfehlungen wurden ausgearbeitet. Der Kern dieses neuen Ansatzes sind die Arbeitsgruppen und diesen galt auch mein hauptsächlichstes Interesse.

#### Arbeitsgruppen

Zugegeben, die "SCP-Arbeitsgruppe" ist keine grundsätzlich neue Idee. Das allgemeine Arbeitsgruppenkonzept ist bereits längere Zeit weithin bekannt und akzeptiert. Fast alle Städte erkennen die Notwendigkeit für die Koordination von Regierungsabteilungen und anderen Organisationen, und sie realisieren auch, dass neue und effektivere Wege begangen werden müssen, um dies zu erreichen. Zusätzlich ist der essentielle Wert der Beratung und der Partizipation weitgehend verstanden geworden - und hat sich in Entwicklungsaktivitäten aller Art etabliert, besonders auf städtischer und kommunaler Ebene. Ebenso ist die Nützlichkeit der Konzentration auf das Problem (anstatt eines organisatorischen oder prozeduralen Fokus) in vielen Kontexten demonstriert worden; insbesondere dort, wo man mit komplexen modernen Problemen oder Aufgaben beschäftigt ist, die nicht leicht in die bestehenden administrativen und Verwaltungssysteme passen. In der Tat hatte Ende der neunziger Jahre dieses Konzept den Status der "besten Methode" auf dem Gebiet des Entwicklungsmanagements erzielt.

Die sektorübergreifenden, aufgabenspezifischen Arbeitsgruppen sind zentral für das SCP - verantwortlich für die substantielle Arbeit und die Entscheidungsfindung im EPM-Prozess. Diese werden normalerweise in der *City Consultation* gebildet, um danach so bald wie möglich mit der Arbeit zu beginnen. Jede Arbeitsgruppe hat einen Moderator, einen weithin respektierten Experten für das zu behan-

delnde Thema sowie einen Koordinator, der normalerweise vom festbeschäftigten Personal des Projekt-Teams bereitgestellt wird. Die Mitglieder der Arbeitsgruppen sind die *Stakeholder*, die mit dieser bestimmten Aufgabe in Verbindung stehen: Repräsentanten von den öffentlichen, privaten und kommunalen Sektoren; technische Experten; Personen, deren wichtige Interessen und Bedürfnisse in diesem Thema direkt betroffen sind sowie mächtige Entscheidungsträger.

Eine Vielzahl von Kriterien wird verwendet, um die passenden Mitglieder zu bestimmen, aber das allgemeine Ziel ist immer, eine breite Basis der Partizipation sicherzustellen. Die Mitglieder sollten aus verschiedenen Sektoren und Institutionen kommen sowie multidisziplinär sein. Es sollten Experten und Nicht-Experten zusammen treffen. Aber am wichtigsten ist es, dass Leute gefunden werden müssen, die Zeit und Energie haben, sich der Arbeit zu widmen und die sich ihr gegenüber verpflichtet fühlen. Um die angeforderten Ergebnisse der Strategieentwicklung und Maßnahmenplanung zu erzielen, müssen sich die Arbeitsgruppenmitglieder regelmäßig und häufig treffen - und sie müssen, einzeln und zusammen, die Verantwortung übernehmen, dass die Arbeit auch fertiggestellt wird. Die Mitglieder sollten in ihren jeweiligen Organisationen eine so ausreichend hohe Position besetzen, dass man sichergehen kann, dass sie fähig und legitimiert sind, die erforderlichen Informationen in die Arbeitsgruppensitzungen einbringen zu können, und dass sie den höchsten Ebenen ihrer Entsendeorganisationen Bericht erstatten können.

Das SCP-Projektbüro koordiniert die Unterstützung der Arbeitsgruppen durch Beiträge von Spezialisten, wie bspw. technische Berater. Sie können auch von der spezialisierten Fachkenntnis und/oder von Informationen profitieren, die durch das SCP, andere UNO oder internationalen Agenturen zur Verfügung gestellt werden. Jedoch sind die Beiträge der

Fachleute nur eine Ergänzung; die Hauptverantwortlichkeit für das Erzielen des gewünschten Ergebnisses bleibt in den Arbeitsgruppen und in den Organisationen, deren Interessen vertreten werden.

Gewöhnlich wird mit einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Arbeitsgruppen begonnen. Aber wenn der SCP-Prozess vorangeht, ist es wahrscheinlich, dass zusätzliche Arbeitsgruppen gebildet werden, um neue Themen aufzunehmen und/oder vorhandene Themen in kleinere Interessensbereiche aufzuspalten. Solche Änderungen unterstreichen die Notwendigkeit an Flexibilität, die den Arbeitsgruppen erlaubt, sich auf ändernde Umstände und Prioritäten einzustellen.

Die einzelnen Arbeitsgruppen können sich auflösen, durch andere übernommen oder in kleinere Gruppen unterteilt werden. Aber im allgemeinen werden die Arbeitsgruppen ein dauerhafter Teil des lokalen EPM-Prozesses und bestehen nach Beendigung des formalen SCP-Projekts fort. In der Tat ist ein grundlegender Zweck der Arbeitsgruppen, durch die Erfahrungen den Wert der gemeinschaftlichen, sektorübergreifenden Managementtechniken zu erleben, so dass der vollständige Prozess effektiv institutionalisiert wird.

Sie funktionieren auch als eine Art "Übungsfeld", durch den ein ständig wachsender *Stakeholder*-Kreis Erfahrungen mit den EPM-Techniken machen, Verständnis dafür gewinnen und dieses dann auf andere Aufgaben übertragen sowie anderen Leuten vermitteln kann.

Nomalerweise gibt es auch eine "Koordinations-Arbeitsgruppe" (oder mehr als eine), dessen Aufgabe es ist, die Arbeit der verschiedenen "Aufgaben-Arbeitsgruppen" zu koordinieren, unproduktive Überlappungen zu minimieren und zu helfen, eine zusammenhängende Gesamtumweltstrategie zu entwickeln sowie die zu erledigende Arbeit in individuelle Aufgaben aufzuteilen. (The Sustainable Cities Programme, 1998).

## Die Arbeitsgruppen des ZSP

### *Der Zeitplan der ZSP-Arbeitsgruppen*

- März 1999: Etablierung von sechs Arbeitsgruppen für Umweltaufgaben  
Ausbildung der Arbeitsgruppen-Koordinatoren für Operationalisierung und Unterstützung der Arbeitsgruppen
- Juni 1999: Erstes Treffen der Arbeitsgruppen
- Oktober 1999: Training der Arbeitsgruppenmitglieder in Strategieformulierungen für Aktionspläne
- Mai 2000: Arbeitsgruppen Mini-Konsultation zur Präsentation und Diskussion von Strategieentwürfen und Aktionsplänen
- Juli 2000: Mini-Konsultation höherer Regierungsbeamter zur Besprechung und Zustimmung der von den Arbeitsgruppen entwickelten Strategien und Aktionsplänen
- August 2000: Training der Arbeitsgruppen in der Projektformulierung

### *Die sechs ZSP Arbeitsgruppen*

- Gruppe I: Ungeplante Besiedlung
- Gruppe II: Müllentsorgung
- Gruppe III: Wasser, Überschwemmung, Abwasser und Hygiene
- Gruppe IV: Verantwortlichkeitsbereiche der Institutionen
- Gruppe V: Sanierung von Jang'ombe und Urusi (zwei Kommunen auf Sansibar)
- Gruppe VI: Städtische Finanzierung

### Zusammenfassung der Ergebnisse

Die Empfehlungen sind das Endergebnis meines Praktikums. Die *Source Book Series* liefert bereits umfangreiche Richtlinien, aber jeder SCP-Partner muss seinen eigenen Weg finden sie umzusetzen. Durch die Interviews und die teilnehmende Beobachtung konnte ich ermitteln, wo praktische Empfehlungen am meisten benötigt werden. Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse folgt eine Kurzdarstellung der Empfehlungen.

### Ergebnisse der Interviews

Die Durchführung der Arbeitsgruppensitzung ist gut organisiert. Sie beginnt mit der Registrierung der Mitglieder und ihrer Institutionen. Eine Mitglied wird bestimmt, das Protokoll führt und später den Bericht verfasst. Dann eröffnet der Vorsitzende (in seiner Funktion als Moderator) die Sitzung und die Diskussion beginnt. Die Arbeitsgruppe folgt einer Tagesordnung, die Punkt für Punkt besprochen wird. Die Mitglieder formulieren Ideen und bringen Erfahrungen aus unterschiedlichen Bereichen ein. Probleme werden analysiert und spezifische Informationen dazu gesammelt. Um sicherzustellen, dass die Arbeitsgruppe nicht über Kopprobleme oder Symptome diskutiert, leitet der Koordinator (in seiner Funktion als *Facilitator*) die Mitglieder zurück zum Hauptproblem. Wenn die Leute zu schüchtern sind, um sich zu beteiligen, werden Metaplankarten für eine Meinungsabfrage benutzt. Manchmal werden auch Medien eingesetzt. Der Vorsitzende schließt die Sitzung; bisweilen wird ein Problem auf die nächste Sitzung verschoben. Vorher wird jedoch eine Zusammenfassung der Diskussion vom Koordinator gegeben und ein Plan für die folgende Sitzung gemacht, werden Aufgaben unter den Mitgliedern verteilt, die beim nächsten Mal "kontrolliert" werden.

Die allgemeine Beteiligung ist gut, jeder ist engagiert. Die Art der Kommunikation ist res-

pektvoll. Die Diskussion ist lebhaft und jeder hat die Möglichkeit etwas beizutragen. Zurückhaltende Mitglieder werden vom Koordinator zur Teilnahme aufgefordert. Es gibt immer eine Gelegenheit, die Situation zu klären und Fragen zu stellen. Die Mitglieder analysieren Probleme im Detail, sie sind eifrig, ihr Bestes zu versuchen und bemühen sich, Entscheidungen herbei zuführen. Entscheidungen werden anhand der stärksten Argumente, manchmal aber demokratisch durch Abstimmung getroffen. Die Teilnehmer verfolgen alle das gleiche Ziel und es ist wichtig für sie, ein Arbeitsgruppenmitglied zu sein. Einige der Mitglieder sind entsprechend stark motiviert. Weiterhin gibt es kaum Konkurrenzdenken untereinander, dafür Vertrauen zueinander und in die Gruppe. Informationen werden geteilt und transparent gemacht, Rückmeldung erfolgt sehr offen. Die Mitglieder glauben, dass sie die Möglichkeit haben, den Prozess und seine Resultate zu beeinflussen.

Die Koordinatoren der Arbeitsgruppen haben regelmäßige Sitzungen, in denen sie ihre Erfahrungen besprechen und sich gegenseitig Ratschläge geben; die Arbeitsgruppen werden darüber informiert. Weil die Aufgaben der unterschiedlichen Arbeitsgruppen miteinander verbunden sind, haben auch die unterschiedlichen Arbeitsgruppen gemeinsame Sitzungen, in denen sie ihre Ideen austauschen. Einige Mitglieder sind in mehreren Arbeitsgruppen; manchmal werden erfahrene Teilnehmer ausgetauscht.

Die Koordinatoren hoben besonders das Engagement ihrer Arbeitsgruppenmitglieder hervor.

### Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung

Zweifellos konnten eine Menge der oben in den Ergebnissen der Interviews erwähnten Punkte auch während der teilnehmenden Beobachtung festgestellt werden. Aber um Redundanzen zu vermeiden, werden sie hier bei den



Ergebnissen aus der Beobachtung nicht wieder genannt. Stattdessen werden einige bemerkenswerte Leistungen hervorgehoben.

Die Kommunikation wird sehr kultiviert geführt. Jeder, der vom Vorsitzenden aufgerufen wird, kann seinen Beitrag ohne Unterbrechungen leisten. Die anderen hören aktiv zu und machen sich Notizen.

Kompetenzen und Rollen sind klar verteilt, z.B. der verantwortliche Ingenieur, der technische Details erklärt.

Probleme, die in der Vergangenheit aufgetreten sind, werden besprochen und reflektiert sowie Verbesserungen für die Zukunft entwickelt. Die Arbeitsgruppe lernt durch ihre Fehler, aber sieht auch den eigenen Erfolg. Diese Fähigkeit wird "Selbstreflexion" genannt und taucht in der Literatur häufig als Schlüsselkompetenz für erfolgreiche Arbeitsgruppen auf.

Die Arbeitsgruppe zeigte die Bereitschaft, sich ohne die obligatorische Zahlung eines Tagegeldes zu treffen, was eine hohe Motivation zeigt sowie ein großes Interesse am Thema.

Kurzdarstellung der Empfehlungen

Sogar während meines kurzen Aufenthalts konnte ich den Fortschritt und die Leistung sehen, welche die Arbeitsgruppen bereits zeigten. Alle Gruppen waren in der Lage, Strategien und Aktionspläne zu produzieren. Allerdings stehen sie alle Arbeitsgruppen einer ganzen Anzahl von (z.B. politischen) Einschränkungen gegenüber.

Folgende Empfehlungen habe ich ausgearbeitet:

#### *Team-Größe*

Die Arbeitsgruppe muss in einer Größe gehalten werden, die "handlich" ist und die Gruppenzusammengehörigkeit, die produktive Partizipation und die Kooperation anregt. Von dieser Perspektive gesehen, scheinen 10 bis 12 Mitglieder die ideale Größe einer Arbeitsgruppe zu sein; die maximale Größe sollte nicht

mehr als 14 Mitglieder, die minimale nicht weniger als 7 betragen (Krüger, 2000).

#### *Das Drei-Phasen-Modell*

Für Arbeitsgruppen-Entwicklung werden drei Phasen vorgeschlagen: Formierung, Orientierung sowie Aktivierung und Stabilisierung. In jeder dieser Phasen müssen unterschiedliche Aufgaben hinsichtlich der Organisation, der Qualifikation und der Kooperation gelöst werden. Es sollte überprüft werden, ob alle Aufgaben in der aktuellen Phase erfüllt sind, andernfalls sollte hier eingegriffen, oder möglicherweise sogar in die vorige Phase zurückgegangen werden (Krüger, 2000).

#### *Koordination und Moderation der Arbeitsgruppe*

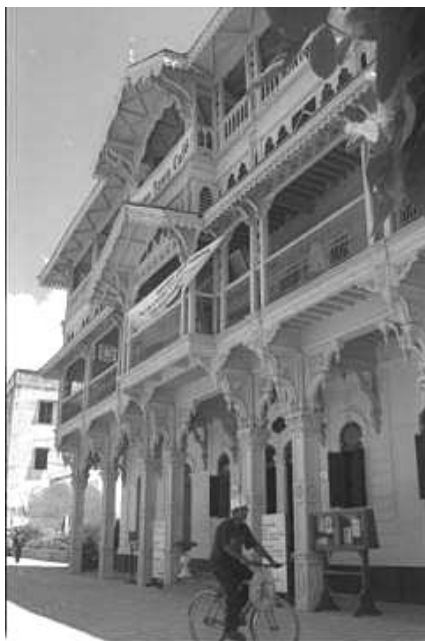
Die wichtigste Aufgabe für einen Koordinator ist, dafür zu sorgen, dass die Arbeit in der Gruppe und die Zusammenarbeit mit anderen Personen, Arbeitsgruppen und Organisationen möglichst effektiv und reibungslos verläuft. Gruppenarbeit funktioniert nicht nach einem hierarchischen Führungsmodell oder gar einem Befehls-Gehorsam-Muster. Gruppenentscheidungen müssen im Konsens erfolgen, sonst droht die Arbeitsgruppe schnell auseinander zu fallen. Dabei ist die Rolle des Moderators unentbehrlich (Krüger, 2000). Das Führen einer Gruppe bedeutet, den anderen Teilnehmern durch entsprechend gestellte Fragen zu helfen, die Zielsetzung zu erreichen (Koch, 1992). Um die Motivation aufrecht zu erhalten, ist die kontinuierliche Rückmeldung an die Mitglieder der Arbeitsgruppe wichtig.

#### *Evaluation*

Die zentrale Idee der Selbstevaluation und Qualitätssicherung liegt in der systematischen Selbstbestimmung und Selbstbewertung der Qualitätskriterien. Dazu werden im ersten Schritt globale Zielsetzungen formuliert. Damit soll versucht werden, sich von ungenauen Absichtserklärungen zu distanzieren. Diese globalen Ziele werden in Teilziele unterglie-

dert und die Einzelschritte auf dem Weg dahin präzise formuliert. Im nächsten Schritt werden Qualitätskriterien von den Teilzielen abgeleitet. Dann werden Indikatoren für die entsprechenden Qualitätskriterien festgelegt. „Indikatoren“ sind Eigenschaften oder Umstände, die als wahrnehmbare oder messbare Tatsachen gültig sein können bzw. die anzeigen, dass die Qualitätskriterien erreicht worden sind. Nun sollten Kriterienstandards festgelegt werden. In diesem Kontext sind Kriterienstandards z.B.

numerische, zeitliche oder technische Aussagen, die die Qualitätskriterien genau erfüllen können (wie Anzahl der Mitglieder, Zeiträume, usw.). Danach folgt die Auswahl und Ausarbeitung von Evaluationsmethoden, um die Qualität zu messen bzw. zu prüfen. Schließlich werden die Daten analysiert und die auf dieser Grundlage entwickelten Aktionspläne umgesetzt (Liebald, 1998).



### *Selbstorganisierte Lerngruppen*

Die Gruppe entscheidet autonom, wie ein komplexes Problem gelöst werden soll. Die Lernenden werden aufgefordert, selbständig tätig zu werden, klar ihre Interessen anzugeben, Selbstverpflichtung zu zeigen und die Verantwortung für das selbstbestimmte Handeln zu übernehmen (Greif & Kurtz, 1998).

Verschiedene Themen werden im vollständigen Bericht<sup>1</sup> vorgeschlagen.

Zusätzlich werden allgemeine Probleme beschrieben und Lösungsansätze vorgeschlagen.

Es sollte besonders hervorgehoben werden, wie wichtig es ist, an folgenden Punkten zu arbeiten: das *Commitment* der Kommunen zu erlangen, Besprechungen in Kommunen zu organisieren und regelmäßig durchzuführen, Multiplikatoren auszubilden, Öffentlichkeitsarbeit zu pflegen, Informationsmanagement und genaue Dokumentation zu betreiben.

Es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich auch nur einen kleinen Teil dazu beitragen konnte, dass die Insel Sansibar so schön bleibt, wie mein Urgroßvater sie vor mehr als 90 Jahren erleben durfte.

<sup>1</sup> Der vollständige (in englischer Sprache verfasste) Bericht ist auf Anfrage bei der Autorin erhältlich und wird per E-Mail zugeschickt.

## Literatur

- Awadh, G. O., Juma, S. M., Saad, K. M. & Schuttenbelt, P. (1998). Zanzibar Sustainable Programme: *Environmental Profile of Zanzibar Municipality*. Zanzibar.
- Greif, S. & Kurtz, H.-J. (Hrsg.) (1998). *Handbuch Selbstorganisiertes Lernen* (2. Aufl.). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.
- Koch, G. (1992). *Die erfolgreiche Moderation von Lern- und Arbeitsgruppen. Praktische Tipps für jeden, der mit Teams mehr erreichen will* (3. Aufl.). Landsberg: Verlag moderne industrie.
- Krüger, W. (2000). *Teams führen*. Planegg: STS-Verlag.
- Lamnek, S. (1989). *Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken*. München: Psychologie Verlags Union.
- Liebold, C. (1998). *Leitfaden für Selbstevaluation und Qualitätssicherung. Materialien zur Qualitätssicherung in der Kinder- und Jugendhilfe*. Broschürenreihe Qs. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Matthies, E. (2000). Partizipative Interventionsplanung – Überlegungen zu einer Weiterentwicklung der Psychologie im Umweltschutz. *Umweltpsychologie*, 4, 84-99.
- Nnkaya, T., Mutero, J. & Muhajir, M. (2000). United Nations Development Programme: *Zanzibar Sustainable Programme (URT/97/010). Draft Report of the Evaluation Mission*. Zanzibar.
- Sustainable Cities Programme (Ed.) (1998). *Programme Approach and Implementation* (2nd Edition). Nairobi.
- The Sustainable Cities Programme (Ed.) (1998). *The Source Book Series, Volume 3. Establishing and Supporting a Working Group Process*. Nairobi.

## Autorin

- ✉ Tanja Witten, Ernst-Giller-Str.14, 35039 Marburg, E-mail: tanja\_witten@yahoo.de

## AUS DEN HOCHSCHULEN

Zentrum für empirisch pädagogische Forschung, Universität  
Landau

Uwe Fischer & Claudia Jung

Bürgerschaftliches Engagement in der  
Suchtprävention:

Motivation von Freiwilligen im europä-  
ischen Kontext

Den Erfahrungs- und Wissensaustausch über die  
Freiwilligenarbeit im Bereich der Suchtprävention  
in Europa zu fördern und Ansatzpunkte zum Auf-  
bau und zur Aufrechterhaltung kommunaler ehren-  
amtlicher Tätigkeit in diesem Bereich zu entwik-  
keln und für die Praxis nutzbar zu machen - das  
waren die Ziele des europäischen Projekts „*Motiva-  
tion von Freiwilligen in der Suchtprävention*“, das  
im vergangenen Jahr in Zusammenarbeit zahlrei-  
cher europäischer Institutionen durchgeführt wurde.

Das Projekt

Das von der Europäischen Union unterstützte Pro-  
jekt wurde federführend vom Centre de Prévention  
des Toxicomanies (Luxemburg) und dem Zentrum  
für empirische pädagogische Forschung (Universi-  
tät Koblenz-Landau) gestaltet und erfolgte in Zu-  
sammenarbeit mit Partner-Organisationen aus ver-  
schiedenen europäischen Ländern (ASL, Belgien;  
„Free from Drugs“, Finnland; Institut für Suchtprä-  
vention, Österreich; Protasi, Griechenland). Es ist  
geprägt von den Erkenntnissen vorangegangener  
Projekte im Rahmen gemeindenaher Suchtpräventi-  
on, insbesondere durch das luxemburgische Pilot-  
projekt "Suchtprävention an der Gemeng".

Ziel des Projekts war es, den aktuellen Stand der  
Freiwilligentätigkeit im Bereich der Suchtpräventi-  
on in Europa zu erfassen und daraus Ansatzpunkte  
für die Arbeit mit Freiwilligen in diesem Bereich zu  
entwickeln.

Ausgehend von einer Analyse des derzeitigen For-  
schungsstands zum Thema "ehrenamtliche Tätig-  
keit" wurden zwei Erhebungen durchgeführt. Eine  
Befragung von 39 Institutionen in ganz Europa, die  
mit Freiwilligen in der Suchtprävention tätig sind,

ermöglichte einen Überblick über die Organisa-  
tionsstruktur der Freiwilligenarbeit sowie über  
Tätigkeitsfelder, Gewinnung, Motivation und Qua-  
lifikation von freiwilligen Mitarbeitern. Weiterhin  
wurden 220 Freiwillige zu ihren Motiven und Be-  
dürfnissen sowie ihrer Zufriedenheit mit verschie-  
denen Aspekten des ehrenamtlichen Engagements  
befragt. Die Befunde der beiden Befragungen gin-  
gen in das gemeinsame Arbeiten im Rahmen des  
europäischen Workshops „Prevention needs volun-  
teers! – Volunteers need ...!“ ein, an dem sowohl  
Professionelle als auch Freiwillige aus acht europä-  
ischen Ländern teilnahmen.

Die Veröffentlichung

Aus dem Projekt ist nun eine Veröffentlichung  
hervorgegangen, welche die Ergebnisse des Pro-  
jekts präsentiert. Auf der Grundlage von Befragun-  
gen und Analysen wurden dabei Ansatzpunkte für  
die Arbeit mit Freiwilligen in der Suchtprävention  
herausgearbeitet.

Als zentrale Themen für eine Verbesserung der  
Freiwilligentätigkeit erwiesen sich die Bedürfnisse  
und Motive der Freiwilligen, die Rahmenbedingun-  
gen der Organisation sowie Aspekte der Freiwilli-  
gengruppe. Die Resultate werden im Hinblick auf  
praxisrelevante Aspekte diskutiert.

Die Veröffentlichung liegt in deutscher und engli-  
scher Sprache vor und kann über die angeführte  
Kontaktadresse kostenfrei angefordert werden.

Fischer, U. / Ch. & Jung, C. (2001). Bür-  
gerschaftliches Engagement in der Sucht-  
prävention. Motivation von Freiwilligen  
im europäischen Kontext. Landau: Verlag  
empirische Pädagogik.

60 Seiten; ISBN: 3-933967-72-4

Internet-Homepage "Community based addiction prevention"

Die europäische Internet-Plattform "Community based addiction prevention" ([www.ecbap.org](http://www.ecbap.org)) bietet weitere Informationen zu den Themen „Frei-

willigenarbeit“ und „gemeindebasierte Konzepte“ in der Suchtprävention sowie zu verschiedenen Projekten in einzelnen europäischen Ländern. Ein inzwischen vergriffener Bericht über das Pilotprojekt "Suchtprävention an der Gemeng" kann dort als pdf-File heruntergeladen werden.

Kontakt:



✉ Zentrum für empirische pädagogische Forschung Kompetenzzentrum Gesundheit und Wohlbefinden Dipl. Psych. Uwe Fischer Bürgerstrasse 23, 76829 Landau Tel.: 06341 - 906 265, Fax: 06341 - 906 200 Email: [fischer@zepf.uni-landau.de](mailto:fischer@zepf.uni-landau.de)

Kath. Fachhochschule Norddeutschland, Osnabrück

Prof. Dr. Peter Kaiser

Drittmittelprojekt "Ansatzpunkte zur Optimierung von Führung und Kommunikation in Krankenhäusern" – Befragung von Fach- und Führungskräften aus 230 Kliniken und anderen Gesundheitseinrichtungen. Kooperationspartner sind Dipl.-Pflegepädagogin P. Münich, Pflegedirektorin des Krankenhauses Henriettenstiftung Hannover sowie Prof. Dr. Dr. H.-P. Heckerens, Fachhochschule München, Fachbereich Sozialwesen

Planung eines gesundheits- und organisationspsychologisch orientierten Master-Studiengangs für leitende Ärzte an der Kath. Fachhochschule Norddeutschland in Osnabrück

Berufsbegleitender Weiterbildungsstudiengang Familientherapie startet 2003 in Trägerschaft der gemeinnützigen Gesellschaft für Systemische Psychologie e.V. in Oldenburg

Näheres unter [p.kaiser@uni-oldenburg.de](mailto:p.kaiser@uni-oldenburg.de)

UNIVERSITÄT FLENSBURG

Institut für Psychologie

Arbeitsbereich Gesundheitspsychologie und Gesundheitsbildung

Prof. Dr. Toni Faltermaier, Dipl. Psych.

Bücher:

Faltermaier, T., Mayring, P., Saup, W., Strehmel, P. (2002). *Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Eine Einführung* (2., überarb. und erw. Aufl.). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.

Beiträge in Herausgeberbänden:

Faltermaier, T. (2001). Migration und Gesundheit: Fragen und Konzepte aus einer salutogenetischen und gesundheitspsychologischen Perspektive. In P. Marschalck & K.H. Wiedl (Hrsg.), *Migration und Krankheit* (S.93-112). IMIS-Beiträge. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.

Faltermaier, T. (2001). Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. In R. Brinkmann-Göbel (Hrsg.), *Handbuch für Gesundheitsberater* (S.373-377). Bern: Huber.

Faltermaier, T. (2002). Subjektive Theorien von Gesundheit und Krankheit. In R. Schwarzer, M. Jerusalem & H. Weber (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch* (S. 586-590). Göttingen: Hogrefe.

Faltermaier, T. (2002). Gesundheitspsychologische Forschungsmethoden, qualitative. In R. Schwarzer, M. Jerusalem & H. Weber (Hrsg.), *Gesundheitspsychologie von A bis Z. Ein Handwörterbuch* (S. 201-204). Göttingen: Hogrefe.

Artikel in Fachzeitschriften:

Faltermaier, T. (2001). Männer, Gesundheit, Gesundheitsförderung: Eine vernachlässigte Perspektive. *Impulse* Nr. 30, Newsletter zur Gesundheitsförderung, S. 1-2.

Faltermaier, T. (2002). Gesundheitsvorstellungen und Laienkompetenz: Die Bedeutung des Subjekts für die Gesundheitspraxis. *Psychomed* 14/3, 149-154.

Forschung:

Forschungsprojekt zur wissenschaftliche Begleitung des Projekts der Ev-Luth. Diakonissenanstalt (DIAKO) Flensburg „Berufsübergreifende Vernetzung der Ausbildungen in der Alten-, Kranken- und Kinderkrankenpflege“;

Laufzeit: 01.01.2002 – 31.12.2004;

Förderung: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Schleswig-Holstein

✉ Neue Adresse: Prof. Dr. Toni Faltermaier, Dipl. Psych. Auf dem Campus 1, D-24943 Flensburg, Durchwahl: +49 (0) 4 61- 805-2356, Fon: +49 (0) 4 61-805-2351 (Sekretariat), Fax: +49 (0) 4 61-805-2358, E-mail: faltermaier@uni-flensburg.de.

## Universität Bielefeld

### Studiengang Bachelor of Science in Health Communication (BHC)

Zum Studiengang BHC gibt es neben dem Informationsangebot der Internetseiten eine ausführliche Informationsbroschüre als Download: <http://www.uni-bielefeld.de/gesundhw/bhc.html>

Was ist Gesundheitskommunikation?

#### *Ziele des Studiengangs*

Der Studiengang dient der wissenschaftlichen Erstausbildung für Gesundheitsberufe mit dem Schwerpunkt Kommunikation. Er vermittelt gesundheitswissenschaftliche Kenntnisse von Theorien und Methoden für die Anwendung in der Berufspraxis. Nach drei Jahren Studium sollen die Absolventinnen und Absolventen in der Lage sein, die wichtigsten Theorien, Methoden, Verfahren und Strategien in Berufsfeldern der Gesundheitskommunikation zu beherrschen. Diese Felder sind Gesundheitsversorgung und -beratung Gesundheitsbildung und -aufklärung Gesundheitsberichterstattung und -

informatik Gesundheitsmarketing und -consulting Gesundheitstelematik und Telemedizin.

Für diese Gebiete sollten im Studium - verstärkt durch zwei Pflichtpraktika in der zweiten Studienhälfte und durch eine praxisnahe Abschlussarbeit - die wichtigsten Kompetenzen zur Ausübung beruflicher Praxis erworben werden. Es besteht auch die Möglichkeit, nach Studienabschluss einen Masterstudiengang (MPH oder MSE) und eine Promotion anzuschließen.

#### *Zulassung zum Studiengang*

Für die Zulassung zum Studium ist das Zeugnis der Hochschulreife oder ein als gleichwertig anerkanntes Zeugnis Voraussetzung. Die Zahl der Studienplätze ist auf 75 begrenzt. Die Einschreibung erfolgt nach der Zulassung durch das Studierendensekretariat. Die Einschreibungsfristen werden den Bewerberinnen und Bewerbern mitgeteilt.

berinnen nach erfolgter Zulassung schriftlich mitgeteilt.

#### *Bewerbung für den Studiengang*

Die Bewerbung ist an das Studierendensekretariat der Universität Bielefeld zu richten. Interessentinnen und Interessenten für den neuen Studiengang können sich vom 1. Juni bis zum 15. Juli beim Studierendensekretariat bewerben. Die Antragsun-

terlagen können gegen einen frankierten Rückumschlag ab Ende Mai schriftlich beim Studierendensekretariat angefordert werden. Anfragen über die Zulassungsmodalitäten werden beim Sekretariat unter den Telefonnummern 0521/106-3406, -3407, -3408 und -3409 beantwortet.

Das Studium ist kostenlos. Bei der Einschreibung sind lediglich die Gebühren für das Semesterticket und ein Verwaltungsbetrag zu entrichten.



# TAGUNGSBERICHTE

## Nachrichten aus dem Vorstand

Protokoll der Mitgliederversammlung der Gesellschaft für gemeindepsychologische  
Forschung und Praxis (GGFP) e.V.  
am 09.06.2002 auf Schloss Thurnau  
Christel Achberger - Protokollführung

Mike Seckinger eröffnet die Mitgliederversammlung um 9.15 Uhr. Er stellt fest, dass ordnungsgemäß zur Mitgliederversammlung eingeladen wurde und die Beschlussfähigkeit der Mitgliederversammlung besteht.

Er verweist auf die Tagesordnung, die in der Einladung zur Mitgliederversammlung wiedergegeben ist und konkretisiert die Tagesordnungspunkte unter „Verschiedenes“. Hier sollen folgende Punkte angesprochen werden:

Strategische Ziele, strategisches Handeln  
Nächste Jahrestagung in Ravensburg 2003  
Europäische Tagung der Gemeindepsychologie 2004

Im weiteren schlägt er vor, diesen Tagesordnungspunkt als Tagesordnungspunkt 1 im Rahmen der Mitgliederversammlung zu behandeln.

Dem Vorschlag auf Erweiterung und Umstellung der Tagesordnung wird zugestimmt.

Herr Wolfgang Stark bittet darum, dass der Tagesordnungspunkt 5 „Kooperation mit anderen Verbänden“ vorgezogen wird.

Es wird beschlossen, diesen Tagesordnungspunkt als TOP 2 zu behandeln. Die Tagesordnungspunkte der Einladung verschieben sich entsprechend. Der Tagesordnung wird insgesamt zugestimmt. Es wird in die Beratungen eingetreten.

Zu Tagesordnungspunkt 1.1 : Strategische Ziele / strategisches Handeln

Der Vorstand hat in seiner vorbereitenden Sitzung folgende Themen benannt:

Ressourcen  
Bürgerschaftliches Engagement  
Gemeindepsychiatrie

Partizipation  
Soziale Segregation  
Gesundheitsförderung.

Der Vorstand hält es für erforderlich, dass im Rahmen dieser Themen geklärt wird, welche Fragestellungen im kommenden Jahr schwerpunktmäßig beraten werden sollen und wer Verantwortung für die Themen übernimmt.

Es erfolgt eine intensive Diskussion der verschiedenen Themenstränge und es werden folgende Beschlüsse gefasst:

1) *Thema: Antwort der GGFP auf die europäische Diskussion zur Daseinsvorsorge.*

Für dieses Thema erklären sich vorrangig Heiner Keupp, Jarg Bergold und Wolfgang Stark verantwortlich. Sie werden versuchen, ein Thesenpapier für die GGFP zu erarbeiten.

Christel Achberger wird die ihr vorliegenden Informationen zum Thema „Daseinsvorsorge“ zusammenstellen.

2) *Thema: Werte, Menschenbilder (Haltungen, Leitbilder der GGFP)*

Es besteht Einvernehmen darüber, dass dieses ein wichtiges Thema für die GGFP ist.

Es wird darauf hingewiesen, dass die diesjährige Europäische Tagung in Barcelona schwerpunktmäßig dieses Thema behandelt. Diejenigen, die an der Tagung teilnehmen werden, werden die Informationen an die Mitglieder weiterleiten.

Um das Thema in der GGFP weiterzubehandeln, vereinbaren die Münchener ihren GGFP-Stammtisch an diesem Thema zu orientieren. Hier



erklären sich insbesondere Heiner Keupp und Sigrid Stiemert-Strecker verantwortlich. Im weiteren vereinbart die Gruppe aus Nordrhein-Westfalen um Hubert Kötter, Albert Lenz und Andrea Sacher, die Zusammenarbeit in NRW erneut aufzunehmen und auch unter dieses Thema zu stellen.

### 3) Thema: Hilfeplanung

Christel Achberger und Mike Seckinger haben vereinbart, das Thema „Hilfeplanung“ ausgehend von den Forschungsergebnissen des Deutschen Jugendinstitutes weiter zu verfolgen. Es wird ein erstes Gespräch in Schleswig-Holstein im PARI-TÄTISCHEN stattfinden, um zu prüfen, ob und wie ein gemeinsames weiteres Handeln gestaltet werden könnte. Bei diesem Gespräch wird es darum gehen, die Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Hilfeplanung in der Jugendhilfe auch auf die Bereiche der Eingliederungshilfe anzuwenden.

Es wird festgehalten, dass wenn diese Gespräche zu Ergebnissen führen, die Mitglieder in der GGFP informiert werden sollten, damit sie sich in die Diskussion einmischen können. Hier wird insbesondere das Interesse von Jarg Bergold, Sigrid Stiemert-Strecker und Florian Strauß festgehalten.

### 4) Thema: Veränderte Lebenswelten in Quartieren / Stadtteilen

Hubert Kötter bringt hier sein Anliegen ein, die Fragen um Sozialberichterstattung, Quartiersmanagement ... für die GGFP zu gestalten. Im Rahmen der Mitgliederversammlung ergeben sich derzeit keine Ansätze zur Zusammenarbeit. Vor diesem Hintergrund soll dieses Thema den Mitgliedern in der GGFP bekannt gemacht werden, damit sich andere Mitglieder in die Diskussion einbringen können.

### 5) Thema: Bürgerschaftliches Engagement

Es besteht Interesse, eine Stellungnahme der GGFP zur Enquete zu erarbeiten.

Heiner Keupp erklärt sich bereit, eine Stellungnahme für die GGFP zu erarbeiten. Diese soll dem Vorstand und interessierten Mitgliedern mit einer kurzen Frist für eine Stellungnahme zur Abstimmung zugeleitet werden.

Abschließend wird festgehalten, dass der Vorstand die Themenstellungen „soziale Segregation“ und „soziale Stadt“ noch einmal in ihren Beratungen aufnehmen wird.

## Zu 1.2: Nächste Jahrestagung in Ravensburg 2003

Mike Seckinger berichtet zunächst von den Beratungen am Vortag. Eine kleine Arbeitsgruppe hatte am Abend Überlegungen zur nächsten Jahrestagung erarbeitet. Hier wurde festgehalten, dass die Jahrestagung mit einer anderen Struktur durchgeführt werden sollte. Diese andere Struktur ist insbesondere durch folgendes gekennzeichnet:

Am Freitagabend soll eine Veranstaltung durchgeführt werden, die für Interessierte in der Region offen ist. Hier ist insbesondere an die Zielgruppe der Haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen der Psychiatrie, der NutzerInnen, der Angehörigen und der BürgerhelferInnen in der Gemeindepsychiatrie gedacht. Irmgard Teske wird noch einmal prüfen, welche Themen für diese Zielgruppe von besonderem Interesse sind. Eine erste Idee ist es, Manfred Zaumseil und ...Peri... für einen Vertrag zu gewinnen. Sie können die Forschungsergebnisse hinsichtlich der Zusammenarbeit zwischen niedergelassenen Psychiatern und ihren Patienten darstellen.

Der Samstag ist für die interne Diskussion vorgesehen. Er soll jedoch für einige in der Region Interessierte geöffnet werden können. Hier muß noch ein Verfahren für die Teilnahme bestimmt werden.

Am Samstagabend ist möglicherweise eine kulturelle Veranstaltung vorgesehen in Zusammenarbeit mit dem Verein für Kultur und Psychiatrie.

Diese veränderte Struktur soll das Ziel haben, dass die Jahrestagung der GGFP in der Region wahrgenommen wird und dass neue Menschen für die Mitwirkung in der GGFP gewonnen werden.

Es wird angestrebt, die Tagung in den Räumen der Fachhochschule durchzuführen. Diese können kostenfrei durch die GGFP genutzt werden.

Die Unterbringung der TeilnehmerInnen soll in der Tagungsstätte der ... erfolgen.

Der Vorstand wird im Verlauf des Jahres die Themen für die interne Diskussion am Samstag festlegen.

Als Termin für die Veranstaltung werden wahlweise der 16./17./18.5. 2003 und der 23./24./25.5.2003 vorgegeben.

Zu 1.3 : Europäische Tagung der Gemeindepyschologie 2004 in Barcelona

Die aktuelle Themenplanung wird den Mitgliedern der GGFP in Kürze schriftlich zugeleitet.

Jarg Bergold informiert über die geplante Struktur des Kongresses. Im Rahmen der benannten Themenblöcke werden Hauptreferenten in das Thema einleiten und einführen. Es schließen sich dann Untergruppen an, in denen Keynotespeakers das Thema unter bestimmten Gesichtspunkten vertiefen. Täglich sollen die Themenblöcke mit einer Plenumsdiskussion abgeschlossen werden.

Weiterhin werden Fragen der Finanzierung angesprochen. Es wird deutlich, dass hier die Verantwortung bei einzelnen, die insbesondere in die Planung einbezogen sind, und dem Vorstand liegt.

Im Rahmen des Europäischen Kongresses ist auch eine Öffnung nach Osteuropa angesprochen. Christel Achberger weist darauf hin, dass sie in diesem Zusammenhang die Kontakt-Adressen nach Polen, Russland und anderen ehemaligen GUS-Staaten zur Verfügung stellen kann.

Der Vorstand wird gebeten, bei der weiteren Planung des Europäischen Kongresses auch die vorgenommenen inhaltlichen strategischen Ziele und Handlungsschwerpunkte der GGFP zu berücksichtigen.

Der Europäische Kongreß wird im September 2004 durchgeführt werden.

Zu Tagesordnungspunkt 2: Rechenschaftsbericht des Vorstandes

Albert Lenz gibt einen Rechenschaftsbericht des Vorstandes ab und geht dabei auf folgende Stichworte ein:

*DGVT-Kongreß 2002:* Die GGFP war an der inhaltlichen Planung beteiligt. Im Rahmen der Tagung wurde der Treffpunkt der GGFP ausgestellt. Es findet in Kürze zusammen mit der DGVT eine Auswertung des Kongresses 2002 statt.

*Kooperationen mit anderen Verbänden:* Es bestehen Überlegungen zu Allianzen mit ande-

ren Verbänden, zu denen Gemeinsamkeiten in der Zielsetzung bestehen, wie z.B. der Gesellschaft für neue Psychologie und mit den Kulturpsychologen.

*Akkreditierung Gesellschaften für Studiengänge:* Es ist zu prüfen, ob im Zusammenhang mit neuen Studiengängen die Mitgliedschaft in Akkreditierungsgesellschaften anzustreben ist.

*Vorbereitung des Jahrestreffens in Schloß Thurnau*

*Geplante und nicht durchgeführte Kongresse:* Ausgehend von den Erfahrungen mit geplanten und nicht durchgeführten Kongressen soll zukünftig geprüft werden, was im Rahmen der engen personellen Ressourcen umsetzbar ist. Hierfür soll ein Vorgehen erarbeitet werden.

*Rundbrief:* Um die Herausgeber des Rundbriefes zu entlasten, werden die Herausgeber durch Gastherausgeber unterstützt.

Zu TOP 3: Kassenbericht

Der Kassenbericht wird schriftlich vorgelegt. Einnahmen und Ausgaben werden erläutert. Es findet eine kurze Beratung statt.

Zu TOP 4: Bericht der Kassenprüferinnen

Sigrid Stiemert-Strecker berichtet über die Kassenprüfung. Die Kasse wurde für richtig befunden. Es hat keine Beanstandungen gegeben.

Zu TOP 5: Entlastung des Vorstandes

Der Vorstand wird einstimmig ohne Gegenstimmen entlastet.

Die Vorstandsmitglieder weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass nächstes Jahr Vorstandswahlen anstehen. Drei Vorstandsmitglieder erklären, dass sie nächstes Jahr nicht wieder zur Wahl stehen werden. Die Mitglieder werden aufgefordert, Vorschläge für den Vorstand zu entwickeln.

Zu TOP 6: DGVT-Kongreß 2002

In wenigen Tagen findet eine Auswertung des DGVT-Kongresses 2002 statt. In diesem Zusammenhang wird möglicherweise auch die Beteiligung der GGFP an dem Kongreß 2004 angesprochen werden. Man geht derzeit davon aus, dass 2004

eher ein klinisches Thema den Kongreß bestimmen wird und die GGFP möglicherweise nicht als Mitveranstalter angesprochen wird.

Auf der Grundlage der weiteren Diskussion wird beschlossen, dass 2004 der Europäische Kongreß der Gemeindepsychologie Vorrang hat und vor dem Hintergrund der engen Ressourcen die GGFP nicht als Mitveranstalter zur Verfügung stehen wird.

Einzelne Mitglieder der GGFP werden sich sicherlich als Referenten in den Kongreß einbringen. Somit ist die GGFP indirekt vertreten und es soll im Rahmen des Kongresses auch wiederum ein Treffpunkt von der GGFP ausgestaltet werden.

#### Zu TOP 7: Kooperation mit anderen Verbänden

Es werden zunächst Fragen der Anerkennung durch die DFG diskutiert. Eine Anerkennung durch die DFG würde dazu führen, dass man das Recht hat, Gutachter vorzuschlagen und bei Studienorten und Studienplanungen angehört wird. Die Anerkennung ist aus der Sicht der vertretenen Mitglieder nur über ein Konföderationsmodell mit anderen Vereinen, die ähnliche Ziele verfolgen, zu erreichen. Mitglied in diesem Konföderationsmodell können nur die promovierten Mitglieder werden.

Es wird im Grundsatz beschlossen, die Überlegungen weiterzuverfolgen und ein Modell für die Konföderation zu entwickeln, dass die Ziele und Grundsätze der GGFP sichert. Zu einem späteren Zeit-

punkt sollen Aufwand und Nutzen abgewogen werden.

Im weiteren wird über Überlegungen zur Gründung einer Akkreditierungsorganisation im Rahmen des Deutschen Vereins informiert. Es soll weiter Kontakt gehalten werden und zu einem späteren Zeitpunkt geprüft werden, ob es für die GGFP sinnvoll ist, sich an dieser Akkreditierungsorganisation zu beteiligen.

Es besteht die Einschätzung, dass derzeit kein Handlungsbedarf für die psychologischen Studiengänge besteht. Möglicherweise sind die Überlegungen für die Fachhochschulen von größerer Bedeutung.

#### Zu TOP 8: Verschiedenes

Es wird angeregt, den Rundbrief zukünftig ins Netz zu stellen.

Es wird angeregt, die Mitgliederdatei zu aktualisieren und um die E-Mail-Adressen zu ergänzen.

Die Mitgliederversammlung wird um 12.30 Uhr beendet.

GGFP-Jahrestreffen 2002 vom 07. bis 09. Juni 2002 in Thurnau – ein Bericht

Hubert Kötter

Fast könnte man den Eindruck gewinnen, GemeindepsychologInnen schwimmen mal wieder gegen den Strom. Während viele Menschen, Verbände oder Organisationen in Richtung des Zentrums Berlin streben – erkennbar an den überfüllten Zügen und Straßen – fahren die GemeindepsychologInnen mal wieder in die entgegengesetzte Richtung. Statt „Viele Wege führen nach Berlin“, scheint es für GemeindepsychologInnen zu heißen, „Viele Wege führen nach Thurnau“. Thurnau hat, wie es scheint, eine besondere Ausstrahlungs- oder auch Anziehungskraft für GemeindepsychologInnen. Ein Element hierfür könnte sein, dass sich dem

Tagungsort, dem Schloss Thurnau, etwas für die Gemeindepsychologie Symbolhaftes nicht absprechen lässt. Das Schloss ist geradezu eine andauernde Baustelle mit Phasen des Fortschreitens, des Verharrens und für den gelegentlichen Betrachter auch mal des vermeintlichen Rückschritts. Fertiggestellte Elemente erstrahlen in neuem Glanz, eröffnen neue Perspektiven, aber gleichzeitig wird an anderer Stelle neu gewerkelt, werden Sicherungsstreben eingezogen. Bei alledem bleibt das Schloss jedoch wohnlich, vermittelt es Atmosphäre und Vertrautheit.

Trotz aller Analogien gibt es natürlich kleine feine Unterschiede zwischen der Baumaßnahme „Schloss Thurnau“ und der Baumaßnahme „Gemeindepsychologie“. Beim Thurnauer Schloss ist eindeutig erkennbar, dass es sich um eine Restaurierung handelt. Bei der Gemeindepsychologie ist das nicht so eindeutig: Ist es noch immer die erste Baumaßnahme? Ist es bereits eine Um- oder Weiterbauphase? Ist es bereits eine Restaurationsphase oder ist es beides eine Weiterbau- und Restaurationsphase? Oder ist es etwas ganz anderes etwa eine virtuelle Baumaßnahme?

Im Sinne von Bourdieu lassen sich die feinen Unterschiede zwischen den beiden Baumaßnahmen aber auch an dem Sprachgebrauch festmachen. Denn Gemeindepsychologen bewegen sich natürlich nicht auf einer (herkömmlichen) Baustelle, sie treffen sich vielmehr zu einer sog. Denkwerkstatt. So auch in diesem Jahr. Thurnau war angedacht als eine Fortführung der Denkwerkstatt 2001. In dem Einladungsschreiben war als Schwerpunktsetzung angekündigt, die während der Denkwerkstatt 2001 formulierten Zukunftsentwürfe und Visionen gelte es zu konkretisieren und in ein Orientierungs-/ Ziel- und Handlungskonzept der GGFP zu übertragen. Weiter war vorgeschlagen worden, die Entwicklungsperspektiven eines zentralen Konzeptes der Gemeindepsychologie – dem Ressourcenkonzept – herauszuarbeiten. Zur Vorbereitung des Treffens war allen TeilnehmerInnen ein zusammenfassender Bericht von der Denkwerkstatt 2001 zugesandt worden. Darüber hinaus gaben Hubert Kötter zum Einstieg in das Treffen einen kurzen Rückblick auf die vorjährige und Albert Lenz einen Ausblick auf die diesjährige Denkwerkstatt. (Der Bericht und der Rückblick sind nachstehend abgedruckt.)

In der ersten Plenumsrunde wurden dann bereits wichtige Punkte/ Aspekte für die Perspektivdiskussion zusammengetragen:

Eine wichtige zukünftige Aufgabe sei es, Allianzen zu bilden, vor allem in Richtung Praxisbereich.

Es sei zu wenig darauf geachtet worden, selbst Themen und Begriffe zu besetzen, so wie dies bspw. der Gesundheitspsychologie gelungen sei.

Die „Strategiefrage“ sei daher ein zentraler Aspekt für die weiteren Überlegungen.

Erschwert werde dies aber dadurch, dass es immer noch schwierig sei zu benennen, was Gemeindepsychologie ist.

Erforderlich sei daher eine klare „Produktdescription“.

Schließlich sei die grundsätzliche Frage zu beantworten, ob – analog dem Bild aus dem einführenden Rückblick – der Motor des gemeindepsychologischen Fahrzeuges wirklich nur stottert und somit wieder zu Laufen zu bringen wäre oder aber einen irreparablen Defekt hat und eigentlich aufzugeben wäre.

Das Wochenende zeigte dann aber, dass noch recht viel Kraft in dem Motor steckt und das gemeindepsychologische Fahrzeug noch eine weite Strecke zu bewegen vermag.

Am zweiten Tag stand das Schwerpunktthema „Ressourcen und Ressourcenorientierung als ein zentrales Handlungsprinzip“ im Mittelpunkt der Diskussion. Eingeleitet wurde der Tag durch zwei Impulsreferate von Peter Kaimer und Albert Lenz. Peter Kaimer erläuterte die Bedeutung der Ressourcenorientierung am Beispiel des psychotherapeutischen Handelns. Die Ressourcenorientierung zeige sich hier insbesondere in einem Wandel der Perspektive in der TherapeutIn-KlientIn-Beziehung, nämlich dem Wandel von „Der/Die TherapeutIn ist der Held der Sitzung“ zu „Der/Die KlientIn ist der Held der Sitzung“. Als eine wichtige Grundhaltung nennt Peter Kaimer die Würdigung und Anerkennung des Leids der KlientInnen und Interesse und Engagement für ihre Stärken, Möglichkeiten, Ressourcen. Wichtige Fragen, Ressourcen zu erschließen, seien

Fragen zur Ziel-, Eingangs- und Auftragsklärung

Ausnahmefragen

Skalenfragen zur Bewertung: Was hat Sie bisher weitergebracht?

Bewältigungsfragen/ Fragen zum Alltagsmanagement.

Für Albert Lenz gründet die Ressourcenorientierung insbesondere auf dem Empowermentansatz. Der Empowermentansatz erweitere den Blick in der psychosozialen Praxis auf

die Kontextbedingungen

die personalen Ressourcen

die sozialen Ressourcen.

Der Empowermentansatz erfordere zudem eine Abkehr vom traditionellen KlientIn-Professionellen-Verhältnis in Richtung Partizipation. Strategien, die eine partizipative Grundhaltung in der Hilfebeziehung fördern, sind nach Albert Lenz

geteilte Entscheidungsfindung  
informierte Zustimmung und  
systemische Kontraktbildung.

In der anschließenden Diskussion wird nochmals hervorgehoben, dass es unter dem Blickwinkel der Ressourcenorientierung unerlässlich sei, die jeweiligen personalen, sozialen und kulturellen Ressourcen miteinander zu verknüpfen. Demgegenüber schauten PsychologInnen vorrangig allein auf die personelle Ebene. Unter einer Ressourcenorientierung sei, so wird betont, von besonderer Relevanz

Bündnisse zu schließen,  
Räume für Begegnung zu schaffen und  
die duale Beziehung im therapeutischen/beraterischen Prozess zu öffnen.

In einem nächsten Schritt wurden dann die Strategien im Rahmen dieses Ressourcenansatzes auf die Perspektivdiskussion der GGFP übertragen. Von besonderer Relevanz seien danach eine eigene Ressourcenanalyse, eine stärkere Verknüpfung der vorhandenen Ressourcen und Bündnisse zu schließen. Ferner wurde zu bedenken gegeben, dass die vorhandenen Ressourcen auch den Rahmen abstecken, in dem sich die Aktivitäten der GGFP bewegen können. Vor diesem Hintergrund wurde als potentielle Themenstränge für die nähere und mittlere Zukunft angesehen:

Verknüpfung mit der europäischen Diskussion zum Themenbereich „Gemeinwohl und Daseinsvorsorge“

Werte und Wertewandel im Kontext des Wandels von Familien-, Arbeitsrollen etc.

Wandel von Menschenbilder

Bürgerschaftliches Engagement

Hilfeplanung

Lebenswelten und Stadt(teil)entwicklung.

Zur Umsetzung dieser Themenstränge wird vorgeschlagen, dass unter der Verantwortung jeweils einer Arbeitsgruppe oder Einzelner Arbeitspapiere zu bestimmten Themen erstellt werden.

Zwei Aktivitäten werden in den nächsten zwei Jahren Ressourcen binden und die Mitwirkung der Mitglieder der GGFP erfordern:

Vorbereitung des europäischen gemeindepsychologischen Kongresses 2004 in Berlin

Jahrestreffen 2003 in Ravensburg mit dem Schwerpunktthema „Gemeindepsychiatrie“  
Das Jahrestreffen wird entweder am 16. – 18. Mai 2003 oder 23. – 25. Mai 2003 stattfinden.

Auch die Mitgliederversammlung 2003 wird wieder während des Jahrestreffens stattfinden. Ein wichtiger Tagesordnungspunkt werden dort die Vorstandswahlen sein. Wichtig auch deshalb, weil mindestens drei Mitglieder des jetzigen Vorstandes nicht wieder kandidieren werden und somit auch mindestens drei neue Mitglieder für den Vorstand zu wählen sind.

Auch in diesem Jahr war Thurnau wieder ein Ort des Austausches, der Kommunikation, des Kennenlernens, des gemeinsamen Handelns und miteinander Feierns. Beim nächsten Treffen in Thurnau wird man dann sehen, welche Fortschritte auf beiden Baustellen zu verzeichnen sind.

GGFP – Jahrestreffen vom 07. – 09. Juli 2002 in Thurnau  
Rückblick auf die Denkwerkstatt im Rahmen des Jahrestreffen 2001 in Berlin  
**Hubert Kötter**

Starten wir mit einem Blick in den Rückspiegel; mit einem Rückblick auf die Denkwerkstatt im Rahmen des letzten Jahrestreffen in Berlin.

Ausgangspunkt die Denkwerkstatt zu initiieren, war ein gewisses unsicheres Gefühl, wohin die zukünftige Reise gehen soll und ob unser Reisemobil den Weg eigentlich noch schafft. Nach dem heutigen Stand der Technik gehören sechsjährige Fahrzeuge ja noch nicht zum alten Eisen, der Lack ist bei pfleglicher Behandlung auch noch nicht ab und Rost haben die heutigen Fahrzeuge in diesem Alter auch noch nicht angesetzt. Die Fahrzeughersteller versprechen sogar, dass das auch vor Ablauf der doppelten Zeit noch nicht sein wird. Da hätten wir also noch ein paar Jährchen Zeit.

Eines ist aber auch in einem Fahrzeugleben wichtig, will man seine jeweiligen Reiseziele relativ problemlos erreichen, sind regelmäßige Inspektionen des Fahrzeuges notwendig. So kam die Idee auf, auch unser gemeindepsychologisches Fahrzeug einer Inspektion zu unterziehen. Und da ja Empowerment, Ressourcenorientierung und Selbsthilfe wesentliche Grundprinzipien für uns sind, war es für uns klar, wir bringen das Fahrzeug nicht in eine Werkstatt, wir machen das selbst. Wir haben unsere eigene Werkstatt und unser eigenes Werkzeug und einen Fachmann oder eine Fachfrau für besonders knifflige Fragen kann man sich – wenn erforderlich – ja immer noch holen – die Hilfsdienste sind ja vielfach rund um die Uhr im Dienst.

Was brachte uns nun dazu zu sagen, irgendetwas stimmt mit unserem Fahrzeug nicht. Eigentlich lief es doch ganz gut. Es gab eine große Fachtagung in München, wir waren Mitgestalter der letzten beiden Berliner Kongresse, der Rundbrief findet hohe Anerkennung, in der Buchreihe „Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung“ sind mittlerweile 10 Bände erschienen, die Jahrestreffen finden seit der 2. Hälfte der achtziger Jahre regelmäßig statt, viele von uns sind in wichtige aktuelle Themen- und Arbeitsfelder involviert.

Gleichwohl kam das Empfinden auf, irgendwie zieht das Fahrzeug nicht mehr, hat seine Durchzugskraft nachgelassen. Haben wir es überfordert, stimmt vielleicht etwas nicht mit der Zündung oder sind irgendwelche Zuleitungen verstopft? An zu großer Zuladung kann es eigentlich auch nicht liegen. Da das Fahrzeug nicht richtig läuft, steigen immer mal wieder welche aus und wechseln in ein anderes Fahrzeug. Wenn überhaupt, kehren sie dann manchmal zu einer Wochenendfahrt zurück – von einer Nostalgie- oder Oldtimerfahrt möchte ich bei einem sechsjährigen Fahrzeug noch nicht sprechen.

Vor diesem Hintergrund erschien es wichtig, kritisch Bilanz zu ziehen und Ziele und Perspektiven für die nächste Zukunft zu entwerfen. Ein erster Schritt hierzu wurde in dem Jahrestreffen in Berlin im Juli letzten Jahres getan. Es sollte dort ein Diskussionsprozess angestoßen werden, der sich mit Fragen beschäftigt wie:

Was sind die Ziele der GGFP? Was wurde bislang erreicht? Was wurde bislang nicht erreicht?

Welche inhaltlich-fachlichen Themenbereiche sollte die GGFP in den nächsten Jahren verstärkt aufgreifen und bearbeiten?

Wo in sollte sich das Projekt „Gemeindepsychologie“ entwickeln? Welche Aktivitäten sollten in den nächsten Jahren in Angriff genommen werden?

Wie sollte sich die GGFP in der Fachöffentlichkeit positionieren und präsentieren?

Welche Strukturen braucht der Verein, um vorhandene Ressourcen besser ansprechen und aktivieren zu können?

Analog dem Vorgehen im Rahmen einer Zukunftswerkstatt haben wir uns den Fragen in drei Schritten angenähert:

1. Wir haben Bilanz gezogen,
2. Visionen benannt und
3. Prioritäten für zukünftige Aktivitäten gesetzt.

## 1. Schritt: Bilanz ziehen

Die Bilanz erfasste mindestens zwei Ebenen: eine vielleicht eher persönlich zu nennende und eine fachlich-inhaltliche Ebene. Mit persönlicher Ebene meine ich, dass der gemeindepsychologische Kreis für viele ein Ort ist, dem sie sich seit langem zugehörig und verbunden fühlen, auch wenn die Gemeindepsychologie in ihrem beruflichen Alltag nicht zentral ist.

Die fachlich-inhaltliche Ebene wurde dann durchaus kritisch reflektiert. Zwei Aspekte greife ich heraus:

Es gäbe eine Reihe von Projekten, für die die Gemeindepsychologie wichtige Impulse geben könnte, nur sei die Gemeindepsychologie hier so gut wie nicht vertreten. Genannt wurden hier etwa Projekte im Kontext von Sozialer Stadt, Sozialer Stadtteilentwicklung, Quartiermanagement oder im Bereich von Armut und Segregation oder auch Rechtsradikalismus.

Als ein weiterer Aspekt wurde der Bereich der Ausbildung angesprochen. Insbesondere von Seiten der FachhochschullehrerInnen wurde betont, dass der Beitrag der Gemeindepsychologie im Rahmen der SozialarbeiterInnen- und SozialpädagogInnenausbildung relativ unbedeutend sei. Was die Gemeindepsychologie hier allenfalls einbringen könnte, seien einzelne inhaltliche Konzepte. Aber allein das sei schon schwierig, da die Sozialarbeit/ Sozialpädagogik entsprechende Konzepte selbst eingeführt hätte. Zur methodischen Ausbildung von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen könne die Gemeindepsychologie auf jeden Fall keinen Beitrag leisten.

Der Beitrag der Gemeindepsychologie begrenzt sich hier allenfalls – so wurde gesagt – auf die Vermittlung einer bestimmten Haltung, einer bestimmten Perspektive. Was diese Perspektive in unterschiedlichen Zusammenhängen genau beinhaltet, das aufzuzeigen, wird als eine wichtige Aufgabe für die Zukunft gesehen.

Die Bestandsaufnahme endete dann mit den Fragen: Worauf sind wir stolz? und Was bedauern wir?

### *Worauf sind wir stolz?*

Die bereits mehrjährige kontinuierliche Herausgabe des Rundbriefes.

Die politische Perspektive der Gemeindepsychologie.

Die Durchführung von Tagungen und Kongressen.

Die Bekanntheit des Verbandes und Einzelner aus dem Verband.

Die langjährige Kontinuität der gemeindepsychologischen Treffen.

### *Was bedauern wir?*

Die geringe Tätigkeitsrelevanz aufgrund weniger Handlungskonzepte

Zu geringe Selbstanwendung gemeindepsychologischer Ansätze

Zu wenig Nachwuchsarbeit (bis auf einzelne Orte)

Fehlende gegenseitige Unterstützung bei Aktionen/ Projekten

An Themen nicht vertieft drangeblieben

Exklusivität des Kreises, wodurch ein Neuzugang zumindest erschwert wird

Zurückgehende Teilnahme an den Jahrestreffen.

## 2. Schritt: Visionen

Im zweiten Schritt der Denkwerkstatt wurden dann erste Visionen entworfen. Leitend war hier die Frage: Wie wird die Gemeindepsychologie in zehn Jahren aussehen? Streng genommen hatten wir ja damit den Bereich der Werkstatt verlassen und waren in die Entwicklungsabteilung hinübergewechselt. Ich werde Euch nun nicht damit langweilen, alles das aufzuführen, was dort zusammengetragen worden ist. Sie sind ja auch in dem Bericht zur Denkwerkstatt detailliert aufgeführt. Vielleicht lässt sich aber aus dem dort Gesagten die These ableiten, Gemeindepsychologie wird dann eine Zukunft haben, wenn es ihr gelingt, die dort unterschiedlichen neun Themenbereiche auszufüllen bzw. sich mit ihnen thematisch auseinander zu setzen:

Theorie

Netzwerke

Handlungsansätze

Konkrete Projekte

Gemeinde und Psychologie

Internationalisierung

Ausbildung

Koalitionen

Geld und Institutionalisierung.

### 3. Schritt: Prioritätensetzung für zukünftige Aktivitäten

Die konkrete Umsetzung eines solchen Vorhabens ist aber – so wurde mahndend angemerkt – nur möglich unter Beachtung der Ressourcen des Verbandes und gemeindepsychologisch orientierter Personen. Ressourcenvermehrung und die Reduzierung auf einzelne Bereiche seien daher wesentliche strategische Momente der zukünftigen Arbeit. Priorität für die nähere Zukunft sollten haben:

- Bildung von Allianzen
- Europäisierung
- Rundbrief
- der Bereich Aus- und Weiterbildung und
- der Bereich psychosoziale Beratung.

Zusammenfassend ließe sich sagen, alle waren der Meinung, das Fahrzeug sei eigentlich wieder flott zu kriegen und man könnte dann unbedenklich damit auf die Reise gehen.

Eine Zustandsbeschreibung ist also erfolgt und man hatte auch bereits Ideen, wie man die Durchzugskraft des Fahrzeuges wieder erhöhen könnte. Nur wie das bei Hobbybastlern ja häufig der Fall ist, als man an diesem Punkt angelangt war, drängte die Zeit, man musste zu seinen beruflichen oder auch privaten Verpflichtungen zurück und die weiteren Arbeiten auf das nächste Wochenende verschieben. Dieses nächste Wochenende hat gerade begonnen.

Jahrestagung 2001 am 13./ 14. Juli in Berlin

Denkwerkstatt zum Stand, den Zielsetzungen und Perspektiven  
der GGFP e.V./ Gemeindepsychologie – Bericht

Hubert Kötter

Als Zielsetzung des Jahrestreffens 2001 war in der Einladung formuliert worden: „In Form einer Denkwerkstatt möchten wir eine kritische Bilanz des 6jährigen Bestehens der GGFP, der Aktivitäten und Entwicklungen in den vergangenen Jahren ziehen, einen Blick in die Zukunft werfen sowie neue Zielsetzungen und Perspektiven diskutieren.“ Zur Strukturierung des Diskussionsprozesses waren in dem Einladungsschreiben zudem folgende Leitfragen vorgeschlagen worden:

Was sind die Ziele der GGFP? Was wurde bislang erreicht? Was wurde bislang nicht erreicht?

Welche inhaltlich-fachlichen Themenbereiche sollte die GGFP in den nächsten Jahren verstärkt aufgreifen und bearbeiten?

Wohin sollte sich das Projekt „Gemeindepsychologie“ entwickeln? Welche Aktivitäten sollten in den nächsten Jahren in Angriff genommen werden?

Wie sollte sich die GGFP in der Fachöffentlichkeit positionieren und präsentieren?

Welche Strukturen braucht der Verein, um vorhandene Ressourcen besser ansprechen und aktivieren zu können?

Angelehnt an die Methode der Zukunftswerkstatt untergliederte sich die Denkwerkstatt in folgende drei Schritte:

- Rückblick, Bilanz, Bestandsaufnahme
- Zukunftsperspektiven/ Visionen von Gemeindepsychologie
- Prioritätensetzung für zukünftige Aktivitäten

#### 1. Bereich: Rückblick, Bilanz, Bestandsaufnahme

In einer ersten Runde wurde im Rahmen eines offenen Gespräches eine erste Bilanz gezogen. Es wurde betont, dass es eine Vielzahl von Aktivitäten, dass es ein breites Spektrum von aktuell diskutierten Themenbereichen gebe, die als gemeindepsychologisch orientiert bezeichnet werden könnten, für die die Gemeindepsychologie gleichwohl keine gemeinsame Klammer bilde oder – in den Worten eines Teilnehmers – keinen Verbindungswert habe. Typische Formulierungen zu diesem Sachverhalt waren: Es gibt viele (gemeindepsychologische) Projekte, aber kein gemeindepsychologisches Dach. Auch gäbe es viele Projekte, die im Grunde gemeindepsychologisch seien, sich aber nicht so nen-



nen würden. Ferner wurde auf die eigentlich paradoxe Situation hingewiesen, dass in einzelnen Bereichen gemeindepsychologische Ansätze gegenwärtig eine starke Konjunktur hätten, nur die Gemeindepsychologie komme darin gar nicht vor bzw. spiele dort keine Rolle. Als beispielhaft hierfür wurden Themenbereiche wie soziale Stadtteilentwicklung, Soziale Stadt, Quartiermanagement oder auch Rechtsradikalismus genannt. Es wurde konstatiert, die Gemeindepsychologie habe hier eine Chance verpasst.

Auch das Verhältnis von Gemeindepsychologie zu Sozialer Arbeit/ Sozialarbeit wurde durchaus kritisch bewertet. So sei der Beitrag der Gemeindepsychologie im Rahmen der SozialarbeiterInnen-ausbildung als relativ unbedeutend zu bezeichnen. Wenn überhaupt könne sie allein inhaltliche Konzepte einbringen, nicht aber Handlungsansätze, über die verfüge die Soziale Arbeit/ Sozialarbeit selbst. Auch ein grundlegendes gemeindepsychologische Konzept wie Empowerment führe die Sozialarbeit selbst ein, ebenso wie den methodischen Ansatz der Aktionsforschung. Das, was für die Gemeindepsychologie bleibe, sei die Vermittlung einer bestimmten Haltung, einer bestimmten Perspektive oder auch die Förderung der Bereitschaft, andere bzw. unterschiedliche Perspektiven einzunehmen.

Für die Konkretisierung der Gemeindepsychologie sei es vor diesem Hintergrund, so wurde angemerkt, wichtig zu fragen: Was bringe ich (als GemeindepsychologIn) ein?, und dies wäre die psychologische Perspektive. D.h. es sei zu fragen, was die (gemeindepsychologische) Perspektive etwa in Gemeinwesenprojekten, in Empowermentprozessen etc. beinhalte bzw. kennzeichne. Ferner sei es neben dem Blick auf den Stadtteil, die gesellschaftlichen Strukturen etc. wichtig zu fragen, welchen Stellenwert das Individuum in der Gemeindepsychologie habe. Des weiteren wurde die These formuliert, die Gemeindepsychologie habe nur dann Bestand, wenn es ihr gelänge, eine eigenständige Disziplin mit eigener Theorie und Methodik zu werden. Dem wurde jedoch entgegengehalten, es sei möglicherweise eine Falle zu denken, die Gemeindepsychologie müsse eine eigenständige psychologische Disziplin werden. Gemeindepsychologie charakterisiere sich eher durch einen praktischen Anwendungsbezug, der sich aus verschiede-

nen Disziplinen speise, wobei diese Quellen noch genauer herauszuarbeiten seien.

Zusammengefasst ließe sich die aktuelle Zustandsbeschreibung mit folgenden Aussagen beschreiben:

Ich bin mit dem Gefühl angereist, möglicherweise ein Projekt abzuschließen.

In vielen Bereichen (sozialen Netzwerken, Sozialraum, Gesundheitsförderung etc.) tauchen Gedanken auf, die in der Gemeindepsychologie gedacht werden.

Gemeindepsychologie kann keine Stellen und Karrieren bieten.

Wichtig ist es, die Inhalte der Gemeindepsychologie weiterzutragen, wobei dies aber auch ohne dem Label Gemeindepsychologie erfolgen kann.

Der Begriff „Gemeindepsychologie“ ist nicht geläufig. So gebe es bspw. in dem letzten 500seitigen Kinder- und Jugendbericht keinen Verweis auf die Gemeindepsychologie.

Gleichwohl sollte gelten: „So lange etwas atmet, sollte man es nicht beerdigen.“

Vor diesem Hintergrund wurde zum Abschluss der Bestandsaufnahme zusammengetragen:

#### *Worauf sind wir stolz?*

Die bereits mehrjährige kontinuierliche Herausgabe des Rundbriefes.

Die politische Perspektive der Gemeindepsychologie.

Die Durchführung von Tagungen und Kongressen.

Die Bekanntheit des Verbandes und Einzelner aus dem Verband.

Die langjährige Kontinuität der gemeindepsychologischen Treffen.

#### *Was bedauern wir?*

Die geringe Tätigkeitsrelevanz durch wenige Handlungskonzepte

Zu geringe Selbstanwendung gemeindepsychologischer Ansätze

Zu wenig Nachwuchsarbeit (außer Berlin)

Fehlende gegenseitige Unterstützung bei Aktionen/ Projekten

An Themen nicht vertieft drangeblieben

Exklusivität des Kreises, die einen Neuzugang zumindest erschwert

Zurückgehende Teilnahme an den Jahrestreffen.

## 2. Bereich: Zukunftsperspektiven/ Visionen von Gemeindepsychologie

Der zweite Teil der Denkwerkstatt leitete über zu der Frage: wie könnte es weitergehen? Den Blick in die Zukunft lenkte die visionäre Vorstellung: Wie sieht die Gemeindepsychologie in zehn Jahren aus? Die entwickelten Visionen ließen sich dann in neun thematische Schwerpunktbereiche eingruppierten:

- Theorie
- Netzwerke
- Handlungsansätze
- Konkrete Projekte
- Gemeinde und Psychologie
- Internationalisierung
- Ausbildung
- Koalitionen
- Geld und Institutionalisierung.

Welche Visionen mit den neun Bereichen verbunden wurden, gibt eine Auswahl der geäußerten Vorstellungen wieder:

### *Bereich Theorie*

Die Gemeindepsychologie hat ihre theoretische Perspektive stärker bearbeitet und bietet theoretische und psychologische Konzepte in der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen an. D.h. Theorienentwicklung wird als eine zentrale Aufgabe der nächsten Dekade gesehen.

Die Kulturpsychologie hat sich als Teil der Gemeindepsychologie etabliert.

Gemeinde- und Gesundheitspsychologie haben partizipative Modelle weiterentwickelt.

Gemeindepsychologische Modelle haben Einfluss im Gesundheitswesen.

### *Bereich Netzwerk*

Thurnau hat sich zu einem Zentrum für GemeindepsychologInnen im Alter entwickelt.

Es ist gelungen, die Kapazitäten der GGFP-Mitglieder verstärkt zusammenzuführen.

Es haben sich Koalitionen mit den Initiativen/ Aktivitäten gegen rechte Gewalt gebildet.

Das gemeindepsychologische Netzwerk wurde gestärkt, was aber nicht unbedingt auf der Basis eines Vereins erfolgte.

Es gibt eine Arbeitsgruppe „Gemeindepsychologie im Internet“.

### *Bereich Handlungsansätze*

Es gibt identifizierbare gemeindepsychologische Handlungsansätze.

Es wird eine Zeit sein, in der viele Ideen der Gemeindepsychologie im 3. Sektor umgesetzt werden.

Es wird eine Zeit sein, wo sich GemeindepsychologInnen mit sozialen Bewegungen verbinden und ihre spezifischen Ressourcen einbringen.

Die Praxisforschung wird den Stellenwert der gemeindepsychologischen Konzepte aufgezeigt haben.

Es wird gelungen sein, das gemeindepsychologische Handwerkszeug zu bündeln und zu vermitteln.

### *Bereich Konkrete Projekte*

Es wird gemeindepsychologische Projekte zu Krisenintervention, dem Tätigkeitsfeld Kommunalreform und sozialen Konfliktlösungsmodellen geben.

Es wird Projekte zu unterschiedlichen Arbeitsfeldern von GemeindepsychologInnen geben.

Es wird Projekte zur Entwicklung von Qualitätskriterien und Methoden für partizipative Planung geben.

Politiker werden GemeindepsychologInnen für Projekte zur Entwicklung von Gemeinde ansprechen (GemeindepsychologInnen als Community-Spezialisten).

Gemeinsame Projekte mit anderen Fachrichtungen haben einen hohen Stellenwert.

Die GGFP ist ein Sprachrohr mit Einfluss auf politische Entscheidungen.

### *Bereich Gemeinde und Psychologie*

GemeindepsychologInnen sind Ansprechpartner, um aus einer bestimmten Perspektive aktuelle politische Themen zu beleuchten und Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Es wird ein Lehrbuch Gemeindepsychologie geben, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

Es wird eine zweifache Öffnung erforderlich sein: a) der einengende Begriff Gemeindepsy-

chologie sei zu verlassen und b) es werden gezielt BeraterInnen von außen eingeladen.

Es wird eine Marktanalyse geben, die den Bedarf an GemeindepsychologInnen offenlegt.

Der psychologische Blick auf psychosoziale Prozesse und Arbeitsfelder wird grundsätzlich gemeindepsychologisch ausgerichtet sein.

Die gemeindepsychologische Perspektive bildet die Basis für psychologische Beiträge zu sozialen Problemlagen.

Gemeindepsychologie beinhaltet immer auch: kulturell-, kontextuell-, dialogisch- und ressourcenorientiert.

Es wird Focusgruppen geben mit Studierenden, WissenschaftlerInnen und Praktiker/innen.

### *Bereich Internationalisierung*

Es wird interdisziplinäre europäische Kooperationen geben.

Es wird einen MA in Gemeindepsychologie geben.

Es wird eine europaweite Ausbildung in Gemeindepsychologie geben.

Es wird eine Zeit sein, in der im Zuge der Globalisierung grenzüberschreitende Strategien entwickelt und genutzt werden und in der man uns fragen und vorwerfen wird, wo seid ihr gewesen?

### *Bereich Ausbildung*

Es wird Forschungs- und Ausbildungsstätten geben, die kontextuelle Analysen machen und bei der Lösung ökologischer, sozialer und individueller Probleme (im Sinne von Prävention) helfen.

Die gemeindepsychologische Orientierung ist integraler Bestandteil der Psychologieausbildung.

Gemeindepsychologie ist ein eigenständiges Fach. Sie ist „angewandte Psychologie“ im Hauptstudium von Psychologie, Sozialwissenschaften und Medizin.

Es wird ein Weiterbildungsinstitut für gemeindepsychologisches Handwerkzeug geben.

### *Bereich Koalitionen*

Es werden Verknüpfungen hergestellt sein zu anderen Handlungsfeldern.

Es werden Netzwerke bestehen, in denen intensiv an Themen gearbeitet wird.

Es werden Koalitionen mit Akteuren im Bereich der Kommunen, dem Gesundheitssystem etc. bestehen. Ein Grundsatz lautet: „In Verbindung mit/ von...“

Durch solche Formen der Kooperationen ist der gemeindepsychologische Ansatz bekannter geworden.

Es wird zu Koalitionen/ Fusionen mit anderen „verwandten“ Verbänden gekommen sein.

### *Bereich Geld und Institutionalisierung*

Es wird mehr Geld für gemeindepsychologische Forschungen zur Verfügung stehen.

Es wird eine Zeit sein, in der mehr als 20% der Ausgaben für Prävention und Gesundheitsförderung ausgegeben werden.

Es wird eine Firma „Gemeindepsychologie“ geben.

Es wird eine Bürger-Aktie „Gemeindepsychologie“ geben.

Es wird ein Anreizsystem für (finanzielle) Beteiligung geschaffen sein.

Nach dem Zusammentragen der visionären Vorstellungen war natürlich zu hören: Visionen sind das eine, der Weg ist das andere. Es sei zunächst darüber nachzudenken, wie der Weg gestaltet werden könnte, um den Zielen näher zu kommen. Getreu dem Motto „Der Weg entsteht beim Gehen“ war die Denkwerkstatt beim dritten Schritt angekommen.

### 3. Bereich: Prioritätensetzung für zukünftige Aktivitäten

Vor jeder Festlegung der nächsten konkreten Schritte sei, so wurde angemahnt, zu fragen, wo sind die Ressourcen, diese Schritte auch umsetzen zu können und wer übernimmt hierbei jeweils die Verantwortung? Ressourcenvermehrung sein daher ein wichtiges strategisches Moment bei der Entscheidung über und die Planung von zukünftigen Aktivitäten. Als der angemessene Weg hierfür wird die Bildung von Koalitionen oder Allianzen in unterschiedlichen Zusammenhängen angesehen: im Wissenschaftsbereich z.B. mit der Neuen Gesellschaft für Psychologie, im Kontext von Selbsthilfe und bürgerschaftlichen Engagement, auf der Verbandsebene oder auch im Bereich Tagungen/ Kongress/ Aus- und Weiterbildung (z.B. Beratung). Allianzenbildung sei daher auf der Prioritätensetzung

zung weit oben anzusetzen. Sie sollte auch nicht auf Deutschland begrenzt sein. Die Europäisierung werde in vielen Bereichen fortschreiten und erfordere die internationale Zusammenarbeit. Ein Ansatzpunkt wäre hier die Organisation der europäischen Tagung für Gemeindepsychologie im Jahre 2004 in Berlin.

Von herausragender Bedeutung für die verbandlichen Aktivitäten ist weiterhin der Rundbrief. Als wichtige zukünftige Aspekte wurden somit genannt:

Bildung von Allianzen  
Europäisierung  
Rundbrief  
Fortbildung und  
der Bereich psychosoziale Beratung.

In diesen Bereichen seien, so wurde abschließend festgehalten, strategische Entscheidungen zu treffen und möglicherweise Prioritäten zu setzen. Das Jahrestreffen 2002 solle dazu verwandt werden, hier weiterzudenken.



# TAGUNGSANKÜNDIGUNGEN

Ankündigungen von "Psychologie.de" - <http://www.psychologie.de/kalender/list.php3>

- 14.02.2003 (09:00 Uhr) 6. Mitteldeutsches Psychiatriesymposium, **Hessisch Lichtenau, Deutschland**
- 24.02.2003 (19:00 Uhr) Weiterbildung Biodynamische Massage, **Einführung und 3x2 Tage Training Biodynamisches Zentrum für Gerda Boyesen Methoden, www.bioZen.de**
- 27.02.2003 (09:00 Uhr) 9. Dresdner Symposium für Psychologie der Arbeit, **Dresden, Deutschland**
- 07.03.2003 (09:00 Uhr) TOPS-Tage 2003 **Berlin, Deutschland**
- 08.03.2003 (09:00 Uhr) 31. Kinderverhaltenstherapietage an der Universität Bremen, **Bremen, Deutschland**
- 18.03.2003 (09:00 Uhr) 14. Warsteiner Psychotherapie-Symposium, **Warstein, Deutschland**
- 18.03.2003 (09:00 Uhr) Polizei & Psychologie, **Frankfurt am Main, Deutschland**
- 19.03.2003 Internationale Tagung Ego-State-Therapy & Jahrestagung der MEG, **Milton H. Erickson Gesellschaft**
- 19.03.2003 (09:00 Uhr) 54. Arbeitstagung des Deutschen Kollegiums für Psychosomatische Medizin, **Göttingen, Deutschland**
- 21.03.2003 (09:00 Uhr) 18. Notfallmedizinische Jahrestagung der AGSWN, **Baden-Baden, Deutschland**
- 21.03.2003 (16:00 Uhr) Einführung in das Deepdraining mit Gerda Boyesen, **Biodynamisches Zentrum für Gerda Boyesen Methoden, www.bioZen.de**
- 24.03.2003 (09:00 Uhr) 45. Tagung experimentell arbeitender Psychologen (TeaP), **Kiel, Deutschland**
- 26.03.2003 (09:00 Uhr) 14. Workshoptagung der DGVT, **Tübingen, Deutschland**
- 26.03.2003 (09:00 Uhr) 32. Jahrestagung der DGPF, **Stuttgart, Deutschland**
- 27.03.2003 Tübinger Symposium zur Prävention, **Psychologisches Institut der Universität Tübingen**
- 27.03.2003 (09:00 Uhr) Tübinger Symposium zur Prävention 2003, **Tübingen, Deutschland**
- 27.03.2003 (09:00 Uhr) 13th Scientific Convention of the Society for Gestalt Theory and its Applications - **Gesellschaft f. Gestalttheorie u. ihre Anwendungen (GTA), Karlsruhe, Deutschland**
- 28.03.2003 Tübinger Symposium zur Prävention 2003, **Psychologisches Institut der Universität Tübingen**
- 29.03.2003 Tübinger Symposium zur Prävention 2003, **Psychologisches Institut der Universität Tübingen**
- 12.04.2003 (09:00 Uhr) 53. Lindauer Psychotherapiewochen, **Lindau, Deutschland**
- 26.04.2003 (09:00 Uhr) Entspannungstherapiewoche der Psych. Fachgruppe Entspannungsverfahren im BDP, **Klappholttal/Sylt, Deutschland**
- 30.04.2003 (09:00 Uhr) 13. Kissinger Psychotherapiewoche, **Bad Kissinger, Deutschland**
- 22.05.2003 (09:00 Uhr) VIII. European Conference on Traumatic Stress, **Berlin, Deutschland**
- 26.05.2003 (09:00 Uhr) 12. Workshop Psychologie der Arbeitssicherheit und Gesundheit, **Dresden, Deutschland**
- 28.05.2003 Psychotherapie in der Krise? - Die neue Lust auf Sinn und Werte, **Akademie für Psychotherapie und Seelsorge e. V.**
- 28.05.2003 (09:00 Uhr) 4. Internationaler Kongress für Psychotherapie und Seelsorge, **Marburg, Deutschland**
- 29.05.2003 (09:00 Uhr) 3. Workshop-Kongress für Klinische Psychologie und Psychotherapie, **Freiburg, Deutschland**
- 2.06.2003 (09:00 Uhr) 4. DAGG-Sommerakademie, **Granada, Spain, Deutschland**
- 10.06.2003 (09:00 Uhr) 8. Suchttherapietage 2002, **Hamburg, Deutschland**

16.06.2003 (09:00 Uhr) 16. Heidelberger Kongreß des Fachverbandes Sucht e.V., **Heidelberg, Deutschland**

20.06.2003 (09:00 Uhr) Wege aus der Wortlosigkeit - aktuelle Entwicklungen in der Psychotraumatologie, **Heidelberg, Deutschland**

20.06.2003 (09:00 Uhr) 58. Verhaltenstherapie-woche, Sommerprogramm, **Dresden, Deutschland**

07.09.2003 (09:00 Uhr) 16. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie in der

Deutschen Gesellschaft für Psychologie, **Mainz, Deutschland**

21.11.2003 Narratology beyond Literary Criticism, **Forscherguppe Narratology, Hamburg**

---

## Annual Meeting: Society for Applied Anthropology

Marriott Portland Downtown • Portland, Oregon March 19-23, 2003

The 2003 Annual Meeting of the SfAA explores the collaborative efforts in anthropology and reports the research, ideas, and experiences of scholars and practitioners with diverse interests and backgrounds. The sessions, panel discussions, open forums, workshops and posters focus on ways anthropologists and other social scientists collaboratively work on complex issues with other professionals, practitioners, stakeholders, and diverse publics. The meeting invites contributions in all areas of anthropological inquiry, especially in environmental conservation and sustainability, agriculture and development, migration and resettlement, health research and policy, education, urban planning and community development, technology and its social impact, ethnicity, gender, and class, business and work, society and the law, ethnic conflict and human rights, and cultural heritage and historic preservation. In addition to highlighting anthropology's linkages with other disciplines and areas of research and practice, the 2003 meeting addresses the significance of meaningful engagements across disciplinary and professional boundaries.

To recognize and promote collaborative work, we encourage you to participate in this meeting by building innovative bridges across these boundaries. "Building Bridges: Collaborating Beyond Boundaries" exhibits the diversity and strengths of anthropologists and creates a vision of future collaborations with other professionals, researchers, agencies, and communities. This meeting will explore current trends and future paradigms for research, teaching, and application as well as their impacts on important policy issues and public debate.

Program Chair: Sunil Khanna, Oregon State University

Complete information and registration materials are available at the website:

<http://www.sfaa.net/am.html>

## Semiotik und Sozialpsychiatrie Über Sinn und Zeichen einer Fachsprache

Evangelische Akademie Loccum  
24.4.-26.4.2003

Tagungsidee: Sozialpsychiatrie hat ihr Selbstverständnis aus sehr verschiedenen Praxis- und Theoriefeldern heraus entwickelt: komplementär, ambulant, stationär, institutionell, de-institutionell, betreuend, behandelnd, sozio - psycho - pharmako - therapeutisch, psychiatrisch, antipsychiatrisch, sozial- und gesundheitspolitisch etc. Wächst sie aber auch zusammen? Wenn die Praxis so verschiedenartig ist, kann überhaupt ein stimmiges Verständnis von Sozialpsychiatrie entstehen? Worin bestehen die Gemeinsamkeiten? Ist die Sozialpsychiatrie eine „Disziplin“, „Ausdruck von Haltungen“ oder ein „Feld divergierender Interessen“? Solche Fragen betreffen die Grundlagen der Sozialpsychiatrie. Es geht daher auf dieser Tagung darum, basale Fachbegriffe genauer zu untersuchen: „ambulante Versorgungsektor“, „Gesundheitssystem“, „Trialog“, „Institution“, „Milieu“, „therapeutische Handlung“, „Alltag“, „Person“, „subjektive Theorie“, „Gefühl“, „Kommunikation“, „Medikamentenwirkung“, „Placeboforschung“. Die Untersuchung wird hierbei geleitet durch die Semiotik als einer natur- und kulturwissenschaftlichen „Theorie der Zeichen“.

Tagungsstruktur: Auf ein Grundsatzreferat mit zwei anschließenden Sachreferaten aus Semiotik und Sozialpsychiatrie folgen moderierte Podiums- und Plenumsdiskussion mit eingeladenen Experten aus Semiotik und Sozialpsychiatrie. Alle Sitzungen finden im Plenum statt. Es gibt keine Parallelveranstaltungen. In Vorbereitung auf lebendige und präzise Diskussionen haben sich die Referenten, Experten und Moderatoren in Vorab-Gesprächen auf gemeinsame Fragestellungen verständigt.

In fünf Themenbereichen lauten diese:

Was meinen wir in der Sozialpsychiatrie, wenn wir  
in der Alltagsforschung (z.B. Psychoseminare) von „Personen“ und „subjektiven Theorien“,  
in der Emotionsforschung von „Gefühlen“ in  
der therapeutischen Kommunikation,

in der Placeboforschung von der „Wirkung von Medikamenten als Zeichen“,

in der Organisationsforschung von „Handlungen“ in Institutionen (z.B. psychiatrische Abteilungen),

in der Gesundheitssystemforschung von „Versorgungsektoren“ sprechen?

Tagungsziele: Begegnung, von Semiotik und Sozialpsychiatrie, Reflexion der Grundlagen der Sozialpsychiatrie, Vermittlung semiotischer Arbeitsmethoden, Arbeit am sozialpsychiatrischen Selbstverständnis, Anregung neuer und arbeitsteiliger Forschungsprojekte

Zur Semiotik: Zum Selbstverständnis und zur Bedeutung der Semiotik schreibt Roland Posner (Präsident der Internationalen Gesellschaft für semiotische Studien): *„Jeder Mensch benutzt Zeichen und ist an Zeichenprozessen beteiligt. Jede Gesellschaft hat Vorstellungen darüber entwickelt, wie die Zeichen den Menschen helfen, sich in ihrer Umwelt zu orientieren und miteinander umzugehen. Jede Sprache enthält ein umfangreiches Vokabular an Wörtern für Spuren, Indizien, Symptome; Ausdrücken, Äußerungen, Hinweise; Symbole, Interpretationen, Modelle; Mitteilung, Interaktion, Kommunikation. Die etablierten Wissenschaften haben diese verschiedenen Zeichentypen lange als getrennte Erscheinungen betrachtet und sich geweigert, in ihnen ein einheitliches Phänomen zu sehen, das sich theoretisch erfassen lässt. (...) Wer die Zeichenprozesse in all ihren Varianten als einheitliches Phänomen begreift, dessen Auftreten die belebte Natur und die Kulturen der Menschen miteinander verbindet und von der unbelebten Natur unterscheidet, der hat einen Schlüssel in der Hand, um den Geistes-, Sozial-, Ingenieurs- und Naturwissenschaften eine gemeinsame theoretische Basis für eine wohl definierte arbeitsteilige Kooperation zu liefern. Wer das Verhalten von Menschen in ihren*

*Kulturen unter dem Gesichtspunkt seiner Zeichenhaftigkeit zu betrachten gelernt hat, der kann auch das Leben in Familie und Beruf, Wirtschaft und Verwaltung, Kunst und Religion begrifflich als Einheit erfassen und so in seiner disziplinübergreifenden Vielfalt erforschen. Die Semiotik hat sich dies zur Aufgabe gemacht.“*

Warum Semiotik? Die Sozialpsychiatrie ist, wie jedes Fach, auf die Darstellung ihres Gegenstandes in einer Fachsprache angewiesen. Semiotik ist eine Grundlagenwissenschaft der „Darstellung“ ganz allgemein und daher geeignet, die Rolle sozialpsychiatrischer Grundbegriffe zu reflektieren. Dazu bedarf es eines „äußeren“ Standpunktes, der Anregung und quasi „wissenschaftlich geleitete Supervision“ anbietet. Und es bedarf eines „inneren“ Standpunktes, der sich auf die Programmatik und die Fachsprache der Sozialpsychiatrie einlässt. Das obige Zitat wurde ausgewählt, um deutlich zu machen, dass von der Semiotik beide Standpunkte erwartet werden kann. Damit erfüllt die Semiotik eine weitreichende Funktion, die für die genannte Problemstellung nicht schnelle Lösungen, wohl aber einen kohärent voranschreitenden Diskurs verspricht.

Abendveranstaltung: Do. 24.4.2003, 20.00 Uhr: hArt-Times-Theater spielt hArtaud. Antoni Artaud: „Das Fimament“ und „Der Stein der Weisen“. Artaud ist Autor und Theatertheoretiker, der sich - auch vor dem Hintergrund seiner eigenen Psychiatrieerfahrung - intensiv mit dem Thema Sprache auseinandergesetzt hat.

Fr. 25.4.2003, 20.00 Uhr: „Semiotik des Geschmacks“. In einem eher spielerischen Umgang mit Semiotik, soll die Problematik des Sendens und Verstehens von expressiven Botschaften in der Kommunikation anhand einer von zwei Wein-Experten durchgeführten Weinbestimmungsprobe demonstriert werden.

Informationen: Programm, Anmeldung, Zimmerreservierung, Anfahrt unter [www.loccum.de](http://www.loccum.de)

Veranstalter: Medizinische Hochschule Hannover, Abt. Sozialpsychiatrie und Psychotherapie unter Leitung von Prof.Dr. Wielant Machleidt

Tagungsleitung: Dr. Stephan Debus, Medizinische Hochschule Hannover, Abt. Sozialpsychiatrie und Psychotherapie, Carl-Neuberg-Str. 1, D-30625 Hannover, Tel.: ++49-(0)511-532-4981, Fax.: ++49-(0)511-532-2408, E-mail: [Debus.Stephan@mh-hannover.de](mailto:Debus.Stephan@mh-hannover.de)

Tagungsort: Evangelische Akademie Loccum, Münchehäger Straße 6, D-31547 Rehburg-Loccum, E-Mail: [eal@evlka.de](mailto:eal@evlka.de)

Tagungsbüro: Inge Senne, Tel.: 05766/81-115, E-Mail: [Inge.Senne@evlka.de](mailto:Inge.Senne@evlka.de)

An- und Abreise: Shuttlebus von und zum Hbf. Wunstorf (bei Hannover): Mi. 23.4.2003 um 18.00 und Do. 24.4. um 8.00 Uhr und Sa. 26.4. um 13.00 Uhr (bitte unbedingt anmelden)

Tagungsgebühr: 100 Euro vor dem 28.2.2003, 120 Euro ab dem 28.2.2003

Zimmer und Verpflegung: In der Evangelischen Akademie Loccum in der Zeit vom Mittwoch 23.4. (Vorabend der Tagung) bis Samstag, den 26.4. (Abreisetag): 42 Euro/Tag/Person

Bankverbindung der Evangelische Akademie Loccum: Volksbank Loccum (BLZ: 256 625 40) Kontonummer 37 000 200

Mitveranstalter und Sponsoren: Die Tagung wird freundlich unterstützt durch: Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie/Köln, Evangelische Akademie Loccum, Friedrich-Wingert-Stiftung/Hamburg, Deutsche Gesellschaft für Semiotik/Berlin.



„Spinnt Ihr denn? – Patientenbeteiligung, was soll das?“

Jahrestagung der GGFP vom 16. bis zum 18. Mai  
an der Fachhochschule Ravensburg-Weingarten

Auf der diesjährigen Jahrestagung der Gesellschaft für gemeindepsychologische Forschung und Praxis e.V. (GGFP) werden am Beispiel der Psychiatrie die Potentiale und Formen einer Partizipation der Adressaten psycho-sozialer Arbeit an der Gestaltung dieser diskutiert.

Beginnen wird die Tagung am Freitagabend mit einer Positionsbestimmung. Am Samstag werden voraussichtlich Vertreter von psychisch Kranken und deren Angehörige, von Selbsthilfegruppen sowie aus der Medizin, Psychologie und Gemeindepshologie Erfahrungen austauschen und Standards diskutieren. Die Tagung soll mit einer Erklärung (Zielbestimmung) zur Förderung; zu Rahmen-

bedingungen und zur Umsetzung von Patientenbeteiligung am Sonntag enden. Im Rahmen der Jahrestagung findet am Sonntag auch die diesjährige Mitgliederversammlung und die Wahl des neuen Vorstandes statt.

Tagungsort: Fachhochschule Ravensburg-Weingarten, Fachbereich Sozialwesen in 88260 Weingarten

Mitglieder der GGFP erhalten voraussichtlich im Februar eine Einladung mit genauer Programmstruktur. Nähere Informationen sind dann auch über die Geschäftsstelle der GGFP e.V. c/o Albert Lenz, Kielstraße 3, 44145 Dortmund zu beziehen.

(E-Mail: ALBERT.LENZ@T-ONLINE.DE )

Ankündigungen der "Society for Community Research and Action" (SCRA)

Aus: <http://www.apa.org/divisions/div27/>

The Society for Community Research and Action, Division 27 of the American Psychological Association in collaboration with "The Society for App-

lied Anthropology" and "Psychologists for Social Responsibility"

9th Biennial Conference of the Society for  
Community Research and Action

Incorporating Diversity: Moving From Values to Action, June 4 - 7, 2003

on the campus of *New Mexico Highlands University*, Las Vegas, New Mexico.

SCRA is devoted to advancing theory, research and social action. The work of its members promotes positive well-being, empowerment, and the prevention of problems in communities, groups and individuals. Four broad principles guide SCRA:

- 1) Community research and action is an active collaboration between researchers, practitioners and community members, and it uses multiple methodologies.
- 2) Human competencies and problems are best understood by viewing people within their social, cultural and historical context.

3) Change strategies are needed at both the individual and systems level for effective competence promotion and problem prevention.

4) Valid research and action require explicit attention to and respect for diversity based on gender, ethnic or racial group membership, sexual orientation, ability or disability, socioeconomic status, age, and other socially meaningful attributes. We welcome all who share these values.

3. Münchner Tagung für Familienpsychologie  
„Familie leben und gestalten“

17.-18. Juli 2003

Ludwig-Maximilians-Universität München  
Department Psychologie: Persönlichkeitspsychologie, Psychologische Diagnostik  
und Familienpsychologie

Die 3. Münchner Tagung für Familienpsychologie steht diesmal unter dem Motto „Familie leben und gestalten“. Diesem Motto entsprechend sollen aktuelle Arbeiten aus der Grundlagen- und anwendungsorientierten Forschung vorgestellt werden, die

1. inner- und ausserfamiliäre Bedingungen und Auswirkungen des Zusammenlebens in Partnerschaften und Familien in unterschiedlichen Lebensphasen bzw. -kontexten zum Gegenstand haben;
2. über familienpsychologisch fundierte Ansätze berichten, die Paaren und Familien Orientierung und Hilfe bei der Gestaltung ihrer Beziehungen und Lebensbedingungen ermöglichen.

Für den Fall, dass es sich um grundlagenwissenschaftliche Arbeiten handelt, sollten die jeweiligen Anwendungsimplicationen herausgearbeitet werden.

Wir laden Sie herzlich ein, Ihre Forschungsarbeiten im Rahmen dieses bewusst breit angelegten Mottos zu präsentieren. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Münchner Tagungen, bei denen neben eingeladenen Vorträgen lediglich Posterpräsentationen möglich waren, stehen diesmal drei Präsentationsmöglichkeiten zur Verfügung:

Einzelbeiträge (20 Minuten Vortrag, 10 Minuten Diskussion)

Arbeitsgruppen/Symposien (2 Stunden einschließlich Diskussion)

Poster (im Rahmen einer zweistündigen Postersession)

Die Auswahl und thematische Zuordnung der Beiträge wird von einem Programmkomitee vorgenommen. Darüber hinaus wird es eine Reihe von eingeladenen Vorträgen geben. Für Freitag Abend, den 17. Juli 2003 ist ein geselliges Zusammensein mit musikalischen Einlagen vorgesehen.

Die Anmeldung von Beiträgen einschliesslich eines Abstracts mit nicht mehr als 200 Wörtern kann bis zum 15. April 2003 über E-mail: [3.mtff@psy.uni-muenchen.de](mailto:3.mtff@psy.uni-muenchen.de) erfolgen. Die Rückmeldung über die Annahme der Beiträge erfolgt bis zum 1. Mai 2003. Genauere Hinweise zur Gestaltung der Abstracts sowie weitere Informationen zur Tagung finden sich in Bälde auf folgender Internet-Seite: [www.mtff.de](http://www.mtff.de).

Mit den besten Grüßen aus München

Klaus A. Schneewind und Team

5th European Congress on Community Psychology  
Learning Communities, Empowering Organisations  
and Quality of Life in a Changing Society

September 15-19, 2004 in Berlin (Germany)

Text for the first call for papers (3rd revision)

Building communities which enhance the possibilities to achieve individual goals, to foster mutual support and to develop social responsibility is a major future challenge both for individuals and

organisations in a civil society. The "sense of community" always has been a safe and fertile basis for personal and organisational effectiveness, and is now even more important given the context of globalisation.

Today social networks have to struggle with the erosion of traditional communities, the complexity

and uncertainty of "globalisation", and rapid societal change which quite often does not adapt to human and social development. The nature of communities is changing from small and cosy neighbourhoods towards a global complexity of systems which is influencing each other. Social networks have to learn how to cope with new conditions. Empowerment, social responsibility and self regulated learning processes are becoming common values for organisations, social life and individuals.

In this congress, the European Network for Community Psychology together with the German Society for Community Research and Action want to address the role of community psychology and related disciplines for a future civil society. Following issues should be discussed:

How can we build both flexible and sustainable communities in organisations and society?

What can people from diverse cultures and spheres (business and public, various disciplines, professionals and politics, different countries or cultural styles) give to each other in order to achieve the goal of empowering, sustainable and learning communities?

What is the role of health promotion and empowerment for the quality of life in a civil society?

How can we develop learning communities on a wider European level (Western and Eastern Europe)?

A changing world quite often leads to crises in the framework of a society: What are the pre-conditions for learning communities in societal crises?

The topics of the congress will be addressed on the level of the individual (social networks, family), the community, on the organisational level, and on the political/societal level.

#### Key words

Empowerment, health promotion, social networks, globalisation, sense of community, learning communities, social responsibility, civil society, community participation, unemployment, physical and psychological environment,...

Congress languages:

english/german simultaneous translation for the main events will be provided

#### Strategy of the Congress

Title and the call for papers already indicate an extended topic: the idea is to have a European Congress which is able to attract not only community psychologists, but also scientists and practitioners from urban/regional planning, public health, health psychology, health promotion, social work, sociology, anthropology, organisational development, human resources management. The congress should be able to show community psychology as a real "linkage science".

How many people will participate (estimated)?

300 - 400 (high)

200 (low)

Congress fee:

Euro 300,- (includes all main sessions and working groups and main papers)

There will be an extra fee for small group workshops (1-2-days) and special events

Time Schedule:

September 2004: the city of Berlin would be attractive to visit (weather); it would fit well in an European time schedule concerning universities and other congresses.

Suggested dates:

15.9. - 19.9.2004

Venue:

Free University Berlin

Structure:

According to the topic and the goals of the congress the structure should facilitate „community building“.

As a consequence from former congresses, we will try to allow extended discussion sessions on congress topics. Nevertheless, we need some well-known key-notes to attract people. Key-notes could also be part of a separate program for the public of Berlin (Urania Congress Hall).

The basic dilemma of most scientific congresses seems to be the following: Most organisers and participants wish to have the possibility of getting as much information as possible, getting an overview over the respective field, meeting interesting colleagues and discussing the results of the presented research. The structure of most congresses on the other hand hinders the fulfilment of these wishes. Because many participants are paid travelling expenses by their home institutions only when presenting a paper a great number of presentations has to be accepted. Therefore there is a need to provide parallel sessions – a structure which makes it impossible to get an overview over the whole congress.

In order to handle this problem, the following congress organisation is proposed:

We will try to link congress participants and invited keynote speakers to a larger degree than usual. During the symposia, participants will be asked to develop questions to ask to the keynote speakers.

We will also ask the keynote speakers to be present in the respective symposia.

At the end of every day (from 16 until 18) the questions and result of the symposia will be presented to the whole congress audience and the key-note speakers will be asked to give answers to the questions and discuss them with the audience. This would give the participants the possibility to hear about the other topics and particularly to discuss important topics with the keynote speakers.

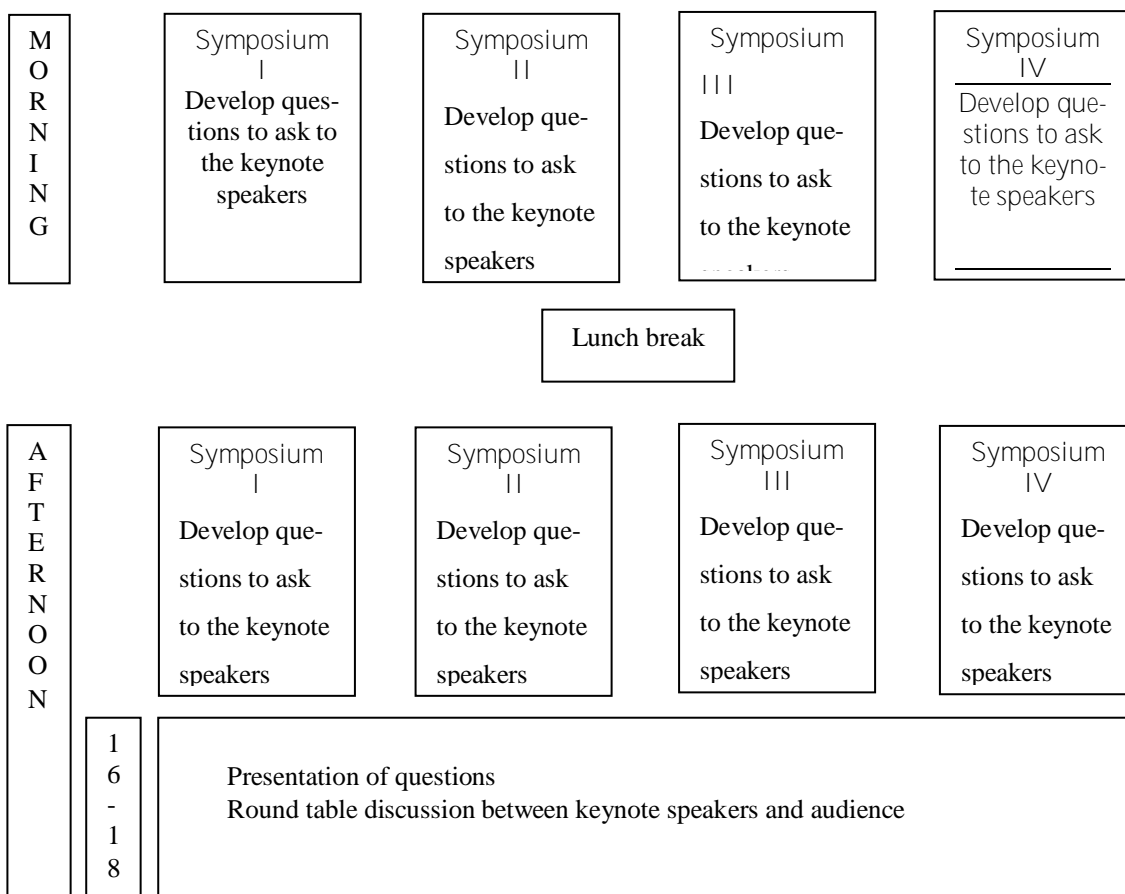
Congress scheme

First day:

Presentations of the keynote speakers who introduce the topics of the symposia.

Second until fourth day:

During these days the following scheme will be executed:



Keynote invitations

They should be put out early (as soon as we have fixed some financial support - at the latest end of 2002).

Keynote speakers should cover the main topics of the congress and should be able to attract

groups outside of community psychology. Therefore, the European CP Group should be extended by *international keynote-speakers outside the cp-group like:*

Manuel Castells (San Francisco, USA)  
Ralph Dahrendorf (Oxford, UK and Germany)

David Fetterman, (Stanford University, USA)  
Ilona Kickbusch (Yale University, USA) (ap-  
proved)  
Seymour Sarason (Yale, if he is still in good  
health)  
Irma Serrano-Garcia (Puerto Rico University)  
Saul Fuks (Argentina) or an other South-  
american speaker  
Zygmunt Bauman (Poland)  
Ulrich Beck (Munich, Germany)  
Anthony Giddens (London School of Econom-  
ics, UK)

Of course, there should be also keynote speakers from ENCP!

Additional Activities:

Community Psychology Bustour to Berlin CP  
Agencies  
Round-Tables and Consultations with Berlin  
CP Agencies  
Summer School, e.g. Workshops and Courses

Scientific Committee (proposal - to be ex-  
tended):

Jarg Bergold, Heiner Keupp, Frank Nestmann,  
Wolfgang Stark (Germany)  
Donata Francescato, Caterina Arcidiacono,  
Bruna Zani (Italy)  
Jim Orford, David Fryer (Great Britain)  
Jose Ornelas (Portugal)  
Alipio Sanchez, Gonzalo Musitu (Spain)  
Arvid Skutle (Norway)  
Clemens Hosman (Netherlands)

Local Organising Committee  
Jarg Bergold et al.

## 17th Annual Conference of the European Health Psychology So- ciety (EHPS)

Island of Kos, Greece, September 24-27, 2003

The conference is organized by the EHPS, in colla-  
boration with the Hellenic Institute of Psychology  
and Health and the University of Athens.

European Health Psychology Society  
(EHPS)

EHPS is an academic and professional organisation  
which aims to promote research in, and application  
of, health psychology in Europe. It was formed in  
1986 and this is the 17th conference of EHPS. Fur-  
ther information about EHPS can be obtained from  
the website [www.ehps.net](http://www.ehps.net)

Main Topics

The conference theme pertains to Gender, Culture  
and Health, however, any contribution related to the  
following domains are welcome:

General Concepts and Methodology, Biological  
Foundations of Behaviour and Psychological Pro-

cesses, Health Behaviour and Health Promotion,  
Illness Behaviour and Related Interactions, Psycho-  
logy and Health Care, Practical and Professional  
Issues.

Keynote lectures

Keynote speakers confirmed so far:

- 1) Janice Kiecolt-Glaser (USA): "Love, marriage, stress hormones and wound healing: How close relationships influence health?"
- 2) Bernard Rimé (Belgium): "Social sharing of emotions, health and well being"
- 3) John Weinman (UK): "Making sense of illness and treatment: A self-regulatory approach"

## Conference President

Tanya Anagnostopoulou (Hellenic Institute of Psychology and Health)

## Contact Information

For further information about the conference please e-mail ehps2003@otenet.gr or ipsy@otenet.gr

The Scientific Committee would appreciate receiving proposals for:

Paper presentations (P)

Interactive poster presentation (I)

Symposia (S)

Round tables (R)

Workshops (W)

## Posters

A poster should not exceed the following size: 70 cm. wide x 100 cm. high. Prizes will be awarded to the three best interactive posters. Deadline for submission of posters is May 31, 2003

## Symposia

The symposium convenors should take care to include in the proposal: a) title of topic, b) her/his own name and address and e-mail address, c) contents of the symposium, d) names and addresses of all other participants, and titles of presentations. Each symposium should include 5 participants, preferably from different countries, and each speaker will be allocated approximately 15 minutes for presentation and 5 minutes for discussion. One of the 5 participants may lead the discussion. Symposia will last for 1 hour and 40 minutes, including discussion time. All abstracts for a symposium should be submitted together by the symposium convenor.

## Round tables

Round tables will differ from symposia in that they will have shorter presentations and longer duration of discussions. Round tables are preferred for topics related to training, research collaboration, controversial issues, etc. All abstracts for a round table should be submitted together by the convenor.

## Workshops

A small number of workshop proposals will be accepted. These will be run by the proponent(s), during the conference, lasting from 2 to 4 hours. A two-day workshop for young researchers will be offered preceding the conference. Please indicate on the form whether you are interested in participating.

## Guidelines

The Scientific Committee will welcome proposals submitted either by ordinary mail or e-mail. No proposal will be accepted by fax. A form is included and can be obtained from our web site.

The deadline for proposals will be February 14, 2003.

Decisions will be communicated by April 15, 2003.

All proposals must be typed on the provided forms. Typing must be single spaced, with normal characters, within the form frame.

Each proposal abstract should contain a title, the names of the authors and of institution (in short), the complete address, the e-mail address of the author who will deliver the presentation (the name of the presenter has to be underlined).

An indication of the kind of the type of proposal (P, I, S, R, W) (see abstract form) is necessary, also whether or not the presentation is proposed for a symposium. Abstracts submitted separately will be considered for inclusion in the most appropriately-themed session.

All proposal abstracts must be submitted in paper format (6 copies) with diskette version (preferably Word, or Word Perfect), using text only format. Together with the diskette, enclose the original abstract form plus 5 copies.

An abstract of no more than 250 words is required, containing as clearly separated paragraphs the aims of the study, problems addressed or hypotheses tested, methods used, results and conclusions. Abstracts accepted will be published in an Abstract Book.

# INFORMATIONEN ZUR PRÄVENTION UND GESUNDHEITSFÖRDERUNG



## Internationale Union für Gesundheitsförderung und -erziehung (IUHPE)

Mitglied werden in einer Fachorganisation für die Gesundheitsförderung in Europa

Die Internationale Union für Gesundheitsförderung und -erziehung (IUHPE) wurde 1951 in Paris gegründet, um in einem internationalen Austausch wirkungsvolle Ansätze der Gesundheitsförderung zu entwickeln.

Seit einigen Jahren geschieht dies auf der Grundlage der Ottawa-Charta für Gesundheitsförderung der WHO mit dem Ziel, eine Professionalisierung der Gesundheitsförderung und eine gesundheitsfördernde Politik auf der Ebene von Gemeinden, Regionen und Ländern zu unterstützen.

Die Arbeit der Mitglieder der IUHPE wird durch Regional-Büros unterstützt. Der Schwerpunkt der bisherigen Aktivitäten lag bisher im englisch-, französisch- und spanisch sprechenden Ländern. Um für den deutschsprachigen Bereich den Rahmen der IUHPE als internationaler Fachorganisation besser nutzen zu können, werben wir für die Mitgliedschaft und die Bildung einer deutschsprachigen Sektion.

Die IUHPE führt vergleichende Studien zur Effektivität und Effizienz von Maßnahmen der Gesundheitsförderung und zur Qualitätsentwicklung durch,

unterstützt die Mitglieder in deutschsprachigen Regionen Europas durch eine Fachzeitung und regelmäßige Tagungen.

Aktivitäten der neu zu bildenden deutschsprachigen Sektion sollen die fachlichen Interessen von Mitgliedern wirksamer als bisher unterstützen.

Wir laden daher zu einer aktiven Mitwirkung ein, um die Gesundheitsförderung in einem europäischen Rahmen fachlich angemessen zu gestalten. Übermitteln Sie bitte Ihr Interesse auf dem beiliegenden Rückmeldebogen. Möglich sind persönliche als auch institutionelle Mitgliedschaften.

Das Europa-Institut an der Hochschule Magdeburg-Stendal wird den Aufbau einer deutschsprachigen Sektion der IUHPE aktiv unterstützen. Interessensbekundungen zur Mitarbeit können gerichtet werden an:

✉ IUHPE- Kontaktstelle Deutschland am Europa-Institut der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH), Breitscheidstr. 2, 39114 Magdeburg, Tel. 0391/8864294, E-mail: sabine.schaller@sgw.hs-magdeburg.de

Rückmeldebogen

IUHPE ( [www.iuhpe.org](http://www.iuhpe.org) )

Kontaktstelle IUHPE  
am Europa-Institut der  
Hochschule Magdeburg-Stendal FH  
FB Sozial- und Gesundheitswesen  
  
z.Hd. Frau Sabine Schaller  
  
Breitscheidstr. 2  
  
39114 Magdeburg  
  
Fax: 0391-8864736

Name: .....  
Organisation: .....  
Adresse: .....  
.....  
Tel: .....  
Fax: .....  
E-mail: .....

Ich bin/wir sind an einer Mitgliedschaft in der Internationalen Union für Gesundheitsförderung und -erziehung interessiert.

- als individuelles Mitglied
- als institutionelles Mitglied

Von einer deutschsprachigen Sektion erhoffe ich mir Initiativen und Aktivitäten vor allem in den folgenden Bereichen:

.....  
.....

In den folgenden Bereichen könnten wir eigene Angebote einbringen.

.....  
.....

Ich/wir bitte(n) um Zusendung von Mitgliedsanträgen.

Datum: ..... Unterschrift: .....



INTERNATIONAL UNION FOR  
HEALTH PROMOTION AND EDUCATION

Founded in Paris in 1951

Mission

The mission of the IUHPE is to promote global health and contribute to the achievement of equity in health between and within countries of the world. The IUHPE fulfils its mission by building and operating an independent, global, professional network of people and institutions to encourage the free exchange of ideas, knowledge, know-how, experiences, and the development of relevant collaborative projects, both at global and regional levels.

Goals

Advocate for health

to advocate for actions that promote the health of populations throughout the world;

Build knowledge of effective health promotion and health education

to develop the knowledge base for health promotion and health education;

Improve effectiveness of policy and practise

to improve and advance the quality and effectiveness of health promotion and health education practice and knowledge;

Build capacity for health promotion and health education

to contribute to the development of capacity in countries to undertake health promotion and health education activity.

Objectives

advocating for investment in health promotion and health education by governments, inter-governmental organisations, nongovernmental organisations and the private sector;

building alliances and partnerships amongst all sectors, based on agreed ethical principles, mutual understanding and respect;

advocating for changes, in policy and practice of governments at all levels, organisations and sectors, that influence the determinants of the health of populations;

undertaking activities that contribute to the development of knowledge and practice that further the field of health promotion and health education;

disseminating evidence-based knowledge and practical experience in health promotion and health education;

providing mechanisms for the exchange of ideas, experience and knowledge that promote health;

providing a global forum for mutual support and professional advancement of its members.

International Union for Health Promotion  
and Education Headquarters

✉ 2, rue Auguste Comte

92170 Vanves (Paris) France

TEL.: (33) 1 46 45 00 59

FAX.: (33) 1 46 45 00 45

Executive Director : Marie-Claude Lamarre

E-mail : [mclamarre@iuhpe.org](mailto:mclamarre@iuhpe.org)

Website: [www.iuhpe.org](http://www.iuhpe.org)

Bericht

über ein Planungstreffen für eine deutschsprachige Sektion der Internationalen Union für Gesundheitsförderung und -erziehung (IUHPE) anlässlich der Sommerakademie zur Gesundheitsförderung am 13. 9. 2002 in Magdeburg

Prof. Dr. Eberhard Göpel (Hochschule Magdeburg-Stendal (FH))

Ausgangspunkt des Planungstreffens war die Erkenntnis, dass das Wirken der IUHPE als internationaler Fachgesellschaft für die Entwicklung der Gesundheitsförderung in Europa in den deutschsprachigen Ländern kaum bekannt ist. Grund ist die Tatsache, dass die Kommunikation der IUHPE bisher lediglich in Englisch, Französisch und Spanisch erfolgte und die beiden nationalen „Trustee members“ in Deutschland, die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) und die Bundesvereinigung für Gesundheit (BfGe) nach einer Phase starken Engagements für die IUHPE in den 70er und frühen 80er Jahren ihre Bemühungen um eine aktive Verbreitung der Projekte und Veranstaltungen und der Mitwirkungsmöglichkeiten für Einzel-Mitglieder in der IUHPE weitgehend eingestellt hatten.

Ebenso wie in Deutschland war auch in der Schweiz und in Österreich bisher kaum über die Aktivitäten der IUHPE öffentlich informiert worden.

Andererseits hat die IUHPE als Fachgesellschaft in den letzten Jahren aber maßgeblich an der Entwicklung einer wissenschaftlich fundierten Gesundheitsförderung und einer Professionalisierung dieses Arbeitsbereiches in Europa beigetragen. Mit den Studien und Tagungen zu Effectiveness und Efficiency in Health Promoting, dem European Health Promotion Indicator Development Project (EUHPID) und der Unterstützung des European Master in Health Promotion (EUMAHP) sowie mit den Fachzeitschriften „Promotion and Education“, „Health Promotion International“ und dem online-Journal „Reviews in Promotion and Education“ ([www.rhpeo.org](http://www.rhpeo.org)) sind wichtige Beiträge zur Entwicklung einer wissenschaftlich begründeten Gesundheitsförderungs-Politik in Europa geleistet worden.

Auf meine Anfrage hin hatten sich sowohl die Schweizer Stiftung Gesundheitsförderung, der Fonds Gesundes Österreich und die BZgA bereit erklärt, gemeinsam über eine Unterstützung und In-

tensivierung der IUHPE-Aktivitäten in den deutschsprachigen Regionen Europas im Rahmen der Sommerakademie zu beraten.

Der Vorstand der BfGe hatte in seiner Vorstandssitzung am 29. 8. 02 befunden, dass er angesichts der begrenzten Kapazitäten der BfGe gegenwärtig keinen Beitrag zur Unterstützung einer deutschsprachigen Sektion der IUHPE leisten könne und wolle und mich entsprechend in einem Brief des Geschäftsführers informiert.

Eine Anfrage beim BMG in Bonn hatte ergeben, dass dort eine stärkere Beteiligung deutschsprachiger PraktikerInnen und WissenschaftlerInnen an europäischen Projekten und Programmen grundsätzlich befürwortet wird, aber zumindest aktuell dafür keine zusätzlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden könnten.

Bemühungen um eine stärkere Verbreitung der IUHPE-Aktivitäten müssen daher gegenwärtig im deutschsprachigen Raum von den „National Trustee Members“, weiteren Mitgliedsorganisationen und neu zu gewinnenden Einzelmitgliedern getragen werden.

Ursel Broesskamp-Stone (Schweizer Stiftung für Gesundheitsförderung), Dr. Klaus Ropin (Fonds Gesundes Österreich) und Helene Reemann (BZgA) erklärten dazu ihr grundsätzliches Einverständnis im Rahmen der Handlungsmöglichkeiten ihrer Organisationen.

Auch Dr. Karl Kuhn (BAuA Dortmund) erklärte seine Bereitschaft, Aktivitäten der IUHPE im Rahmen der betrieblichen Gesundheitsförderung aktiv zu unterstützen. Auch seitens des BV der BKK, des AOK BV und des BV der IKK wurde Interesse an einer Mitgliedschaft und Mitwirkung in der IUHPE signalisiert.

Als mögliche Aktivitätsfelder wurden genannt:

Fachtagungen und Workshops, Übersetzungen von Fachpublikationen für größere Anwendungsbereiche und grössere Nutzer-Kreise, Entwicklungs- und Evaluationsstudien, Fort- und Weiterbildung, Bera-

tungen und Stellungnahmen zu aktuellen Entwicklungen im Bereich der Gesundheitsförderung, Unterstützung kooperativer Programm- und Projekt-Planungen..

Inhaltlich wurde das größte Interesse für die Bereiche setting-orientierte und betriebliche Gesundheitsförderung, „Gesunde Organisationen“, Lebensqualität in Stadtteilen und Gemeinden, Evaluation und Dokumentation in der Gesundheitsförderung, Soziale Inklusion und Abbau sozialer und gesundheitlicher Benachteiligungen, Mentale und psychische Gesundheit, Intersektorale Kooperationen, Strategie-Entwicklung und Vertretung einer Gesundheitsförderungs-Politik im politischen Raum geäußert.

Aktivitäten einer deutschsprachigen Sektion der IUHPE sollten sich vor allem auf den Informations- und Erfahrungsaustausch unter den Mitgliedern, Nutzung des Experten-Netzwerkes der ENHPA, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und Aufbau einer wirkungsvollen Gesundheitsförderungs-Forschung, Wissensmanagement für „good practice“ über den Aufbau einer entsprechenden Datenbank (Ein gutes Beispiel bietet die Health Development Agency in England unter [www.hda-online.org.uk](http://www.hda-online.org.uk) und die Schweizer Stiftung Gesundheitsförderung unter [www.quint-essenz.ch](http://www.quint-essenz.ch)), Unterstützung von Hospitationen, Austausch von PraktikerInnen und Kooperations-Projekten.

Hingewiesen wurde auf die Möglichkeit, bestehende Webseiten intensiver zu nutzen. Dazu zählen die Webseiten der drei deutschsprachigen Agenturen:

[www.fgoe.org](http://www.fgoe.org)  
[www.promotionsante.ch](http://www.promotionsante.ch)  
[www.bzga.de](http://www.bzga.de)  
und [www.BAUA.de](http://www.BAUA.de),

die Webseiten der IUHPE  
[www.iuhpe.org](http://www.iuhpe.org)  
und [www.rhpeo.org](http://www.rhpeo.org)

die Webseite des European Network of Health Promoting Agencies (ENHPA) [www.EuroHealthNet.org](http://www.EuroHealthNet.org), des Regionalbüro Europa der WHO in Kopenhagen ([www.who.dk](http://www.who.dk)) und der EU-Direktion SANCO ([http://europa.eu.int/comm/health/index\\_de.htm](http://europa.eu.int/comm/health/index_de.htm))

1) und des EUMAHP-Studienganges in Magdeburg ([www.sgw.hs-magdeburg.de/eumahp](http://www.sgw.hs-magdeburg.de/eumahp)).

Um noch eine größere Beteiligung von Einzelmitgliedern, Studierenden und Organisationen, die im Bereich der Gesundheitsförderung tätig sind zu erreichen, erklärte sich Prof. Göpel bereit, eine Kontaktstelle für Mitglieder-Aktivitäten der IUHPE am Europa-Institut der Hochschule Magdeburg einzurichten und mit Unterstützung der Geschäftsstelle der IUHPE in Paris und den National Trustee Members in Deutschland, Österreich und der Schweiz eine aktivere Mitglieder-Werbung und -betreuung für die IUHPE zu initiieren.

John Davies als Vize-Präsident der IUHPE für Europa sagte zu, diese Bemühungen zu unterstützen, da die IUHPE sehr daran interessiert sei, dass die deutschsprachigen Regionen als größte Sprachgruppe in Europa stärker als bisher an der Ausgestaltung einer Gesundheitsförderungs-Politik für Europa beteiligt sei.

Eine entsprechende Unterstützung durch die drei nationalen Agenturen in Deutschland, der Schweiz und Österreich und deren verstärkte Zusammenarbeit untereinander und mit ihren europäischen Partnerorganisationen im Rahmen der IUHPE würde sehr geschätzt.

Durch die Arbeit der begleitenden Studien- und Forschungs-Netzwerke (EUMAHP, EUHPID) und der europäischen Praxis-Netzwerke der Gesundheitsförderung könne mit Unterstützung des neuen Aktionsprogramms für Gesundheit der EU für die Jahre 2003 – 2008 eine stabile Grundlage für eine europäische Gesundheitsförderungs-Politik geschaffen werden, die durch die IUHPE fachlich begleitet und unterstützt werden sollte.

Die nächste SommerAkademie vom 8. – 12. 9. 2003 in Magdeburg und ähnliche Veranstaltungen in der Schweiz und in Österreich könnten den fachlichen Austausch zwischen IUHPE-Mitgliedern fördern und zum Anlass für gemeinsame neue Planungen und Projekte werden.

Durch die Mitwirkung der BZgA, der Schweizer Stiftung für Gesundheitsförderung und des Fonds Gesundes Österreich könnte eine deutschsprachige Sektion der IUHPE sicherlich auch für die Ausgestaltung des Deutschen Forums für Prävention und Gesundheitsförderung ihre Expertise und Kompetenz zur Verfügung stellen und die Entwicklung

einer Gesundheits-förderungspolitik in den deutschsprachigen Regionen Europas fachlich stärken.

Als nächste Schritte wurden verabredet:

1. Die VertreterInnen der nationalen Agenturen klären in ihren Organisationen, welche Aktivitäten (Veranstaltungen, Bildungsangebote, Veröffentlichungen, Projekte u. ä.) im nächsten Jahr auch für die Unterstützung von IUHPE-Aktivitäten im deutschsprachigen Raum angeboten werden können und informieren sich untereinander und die IUHPE-Mitglieder in der deutschsprachigen Region über die Kontaktstelle in Magdeburg.
2. Mit Unterstützung des EUMAHP-Studienganges wird an der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH) eine Kontaktstelle für deutschsprachige Mitglieder der IUHPE eingerichtet, die sich in Absprache mit dem Vize-Präsidenten der IUHPE, der Geschäftsstelle in Paris und den nationalen Agenturen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz um eine aktive Mitgliederwerbung und -kommunikation und eine Belegung der IUHPE-Aktivitäten im deutschsprachigen Raum bemüht.

InteressentInnen können sich ab sofort wenden an:

- ✉ Kontaktstelle IUHPE, am Europa-Institut für Angewandte Sozial, Human- und Gesundheitswissenschaften der Hochschule Magdeburg-Stendal (FH), Frau Sabine Schaller, Postfach 3680, 39011 Magdeburg, Tel.: 0391 – 886 4294
3. Spätestens zur nächsten SommerAkademie am 8. – 12. 9. 2003 in Magdeburg, evtl. aber bereits zu einem Treffen im Frühjahr 2003, erfolgt eine Einladung an alle deutschsprachigen IUHPE-Mitglieder, über die Gestaltung wirksamer Kommunikations- und Arbeitsformen innerhalb der IUHPE und gegenüber der Fach-Öffentlichkeit in den deutschsprachigen Ländern und Regionen gemeinsam zu beraten und zu beschließen. Bis dahin werden alle Vorschläge gesammelt und über eine email -Liste zur Diskussion gestellt.

### Initiative ZukunftsFonds Gesundheitsförderung

1. Eine neue Phase der Gesundheitspolitik  
Seit den ersten bundesweiten Gesundheitstagen in den 80 -iger Jahren sind viele neue Ideen und Projekte entwickelt und erprobt worden, die zu einer stärkeren Würdigung der Eigenkompetenz und Selbstbestimmung der Menschen im Gesundheitsbereich und zu neuen Ansätzen einer alltagsbezogenen Gesundheitsförderung beitragen. Hierzu zählen z.B. :

Konzepte für eine wirkungsvolle Unterstützung von Selbsthilfe-Aktivitäten durch öffentliche Kontakt- und Informationsstellen

Konzepte für ganzheitliche Therapie- und Rehabilitationsformen, die die gesundheitlichen Kompetenzen der Patienten nutzen und fördern.

Konzepte für eine wirkungsvolle Vertretung von Patienteninteressen in der Krankenversorgung, die zu einer Qualitätsverbesserung beitragen können.

Konzepte für eine betriebliche Gesundheitsförderung, die die Arbeitsbedingungen mit den Beteiligten prüft und gestaltet.

Konzepte für differenzierte Formen der Gesundheitsförderung für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Bedürfnissen und Wertvorstellungen.

Konzepte für eine gesundheitsfördernde Organisationsentwicklung in den Institutionen des Alltagslebens (Kindergärten, Schulen, Hochschulen, Verwaltungen, Krankenhäuser, Heime, Gefängnisse).

Konzepte für eine gemeinwesenorientierte, kommunale Gesundheitsförderung, die eine aktive Bürgerbeteiligung für eine nachhaltige Stadtentwicklung unterstützen u.a.m.

Dieser Konzept-Reichtum war allerdings bisher mit dem materiellen Reichtum in dieser Gesellschaft noch wenig verknüpft.

Es wird Zeit, daß sich dieser Zustand ändert.

Auch für die Arbeit des beim Bundesministerium für Gesundheit neu gebildeten Forum für Prävention und Gesundheitsförderung bildet die Sicherung einer hinreichenden Finanzierungs-Grundlage für Gemeinschaftsaktivitäten eine grundlegende Voraussetzung für erfolgversprechende Initiativen.

Gute Ideen benötigen eine breit angelegte gesellschaftliche Unterstützung und eine hinreichende finanzielle und organisatorisch-rechtliche Absicherung. Dies gilt nicht nur für technologische, sondern auch für soziale und kulturelle Innovationen.

Mit der Initiative „Zukunftsfonds Gesundheitsförderung“, die im Rahmen der Kooperation der Gesundheitsakademie mit der Fachhochschule Magdeburg gestartet wurde, wollen wir dazu beitragen, auf der Grundlage eines allgemein erklärten politischen Willen zum Ausbau von Prävention und Gesundheitsförderung in Deutschland nun auch die notwendigen rechtlichen, organisatorischen und finanziellen Rahmenbedingungen für eine wirkungsvolle Gesundheitsförderung im Sinne der Ottawa-Charta der WHO in Deutschland zu schaffen und die entsprechenden Konzepte zu realisieren.

Nachdem in mehreren anderen Ländern bereits erfolgreich die Einrichtung von rechtlich selbständigen Stiftungen und Fonds zur Finanzierung der Gesundheitsförderung realisiert wurde, schlagen wir auch für die Bundesrepublik diesen Ansatz vor, um mehrere gesundheitspolitische Ziele wirkungsvoll zu bündeln:

1. Ein öffentlicher „Zukunftsfonds Gesundheitsförderung“ kann eine systematische Diskussion über gesundheitspolitische Entwicklungsziele in der Öffentlichkeit etablieren und eine Konsensbildung über wünschenswerte Zukunftsentwicklungen unterstützen.
2. Eine Fonds-Konstruktion, die auch private Beteiligungen, Zuwendungen und Schenkungen für wirkungsvolle Maßnahmen der Gesundheitsförderung honoriert und würdigt, eröffnet eine positive Identifikationsmöglichkeit für Menschen, die bereit sind, für eine ökologisch nachhaltige, solidarische und gesundheitsfördernde Form des Zusammenlebens in ihrem Lebens- und Arbeitszusammenhang auch persönlich zu investieren.
3. Eine Fonds-Konstruktion, die es Menschen mit guten Ideen und Konzepten ermöglicht, diese

durch unbürokratische Formen öffentlicher Unterstützung auch zu realisieren, stärkt das öffentliche Engagement und fördert soziale und kulturelle Innovationen.

4. Eine Fonds-Konstruktion, die durch öffentliche Abgaben auf gesundheits-schädigende Produkte deren Verbreitung einschränkt und gesundheitliche Präventionsmaßnahmen unterstützt, erhöht die Glaubwürdigkeit und die Wirkung öffentlicher Gesundheitspolitik.

## 2. Das Ziel der Initiative

Die Initiative Zukunftsfonds Gesundheitsförderung verfolgt das Ziel, im Kontext des Deutschen Forum für Prävention und Gesundheitsförderung eine assoziative Fonds-Struktur durch die Verbindung eines Bundes-Fonds sowie kooperierender Landes- und Gemeinde-Fonds für die Gesundheitsförderung in Deutschland unter der gemeinsamen programmatischen Zielsetzung der Ottawa-Charta für Gesundheitsförderung der WHO zu errichten.

Der Zukunftsfonds Gesundheitsförderung soll Mitglied des International Network for Health Promoting Foundations der WHO werden und sich im europäischen Kontext auch um eine internationale Zusammenarbeit mit ähnlichen Organisationen wie z.B. der Schweizer Stiftung für Gesundheitsförderung und dem Fonds Gesundes Österreich bemühen.

Zu diesem Zweck soll ein von einer breiten gesellschaftlichen Unterstützung getragener Förder-Rahmen für Projekte und Initiativen der Gesundheitsförderung in Deutschland auf der Ebene der Gemeinden, der Länder und des Bundes in Form einer kooperativen und entwicklungs-offenen Stiftungsstruktur geschaffen werden.

Durch den Aufbau einer eigenen öffentlichen Infrastruktur sollen die zentralen Handlungsziele der Ottawa-Charta:

- Entwicklung einer gesundheitsfördernden Gesamtpolitik
- Gesundheitsförderliche Lebenswelten schaffen
- Gesundheitsdienste neu orientieren
- Gemeinschaftsaktivitäten unterstützen
- Persönliche Kompetenzen entwickeln und fördern

in Deutschland künftig wirksamer als bisher realisiert werden.

3. Eine vernetzte Stiftungsstruktur, die lernfähig und entwicklungs offen ist.

Eine gegliederte Fonds-Struktur entspricht der föderalen politischen Struktur der Bundesrepublik Deutschland und erlaubt, Initiativen und Aktivitäten auf allen politischen Ebenen in einer partizipativen Form auf der Grundlage der Ottawa-Charta zur Gesundheitsförderung zu verbinden.

Es entspricht den Zielsetzungen der Ottawa-Charta, daß das primäre Wirkungsfeld der Gesundheitsförderung auf der Ebene der Städte und Gemeinden in der Ausgestaltung einer beteiligungsorientierten kommunalen Gesundheitsförderung zu suchen ist.

Die Lebenswelt der Bürgerinnen und Bürger in den Städten und Gemeinden steht dabei im Vordergrund. Kommunale Bemühungen wie das Gesunde-Städte-Netzwerk oder die Initiativen zur Umsetzung der „Lokalen Agenda 21“ bieten Anknüpfungspunkte für die Gründung und Tätigkeit von Gemeinde-Stiftungen im Rahmen des Zukunfts-Fonds Gesundheitsförderung.

Aufgabe der *Gemeinde-Fonds* in dieser Verbundstruktur ist es, für gemeindenah e Projekte und Initiativen im Bereich der Gesundheitsförderung wirkungsvolle Unterstützungsformen zu entwickeln.

Die Förderung durch die Gemeinde-Fonds sollte unter anderem folgende Kriterien berücksichtigen:

- Bürgerbeteiligung an Planungs- und Entwicklungsaufgaben zu unterstützen
- soziale Benachteiligungen und gesundheitliche Risiken bzw. Gefährdungsstrukturen abzubauen
- vorrangige Förderung innovativer und kreativer Projekte, die Übertragungsansätze zulassen („models of good practice“)

Die Entwicklung der Gemeinde-Fonds soll durch eine gesetzliche Änderung der Erbschaftsregelungen unterstützt werden, indem für den Nachlass eine 15 – prozentige Abgabe an eine gemeinnützige Organisation eigener Wahl verpflichtend gemacht wird und dadurch lokale Projekt u.a. über einen Gemeinde-Fonds „Gemeinwohl und Gesundheit“ gefördert werden können.

Die großen regionalen Unterschiede und die Tatsache, daß viele öffentliche und verbandliche Unterstützungsmöglichkeiten eher oder ausschließlich auf der Landes- und Bundesebene zugänglich sind,

machen allerdings auch Aktivitäten auf der Landes- und Bundesebene notwendig.

Aufgabe der *Landes-Fonds* ist es dabei, die Gründung von Gemeinde-Fonds zu unterstützen, koordinierend und ausgleichend zwischen den Kommunen tätig zu werden sowie landesweite Gesundheitsförderungs-Projekte und -Initiativen zu fördern.

Die Förderung durch die Landes-Fonds sollte unter anderem folgende Kriterien berücksichtigen:

- modellhafte Erprobung von Projekten in der Gesundheitsförderung in ausgewählten Regionen
- vorrangig Förderung von Projekten in „benachteiligten“ Regionen bzw. für „benachteiligte“ Zielgruppen
- Berücksichtigung der gesundheitspolitischen Ziele des Landes

Die Bildung der Landes-Fonds kann durch eine Pool-Bildung der GKV-Aufwendungen nach § 20 SGB V bei den Landesvereinigungen für Gesundheit unterstützt werden.

Aufgabe des *Bundes-Fonds* ist es in diesem Zusammenhang, koordinierend und subsidär ausgleichend zwischen den Bundesländern tätig zu werden und bei übergreifenden, bundesweiten gesundheitlichen Problemlagen, wie zum Beispiel den gesundheitlichen Auswirkungen langanhaltender Arbeitslosigkeit und Armut, in Abstimmung mit den Landes- und Gemeinde-Fonds auf der Bundesebene durch Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungen und Projekte initiativ tätig zu werden.

Die Förderung durch den Bundes-Fonds sollte unter anderem folgende Kriterien berücksichtigen:

- Entwicklung von öffentlichen Vorbild- und Leitfunktionen
- Aktivierung von Entwicklungspotentialen in Problemregionen
- Beitrag zu einer gesundheitsfördernden Gesamtpolitik

Der Bundes-Fonds soll hierfür eine koordinierende Funktion in Abstimmung mit anderen bundesweiten Vereinigungen und Verbänden, wie der Deutschen Hauptstelle gegen die Suchtgefahren, dem Gesunde-Städte-Netzwerk u.ä. übernehmen und durch die Bundesvereinigung für Gesundheit gebildet werden.

Der Bundes-Fonds soll auf der Grundlage eines Gesundheitsförderungsgesetzes nach österreichischem Vorbild durch Bundes-Zuschüsse gebildet werden.

Die dafür notwendigen Einnahmen des Bundes werden nach dem Prinzip der Ökosteuer durch eine schrittweise Erhöhung der Abgaben auf gesundheitsschädliche

Waren und Produkte gewonnen.

Dadurch werden nicht nur unmittelbar suchtpreventive Wirkungen durch Verteuerung des Vertriebes von Tabak und Alkohol erzielt, sondern auch dringend benötigte Mittel für präventive Gesundheitsförderungs-Programme etwa für Kinder und Jugendliche gewonnen.

Die Auswertung der internationalen Erfahrungen zeigt, daß eine relative Eigenständigkeit einer entsprechenden Fonds-Struktur auf der Grundlage öffentlicher Rahmenvorgaben für eine erfolgreiche gesellschaftliche Initiative von Bedeutung ist.

Mit der Gründung des Deutschen Forums für Prävention und Gesundheitsförderung im Juli dieses Jahres ist ein erster wichtiger Schritt in diese Richtung in Deutschland erfolgt.

Eine breitere Wirksamkeit wird das Forum jedoch erst erlangen, wenn es auch in einem hinreichenden Masse die notwendigen Ressourcen für Gemeinschaftsaktivitäten in der Gesundheitsförderung vor allem im kommunalen Bereich verfügbar machen kann.

Die skizzierte Struktur des Zukunftsfonds Gesundheitsförderung wurde auf der Grundlage mehrjähriger Diskussionen und Überlegungen im Zusammenhang der „Allianz für Gesundheitsförderung in Deutschland“ entwickelt.

Durch die Verknüpfung verschiedener Finanzierungsformen auf der Ebene der Bundes-, Länder- und Gemeinde-Fonds, die jeweils auch für freiwillige Zustiftungen aus dem gesellschaftlichen Bereich offen sind, wird eine sachgemäße Optimierung

von präventiven, gemeinwohlorientierten öffentlichen und privaten Aufwendungen für eine nachhaltige Gesundheitsförderung und die Entwicklung geeigneter Infrastrukturen auf der Ebene von Bund,

Ländern und Gemeinden in gesellschaftlicher Verantwortung unterstützt.

Angesichts des erklärten Willens aller politischen Parteien, der Prävention und Gesundheitsförderung aus gesundheitspolitischen Gründen in den nächsten Jahren einen deutlich höheren Stellenwert als bisher einzuräumen und die notwendigen gesetzlichen Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, erwarten wir von den Mitgliedern des neuen Bundestages und der neuen Bundesregierung in Abstimmung mit dem Bundesrat und den Kommunalvertretungen eine unmittelbare Gesetzesinitiative für ein Gesundheitsförderungsgesetz, durch das die rechtlichen Rahmenbedingungen für die skizzierte Finanzierung des Zukunftsfonds Gesundheitsförderung auf der Ebene von Bund, Ländern und Gemeinden gesichert und die Arbeit des Deutschen Forums für Prävention und Gesundheitsförderung hinreichend unterstützt wird.

Dieser Schritt bildet eine notwendige Voraussetzung, um die politische Ernsthaftigkeit der gesundheitspolitischen Erklärungen der VolksvertreterInnen im Bereich der Gesundheitsförderung und Prävention nach jahrelanger Untätigkeit in diesem Bereich unter Beweis zu stellen.

Er kann weitergehendes Engagement im gesellschaftlichen Bereich stimulieren und

ein lernfähiges und entwicklungsoffenes Stiftungsnetzwerk für den „Zukunftsfonds Gesundheitsförderung“ begründen, an dem sich auch bereits bestehende Stiftungen in Deutschland orientieren und beteiligen können.

Kontaktadresse:

✉ Initiative Zukunftsfonds Gesundheitsförderung, c/o Projekt Hochschulen für Gesundheit, Hochschule Magdeburg-Stendal, Breitscheidstr.2, 39114 Magdeburg, Telefon: 0391 / 8864613, Telefax: 0391 / 8864736, Email: zukunftsfonds@sgw.hs-magdeburg.de

Berichtersteller: Prof. Dr. Bernd Röhrle

Das BMBF wird voraussichtlich im Frühjahr 2003 ein Förderprogramm „Prävention und Gesundheitsförderung“ ausschreiben. Umfang und Laufzeit sind noch nicht entschieden. Grundlage für dieses Programm sind u.a. die neuen Koalitionsvereinbarungen. Das Expertengespräch diente der Konzeptualisierung von Leitlinien für die Ausschreibung.

Auf der Grundlage der Koalitionsvereinbarungen, zahlreichen Aktivitäten, wie dem runden Tisch, Erfahrungen aus den Public Health Verbänden, Initiativen zahlreicher Akteure, internationalen Erfahrungen, etc., ist die Bundesregierung über das BMBF gewillt, einen auch international bedeutsamen Beitrag zur Krankheitsprävention und Gesundheitsförderung im Bereich der Forschungsförderung zu leisten. Beteiligt waren zahlreiche Personen u.a. aus dem Bereichen Wissenschaft, Ministerien und nach geordneten Behörden, Ärztekammer, Industrie, Public Health Verbänden, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Zentralinstitut für seelische Gesundheit, Fonds Gesundheit in Österreich, Gesundheitsförderung in der Schweiz.

Erste Konturen von Leitlinien einer Forschungsförderung werden deutlich:

1. Klare Zieldefinitionen auf unterschiedlichen Ebenen von Individuum und Umwelt (Kosten, Lebensqualität, Morbidität, etc.); ultimative, intermediäre Ziele.
2. Methodisch einwandfreie Überprüfung von Effektivität; Nachweis von Evidenz, Quality Management
3. Anknüpfen an (internationalen) Vorerfahrungen
4. Anknüpfen an sozialpolitischen Entwicklungen (z.B. Anreizsysteme der Versicherungsträger)
5. Zielgruppen: insbesondere (nicht ausschließlich): Kinder- und Jugendliche, mittleres Erwachsenenalter; aber auch in Relation zu Verhältnissen (Gemeinden, Settings, etc.); Prüfung von Zugänglichkeit und Akzeptanz.
6. Bestandsanalysen (auch Nutzung der Gesundheitsberichterstattung)
7. Krankheitsbilder. Wenngleich nicht festgelegt, werden Herz-Kreislauf- und depressive Erkrankungen beispielhaft genannt, aber auch Krebs, Adipositas, Diabetes mellitus, Rückenbeschwerden, Rauchen/obstruktive Lungenerkrankungen, Erhalt der Selbständigkeit und Vermeidung der Pflegebedürftigkeit im Alter. Komorbidität als wichtiger Ausgangspunkt.
8. Es sind verschiedene Risiko- und Ressourcenebenen zu berücksichtigen
9. Besondere Berücksichtigung von sozialer Ungleichheit, Gender und kultureller Diversität.
10. Transfer, Dissemination, Intersektoralität, Nachhaltigkeit, Kapazitätsbildung (z.B. auch Kompetenznetzwerke, -zentren; hierbei könnte auch die Einbindung von noch wenig berücksichtigten Organisationen eine Rolle spielen [Pflegekassen, ambulante Pflegedienste, Selbsthilfe, Sozialverbände, Kinder- und Jugendhilfe, Bundesanstalt für Arbeit, Industrie, Apotheken etc.]).



Allianz für Gesundheitsförderung -  
Strukturbildungen für die Gesundheitsförderung in Europa

Prof.Dr. Eberhard Göpel, 23. Jul 2002 10:38

Liebe KollegInnen,

im Rahmen des neuen Gesundheitsprogrammes der EU für die Zeit bis 2006 werden die folgenden Anforderungen formuliert:

1. Gesundheitsaspekte in andere Politikbereiche zu integrieren
2. Unterschiede der Gesundheitschancen abzubauen
3. Die Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsländern zu verbessern

Das Programm sieht dabei drei Aktionsstränge vor:

- Entwicklung einer praxis - und politikrelevanten Berichterstattung
- Entwicklung von Verfahren schneller internationaler Reaktion bei gesundheitlichen Risiken und Gefährdungen
- Programme der Gesundheitsförderung im Bereich zentraler gesundheitsprobleme

Unklar ist noch, ob es dazu jeweils getrennte Einzelprogramme geben soll oder ob es zu einer sinnvollen Integration zumindest der Aktionsstränge eins und drei kommen kann.

Unklar ist auch noch, in welchen Formen die Zusammenarbeit zwischen den Mitgliedsländern und die Bildung von Praxisnetzwerken unterstützt werden soll. Da gegenwärtig bereits mehr als 10 Netzwerke um eine Förderung der EU buhlen und weitere sich zu diesem Zwecke bilden, schlagen wir vor, zwei existierende Organisationsformen als integrierende und vermittelnde Strukturen zu nutzen:

5. Das European Network of Health Promoting Agencies (ENHPA), der Zusammenschluss na-

tionaler Gesundheitsförderungs-Agenturen und die

6. Die Internationale Union für Gesundheitsförderung und -erziehung (IUHPE), der internationale Fachverband der Gesundheitsförderung zur Unterstützung des professionellen und wissenschaftlichen Erfahrungs- und Informationsaustausches

Um die Arbeit der IUHPE im deutschsprachigen Bereich zu unterstützen, bereiten wir an der Hochschule Magdeburg-Stendal die Bildung einer Geschäftsstelle für eine deutschsprachige Sektion der IUHPE vor, über die wir im Rahmen der diesjährigen SommerAkademie zur Gesundheitsförderung am 13.9 beraten und entscheiden wollen.

Zur Mitwirkung laden wir alle AkteurInnen der Gesundheitsförderung im deutschsprachigen Bereich ein, um gemeinsam die Chancen für eine wirksame Beteiligung an den europäischen Kooperationsprojekten zu verbessern. Es ist daran gedacht, für einzelne Themen, wie betriebliche oder kommunale Gesundheitsförderung, eigene Arbeitsbereiche zu schaffen, die sich eigenständig innerhalb der IUHPE organisieren.

Weitere Informationen zur IUHPE unter [www.iuhpe.org](http://www.iuhpe.org) und über












- ✉ [sommerakademie@sgw.hs-magdeburg.de](mailto:sommerakademie@sgw.hs-magdeburg.de)
- ✉ Prof.Dr. Eberhard Göpel, Hochschule Magdeburg-Stendal, Breitscheidstr.2, D - 39114 Magdeburg

## NEUES AUS DEM INTERNET

- ☞ [www.gesundheitsfoerderung.ch](http://www.gesundheitsfoerderung.ch)  
Kontakt: Promotion Santé Suisse, Av. de la Gare 52,  
Case postale 670, CH-1001 Lausanne  
Tel.: 0041 (0) 2134515-15, Fax: 0041 (0) 21345 15-45  
Email: [office@promotionsante.ch](mailto:office@promotionsante.ch) und  
Gesundheitsförderung Schweiz,  
Dufourstrasse 30, Postfach 311, CH-3000 Bern 6,  
Tel: 0041 (0) 313500404, Fax: 0041 (0) 313681700,  
Email: [office.bern@promotionsante.ch](mailto:office.bern@promotionsante.ch)
- ☞ [www.healthproject.ch](http://www.healthproject.ch)  
Kontakt: Gesundheitsförderung Schweiz, Kathrin Kiener,  
Dufourstrasse 30, CH-3000 Bern 6,
- Tel.: 0041 (0) 313500404, Fax: 0041(0) 313681700  
Email: [kathrin.kiener@promotionsante.ch](mailto:kathrin.kiener@promotionsante.ch)
- ☞ [www.kbv.de/themen/praevention.htm](http://www.kbv.de/themen/praevention.htm)  
Kontakt: Kassenärztliche Bundesvereinigung, Herbert-Lewin-Str. 3  
50391 Köln, Tel.: (0221) 4005-0, Fax: (0221) 408039
- ☞ [www.praevention-online.de](http://www.praevention-online.de)  
Kontakt: Prävention online., Kaiser-Friedrich-Ring 53,  
65185 Wiesbaden, Tel: (0611) 95030-0  
Fax: (06111) 95030-33, Email: [info-praevention-online.de](mailto:info-praevention-online.de)



## NEUE BÜCHER

-  Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V. (2002).
-  **Selbsthilfegruppenjahrbuch 2002. Kostenlos zu beziehen über: Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V. Friedrichstr. 28; D 35392 Gießen.(0641-99 456 12).**
-  Fisher,-Adrian-T (Ed); Sonn,-Christopher-C (Ed); Bishop,-Brian-J (Ed) (2002). Psychological sense of community: Research, applications, and implications. The Plenum series in social/clinical psychology. New York, NY, US: Kluwer Academic/Plenum Publishers. (2002). xiii, 339 pp.
-  **Psychological sense of community encompasses feelings of belonging, identity, emotional connection, and well-being. There are many positive consequences of these feelings--people are better adjusted, feel supported, related more fully to other people, aspire goals beyond their own personal interest, and have stronger levels of social support and social connectedness. A strong sense of community acts as a buffer against threats, provides a place in which to express our identities, and helps us deal with changes in our world. In this book, the authors explore a series of different types of communities--moving from the basic idea of shared physical location all the way to virtual communities of the Internet. The ways in which the communities operate, positively and negatively; what people get out of them and what they have to put into them; and the notion of being members of more than one community at one time are considered. /// Contributors from fields such as community psychology, clinical areas, community development, and urban planning have added their insights and knowledge to this book.**
-   Donna J. Petersen and Greg R. Alexander (2001). *Needs Assessment in Public Health: A Practical Guide for Students and Professionals*. New York: Kluwer Academic Publishers.
-  Hermann A, Schürmann I, Zaumseil M (Hrsg)(2000) Chronische Krankheit als Aufgabe. Betroffene, Angehörige und Behandler zwischen Resignation und Aufbruch.Fortschritte der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung. Bd7. Tübingen: dgvt.
-  **Behandler wie Betroffene sind wieder und wieder gefordert, eine chronische Krankheit als eine aktiv zu bewältigende Aufgabe anzuerkennen. Wenn chronisch Kranke sich nicht aufgeben, treten u.a. Fragen nach Sinn, Ursprung, Schuld, Entwicklung und das Bedürfnis nach Orientierung in den Vordergrund. Mittels qualitativer Arbeiten gehen die ForscherInnen diesen Fragen nach. Ein Methodenkapitel führt in das wissenschaftliche Vorgehen ein.**
-  **Kofkin Rudkin Jennifer (in press). Community Psychology. Prentice Hall**
-  **Kruse Andeas (16. Oktober 2002). Gesund altern. Stand der Prävention und Entwicklung ergänzender Präventionsstrategien. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit. Bd. 146. Nomos Verlagsgesellschaft**
-  **Lewis, Judith A. (2002) *Community Counseling: Empowerment Strategies***

*for a Diverse Society*. Brooks/Cole Publishing Company

📖 **Revenson Tracey A., Yoshikawa Hirokazu, Hughes Diane (2002).** *Ecological Research to Promote Social Change: Methodological Advances from Community Psychology*. Kluwer

📖 **Revenson,-Tracey-A (Ed); D'Augelli,-Anthony-R (Ed); French,-Sabine-E (Ed); Hughes,-Diane-L (Ed); Livert,-David (Ed); Seidman,-Edward (Ed); Shinn,-Marybeth (Ed); Yoshikawa,-Hirokazu (Ed) (2002).** *A quarter century of community psychology: Readings from the American Journal of Community Psychology*. New York, NY, US: Kluwer Academic/Plenum Publishers. xxi, 583 pp.

✍ **Many of the important writings in the field of community psychology have been represented in the American Journal of Community Psychology. As such, the intellectual history of community psychology is represented in this journal. This book contains original research from the first 25 years of the journal, selected to reflect community psychology's rich tradition of theory, empirical research, action, and innovative methods. The articles included reflect both the enduring values of the field and data that sparked the field to move forward. /// This volume will be of interest to social science researchers, educators in the fields of community and preventive psychology, community mental health workers, social workers, health care professionals, and policymakers.**

📖 **Röhrle, Bernd (2002)** *Prävention und Gesundheitsförderung 2*, Tübingen, Dgvt-Verlag.

📖 **Selener, D. (1977).** *Participatory Action Research and Social Change*. Ithaca, N.Y: Cornell University.

📖 **Sozialpädagogischen Institut im SOS-Kinderdorf e.V. (Hersg.)** *Migrantenkinder in der Jugendhilfe* Autorenband 6 der SPI-Schriftenreihe, München 2002, Eigenverlag.

✍ **Mit Beiträgen von Franz Hamburger, Ursula Boos-Nünning und Yasemin Karakasoglu, Christel Sperlich, Kristin Teuber, Karin Haubrich und Kerstin Frank.** Schutzgebühr 3,50 Euro.

✍ **Migrantenkinder und insbesondere jugendliche Migrantinnen und Migranten wurden von Seiten der Politik und der Sozialen Arbeit lange Zeit in erster Linie als Problemgruppen wahrgenommen, deren Mitglieder vielerlei Defizite aufweisen und sich vor allem durch ihr Nichtdeutschsein auszeichnen. Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund erwachsen aus ihren spezifischen Erfahrungen jedoch nicht nur Risiken, sie bringen zur Bewältigung ihrer schwierigen Lage auch besondere Qualitäten mit oder sie entwickeln entsprechende Fähigkeiten hierfür. Die Auseinandersetzung mit Migrationserfahrungen, mit deren Hintergründen und den daraus resultierenden spezifischen Wissensbeständen, Fähigkeiten und Problematiken zwingt in besonderem Maße zu einem Nachdenken darüber, welcher Wert Kindern in einer Gesellschaft beigemessen, wie viel in eine Kultur des Aufwachsens investiert und wie viel an Gleichheit und Gerechtigkeit angestrebt wird.**

📖 **Tebes, J.K., Kaufmann,J.S. & Chinman, M.J. (in press).** *Teaching prevention skills to mental health professionals*. In: D. Glenwick, & L. Jason (Eds.). *Innovative Strategies for Preventing Psychologi-*

cal Problems. New York: Springer Publishing.

📖 Tebes, J.K., Kaufman, J.S. & Connell, C.M. (in press). The evaluation of prevention and health promotion programs. In T. Gullotta & M. Bloom (Eds.). *The Encyclopedia of Prevention and Health Promotion*. Washington, D.C.: APA Books.

📖 Wüllenweger E, Theunissen G (Hrsg.) (2001) Handbuch Krisenintervention. Hilfen für Menschen mit geistiger Be-

hinderung. Theorie, Praxis, Vernetzung. Stuttgart: Kohlhammer.

✍ Es fehlt an speziellen Konzepten für Menschen mit geistiger Behinderung in kritischen Lebensphasen und Überforderungssituationen. Das Buch leistet einen theoretischen und praxisbezogenen Beitrag dazu, wie diese Menschen unterstützt werden können.



# ABSTRACTS AUS GEMEINDEPSYCHOLOGISCH ORIENTIERTEN ZEITSCHRIFTEN

## American Journal of Community Psychology Journal

Wasco, Sharon-M; Campbell, Rebecca (2002). A multiple case study of rape victim advocates' self-care routines: The influence of organizational context. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 731-760.

This study assumes that rape victim advocates who provide community outreach services to victimized women must adjust to a heightened awareness of sexual violence to do their jobs. Using qualitative methodology, this multiple case study explored 8 rape victim advocates' (aged 27-52 yrs) strategies for incorporating repeated exposure to sexual assault into their daily lives as well as ways that organizations can support such endeavors. Findings suggest that advocates' self-care routines draw upon various personal resources (i.e., cognitive, physical, social, spiritual, verbal), and serve 2 roles for coping with rape-related pain: (1) cathartic releasing of traumatic material, and (2) improving capacity to integrate the traumatic material into one's life. Additionally, over 20 organizational characteristics that workers perceive to be supportive (e.g., weekly meetings, flexible hours) were identified. Non-parametric and categorical statistical analyses were used to analyze the relationship between organizational support and self-care routines, finding that advocates working in organizations with higher levels of support utilize more strategies that are integrative in nature. Implications of these findings are discussed.

Cowal, Kirsten; Shinn, Marybeth; Weitzman, Beth-C; Stojanovic, Daniela; Labay, Larissa (2002). Mother-child separations among homeless and housed families receiving public assistance in New York city. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 711-730.

Examined the incidence, characteristics, and predictors of separations of children from mothers in 543 poor families receiving public assistance, 251 of whom had experienced homelessness during the previous 5 yrs. 44% of the homeless mothers and 8% of housed mothers were separated from 1 or more children. A total of 249 children were separated from 110 homeless families and 34 children from 23 housed families. Children were placed with relatives and in foster care but were rarely returned to their mothers. Maternal drug dependence, domestic violence, and institutionalization predicted separations, but homelessness was the most important predictor, equivalent in size to 1.9 other risk

factors. The authors infer that policies regarding child welfare and substance abuse treatment should be changed to reduce unnecessary placements. Studies of homeless children who remain with families may be biased if separated children are excluded.

Salem, Deborah-A; Foster-Fishman, Pennie-G; Goodkind, Jessica-R (2002). The adoption of innovation in collective action organizations. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 681-710.

Explored how collective action organizations (CAOs) remain open to organizational change and innovation. The study examined the adoption of inclusion--a recent innovation in the field of disabilities--by local chapters of The Arc Michigan (a disabilities CAO). The authors found considerable variability in the adoption of inclusion by local Arc chapters. This variability was significantly related to the ecology surrounding these chapters. Chapters that had adopted an inclusion philosophy had significantly different internal and external environments from those that had not adopted inclusion. The qualitative findings make it clear, however, that innovative Arc chapters were not the passive recipients of these internal and external influences. These chapters were proactive players in defining and shaping the nature of their internal and external environments. Strategies that were related to a chapter's ability to remain open to innovation included (1) a change orientation, (2) a conscious philosophy or vision, (3) a proactive strategy for achieving chapter goals and overcoming barriers to change, (4) the creation of a supportive organizational network, and (5) avoidance of resource dependencies that required them to engage in activities that were inconsistent with the innovation.

Mulvey, Anne (2002). Gender, economic context, perceptions of safety, and quality of life: A case study of Lowell, Massachusetts (U.S.A.) 1982-96. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 655-679.

From 1982 through 1996, 840 structured interviews about urban quality of life (QOL) were conducted with residents of Lowell, Massachusetts, by graduate students in a seminar about the city. Perceptions of safety and general QOL were analyzed by social status (gender) and social contexts (economic and historic) using multivariate and univariate analysis of variance. Main effects were obtained for gender, area income, and time. Subsequent analyses re-

vealed that men felt safer than did women at night in neighborhoods and downtown, and that residents of lower income areas perceived both neighborhood QOL and safety more negatively than residents of higher income areas did. Small effects were found for downtown safety by area income in the opposite direction. Differences over time for downtown safety and city QOL (but not for neighborhood) suggest that the early and mid-1980s were viewed somewhat more favorably than the 1990s, with some improvement in the most recent period. Results suggest that economic context and time were related to perceived safety and QOL, though in different ways, whereas gender was related to perceived safety but not to QOL. Respondents' comments and community psychology principles are used to elaborate on and suggest interpretations for quantitative results.

Barrera, Manuel JR; Glasgow, Russell-E; McKay, H-Garth; Boles, Shawn-M; Feil, Edward-G (2002). Do Internet-based support interventions change perceptions of social support?: An experimental trial of approaches for supporting diabetes self-management. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 637-654.

Internet-based support groups are a rapidly growing segment of mutual aid programs for individuals with chronic illnesses and other challenges. Previous studies have informed us about the content of online exchanges between support group members, but we know little about the ability of these interventions to change participants' perceptions of support. A randomized trial of 160 adult Type 2 diabetes patients provided novice Internet users with computers and Internet access to 1 of 4 conditions: (1) diabetes information only, (2) a personal self-management coach, (3) a social support intervention, or (4) a personal self-management coach and the support intervention. After 3 mo, individuals in the 2 support conditions reported significant increases in support on a diabetes-specific support measure and a general support scale. Participants' age was significantly related to change in social support, but intervention effects were still significant after accounting for this relationship. This report is a critical 1st step in evaluating the long-term effects of Internet-based support for diabetes self-management. The discussion identifies directions for future research.

Sutherland, Cheryl-A; Bybee, Deborah-I; Sullivan, Cris-M (2002). Beyond bruises and broken bones: The joint effects of stress and injuries on battered women's health. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 609-636.

Investigated the joint mediating effects of injuries and stress on the relationship between abuse and women's health. A community sample of 397 women (mean age 34 yrs), half of whom had been

assaulted by an intimate partner within the prior 6 mo, was interviewed about their experience of intimate partner violence, injuries, stress, income, depression, and physical health problems. Structural equation modeling techniques confirmed the complex model of hypothesized indirect effects of abuse on women's physical health problems through injuries, stress, and depression. Stress accounted for 80% of the indirect effect of abuse on women's physical health. Its direct effect on physical health was somewhat larger than its indirect effect through depression, but both processes played a key role in determining the effect of abuse on women's physical health problems. Further, abuse was a stronger predictor of women's stress than was poverty. Implications and future research are discussed.

Birman, Dina; Trickett, Edison-J; Vinokurov, Andrey (2002). Acculturation and adaptation of Soviet Jewish refugee adolescents: Predictors of adjustment across life domains. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Oct; Vol 30(5): 585-607.

Explored how acculturation (ACC) is related to adaptation across different life spheres for 162 Soviet Jewish refugee adolescents in a suburban community in Maryland. Because the different contexts of refugee adolescents' lives vary in acculturative demands, different patterns of ACC should be related to adaptation in different life spheres. The study uses a multidimensional measure of ACC and assesses ACC to both American and Russian cultures as it relates to psychological adaptation, peer relations, and school and family outcomes. Findings support the general ecological thesis that ACC to different cultures is differentially related to adaptation across life domains. ACC to American culture predicted better grades and perceived support from American peers. ACC to Russian culture predicted perceived support from Russian peers. Both American ACC and Russian ACC predicted reduced loneliness and perceived support from parents. Further, different dimensions of ACC, such as language and identity, were differentially related to adaptation. Implications for ACC theory and measurement are drawn, and cautions are offered about the interpretation of ACC studies using single proxies such as language use or preference.

Montero, Maritza (2002). On the construction of reality and truth: Towards an epistemology of community social psychology. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 571-584.

An expression of community social psychology based on the need to transform social reality, and to consider people as the constructors of that reality, is examined from an epistemological point of view. Dualism, the position considering that object and subject are separate entities, and monism, the perspective stating that there is only 1 substance, are discussed. The consequences of both conceptions

for community social psychology, and their incompatibility, as well as the notions of reality and truth are analyzed. That analysis deals with the problems of defining reality, of separating subject and object of knowledge, of language's role, and of relativism and truth. Finally, a constructionist view of monism based on relatedness, and action, is proposed, stating the mutually influencing union of subject and object in the construction of reality.

Krause, Mariane (2002). The institutionalization of community interventions in Chile: Characteristics and contradictions. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 547-570.

A critical analysis of the consequences of successive institutionalization of community intervention in Chile is presented. This analysis is based on research of current community interventions in Chile, whose results are compared with Chilean community practice from previous historical periods. Chilean community intervention was formerly practiced out of governmental institutions and universities and was sustained primarily by foreign agencies and ecclesiastical institutions. Nowadays, with the return to democracy, the vast majority of community intervention programs are financed, partially or totally, by means of governmental resources. This institutionalization of community interventions has had consequences worthy of critical analysis: an increase in the number and stability of intervention programs; and also negative consequences for intervention goals, definition of target groups, and intervention practices. Dilemmas, such as assistance vs promotion or adaptation vs social change, have arisen. These dilemmas show the contradictions of a Community Psychology, which has left behind the position of institutional marginality to form part of Chilean society's "normal" psychosocial care.

Cronick, Karen (2002). Community, subjectivity, and intersubjectivity. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 529-546.

This paper deals with the notions of "subjectivity," "intersubjectivity," and "community" from several different points of view that include subjective and intersubjective agency, a sense of community, the community as a social institution, and the idea of social justice. It is maintained that the context of these considerations can be found in the Community-Social-Psychological approach to social action as it is often practiced in Latin America. A review of these themes is considered important because different models of community intervention and practice may lead to different expressions of community interaction.

Montenegro, Marisela (2002). Ideology and community social psychology: Theoretical considerations and practical implications. *American*

*Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 511-527.

Addresses the importance of the concept of ideology in community work. The implications of a Marxist approach to ideology in community practice are analyzed in terms of the concepts of problematization (P. Freire, 1979) and consciousness-raising (J. Barreiro, 1976), illustrating the point with some examples. The traditional Marxist perspective is also examined in relation to the perspectives of social constructionism (I. Ibanez, 1996), cultural studies (A. McRobbie, 1992), post-Marxism (E. Laclau and C. Mouffe, 1985), and feminism (D. Haraway, 1991). It is argued that the concepts of hegemony and habitus (P. Bourdieu, 1985) can be useful to community social psychology theory and practice. A "situated perspective"--in which it is possible to dialogue from different "subject positions," and articulate transformation and political action--is argued. The implications of this shifting in the concept of ideology by means of theoretical developments outside social community psychology can help to define the external (outside) agent's position in community practice.

Bishop, Biran-J; Sonn, Christopher-C; Drew, Neil-M; Contos, Natalie-E (2002). The evolution of epistemology and concepts in an iterative-generative reflective practice: The importance of small differences. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 493-510

Using a contextualist epistemology, it would be expected that regional differences in community psychology would develop over time. It is argued that the epistemology and theory of Western Australian community psychology, while largely based on North American approaches, has developed its own idiosyncracies. These developed through the integration of practice and theory in an "iterative-generative" fashion. The process of development is conceptualized in terms of D. A. Schoen's and I. Altman's distinctions between foundational knowledge, and professional and socially responsive knowledge (Altman, 1996; Schoen, 1983). It has also been characterized as an incremental development based on the reflection on tacit and conceptual knowledge. It is concluded that from the small differences that have developed between regions, a dialogue can emerge that will better allow understanding of how social forces shape people's actions.

Fondacaro, Mark-R; Weinberg, Darin (2002). Concepts of social justice in community psychology: Toward a social ecological epistemology. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 473-492.

Addresses the tendency in community psychology to treat values like social justice only as general objectives rather than contested theoretical concepts possessing identifiable empirical content. First the authors discuss how distinctive concepts of social



justice have figured in 3 major intellectual traditions within community psychology: (1) the prevention and health promotion tradition, (2) the empowerment tradition, and most recently, (3) the critical tradition. The authors point out the epistemological gains and limitations of these respective concepts and argue for greater sensitivity to the context dependency of normative concepts like social justice. More specifically, they point to a pressing need in community psychology for an epistemology that: (1) subsumes both descriptive and evaluative concepts, and (2) acknowledges its own embeddedness in history and culture without thereby reducing all knowledge claims to the status of ideology. Finally, the authors describe and demonstrate the promise of what they are calling a social ecological epistemology for fulfilling this need.

Montero, Maritza (2002). Introduction. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Aug; Vol 30(4): 469-472.

Notes that after 30 something years of reflective practice, Community Psychology has attained the stage in which a scientific discipline begins questioning its practice and digging into its theoretical structure. This paper introduces this issue of the *American Journal of Community Psychology*. It is noted that the collection of articles presented here enters the realm of epistemology, and manages to display an examination of some of Community Psychology's main concepts, revealing the useful presence of the critique turn.

Hausman, Alice-J (2002). Implications of evidence-based practice for community health. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 453-467.

Notes that evidence-based practice, developed in clinical medicine, is being applied to community health programs. Barriers to implementation of evidence-based practice noted in clinical medicine are likely to exist in community health settings and may be complicated by the nature of community health programs. These barriers include accessibility and availability of relevant data, social and political considerations of program decision-making, and conflicting expectations for evaluation research. This paper discusses barriers to both amassing evidence for practice and using evidence for decision-making in community health. The potential for conflict between practice goals set by evidence-based thinking and those set by community health organizations is also discussed. Implications for evaluations of community health programs are raised and recommendations for improving access to and use of evaluation information are made.

Yoshihama, Mieko (2002). Battered women's coping strategies and psychological distress: Differences by immigration status. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 429-452.

Notes that people are rarely passive, and battered women are no exception. This study investigated the types of coping strategies that 129 women of Japanese descent (both Japan-born and US-born) chose and their perceived effectiveness in dealing with their partners' violence. Ss completed interviews which pertained to the characteristics of the perpetrator, the Ss' coping, and other aspects of her victimization experience. Results indicate that Japan-born Ss were significantly less likely to use "active" strategies and perceived them to be less effective than did US-born Ss. For the Japan-born, the more effective they perceived "active" strategies, the higher their psychological distress, whereas the more effective they perceived "passive" strategies, the lower their psychological distress. In contrast, for the US-born, the higher the perceived effectiveness of "active" strategies, the lower their psychological distress, and the perceived effectiveness of "passive" strategies had little effect on their psychological distress. The complex relationship between individuals' country of birth, the choice and perceived effectiveness of coping strategies, and psychological distress calls for increased attention to the role of culture in studies of coping and domestic violence.

Tseng, Vivian; Chesir-Teran, Daniel; Becker-Klein, Rachel; Chan, May-L; Duran, Valkiria; Roberts, Ann; Bardoliwalla, Nenshad (2002). Promotion of social change: A conceptual framework. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 401-428.

This paper argues for the need to advance promotion efforts and proposes a conceptual framework for promotion of social change. A brief review is presented of traditional frameworks for the prevention of mental and social disorders and the promotion of wellness and social competencies, with attention to the ways in which promotion of social change extends and departs from these frameworks. In a framework for promoting social change, the authors advocate for promoting dynamic processes within systems, rather than outcomes within individuals. Systems are viewed as flexible and capable of facilitating multiple adaptive pathways for individuals and groups. Promoting social change also involves careful attention to critical analysis, values, language, and contextual processes. Examples are discussed throughout to illustrate how these principles have been used in the past and can be implemented in future efforts to promote social change.

Gutman, Leslie-Morrison; Sameroff, Arnold-J; Eccles, Jacquelynne-S (2002). The academic achievement of African American students during early adolescence: An examination of multiple risk, promotive, and protective factors. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 367-400.

This study examined the effects of multiple risk, promotive, and protective factors on 3 achievement-related measures (i.e., grade point average, number of absences, and math achievement test scores) for African American 7th-grade students (n=837, aged 11-16 yrs). There were 3 main findings. First, adolescents had lower grade point averages, more absences, and lower achievement test scores as their exposure to risk factors increased. Second, different promotive and protective factors emerged as significant contributors depending on the nature of the achievement-related outcome that was being assessed. Third, protective factors were identified whose effects were magnified in the presence of multiple risks. Results were discussed in light of the developmental tasks facing adolescents and the contexts in which youth exposed to multiple risks and their families live.

Wituk, Scott-A; Shepherd, Matthew-D; Warren, Mary; Meissen, Greg (2002). Factors contributing to the survival of self-help groups. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 349-366.

Despite the growing utilization of self-help groups, there have been only a handful of studies that have examined the factors that contribute to their survival. The purpose of this study was to explore the factors that contribute to self-help group survival by examining their relationship with external sources (i.e., national and local self-help organizations, professionals) and group organizational characteristics (i.e., leadership diversification, recruitment, attendance at group meetings). Representatives from 245 active and 94 recently disbanded self-help groups were included in the analysis. Results indicate that the primary factors that discriminated between active and disbanded groups were the number of new people to attend a meeting, average

group meeting attendance, length of existence, leadership diversification, outreach to potential group members, and support from national and local organizations. Results are discussed in terms of what national self-help organizations, self-help clearinghouses, and others who interact with self-help groups can do to empower and support them.

Huebner, David-M; Davis, Mary-C; Nemeroff, Carol-J; Aiken, Leona-S (2002). The impact of internalized homophobia on HIV preventive interventions. *American Journal of Community Psychology*. 2002 Jun; Vol 30(3): 327-348.

Examined the effect of internalized homophobia on gay and bisexual men's awareness of, participation in, and perceptions of programs offered by a community-based HIV prevention organization. In Study 1, 595 gay and bisexual men (mode age 35-45 yrs) reported their levels of awareness of and participation in HIV prevention programming offered by 1 community organization. Internalized homophobia was negatively related to men's awareness of the services offered by the organization. However, among the men who were aware of at least 1 service, internalized homophobia did not further predict service utilization. Study 2 examined 89 gay and bisexual men (mean age 35 yrs) who participated for a single session in a group-structured, community-based HIV preventive intervention. Pre- to immediate postintervention change in perceptions of condom use self-efficacy was inversely related to internalized homophobia. Internalized homophobia was also a significant negative predictor of the extent to which Ss felt similar to and related well with other members of the group. Together, these findings suggest that internalized homophobia may pose multiple barriers to community-based HIV prevention efforts.

## Journal of Community Psychology and Applied Social Psychology

Bradshaw, Jill; Carnaby, Steven (2002). Comment: Talking normalization: The role of communication in integration. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 Jul-Aug; Vol 12(4): 298-302.

Deinstitutionalization has generally had a positive impact on the lives of people with learning disabilities, although provision of appropriate and individualized support in the community has proved difficult. Communication is often seen in isolation, its role within integration passing unacknowledged. This paper suggests an integrated framework around individual needs.

Nama, Nosisana; Swartz, Leslie (2002). Ethical and social dilemmas in community-based controlled trials in situations of poverty: A view

from a South African project. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 Jul-Aug; Vol 12(4): 286-297.

All psychological and social research presents ethical dilemmas, many of which center around the difficulties which flow from the power imbalances between those conducting the research and the research respondents or participants. Issues of power are magnified in research undertaken in contexts of poverty, and there is a burgeoning literature on ethical issues in research in developing countries. In this article, the authors augment the existing literature by focusing on the experiences of an assessor working in a controlled trial of a mother-infant intervention in a poor South African community. The authors consider issues of community expectations, the presentation to their project of physical health problems, the issue of HIV/AIDS, cultural beliefs which impact on the

research, child protection issues, and the tensions between research assessment and ubuntu--a cultural norm which requires helpful engagement with others. It is suggested that the authors' experiences may assist with the development of further research.

Hatzidimitriadou, Eleni (2002). Political ideology, helping mechanisms and empowerment of mental health self-help/mutual aid groups. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 Jul-Aug; Vol 12(4): 271-285.

Examined the role of political ideology of self-help/mutual aid groups and differences in psychosocial characteristics of group members. 14 mental health self-help/mutual aid groups in England were studied. On the basis of stated aims and principles and following semi-structured interviews with group leaders, these were classified according to R. E. Emerick's typology as conservative (8 groups), combined (3 groups), and radical (3 groups). 67 group members completed questionnaires to assess personal empowerment (PE), mental well-being, social networks and support, group identification and helping processes in the groups. Findings suggest all self-help group members experienced a large number of naturally occurring helping process and felt empowered while they shared limited social networks and support and marginal mental well-being. Different ideological types of self-help groups may be related to specific helping processes and particular aspects of PE. Specifically, members of conservative and combined groups reported more expressive group processes like sharing of feelings and self-disclosure, while radical group members reported more optimism/control over their lives. Group identification was associated with specific helping processes and aspects of PE.

Puddifoot, John-E; Cooke, Claire-A (2002). Representations of handguns by young adults in the US and UK. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 Jul-Aug; Vol 12(4): 256-270.

Contrasted the representation of handguns by 96 university students from 1 of the southern states of the US with that of 100 university students in the UK, employing ANOVA and Hierarchical Cluster Analysis. Exploring the structure of response, the findings show little evidence for a common cross-localational representation of handguns for the US and UK samples taken together. There was support for the existence of distinctive locational representations, some support for gender-specific representations, and strong support for representations of handguns according to particular combinations of locality and gender. Representations of handguns by US males from the southern states were the most distinctive, complex and integrated in structure, bringing into question simplistic assumptions concerning the nature of an alleged "southern sub-

culture of violence" or of a more general "gun culture".

Allison, Lora-D; Okun, Morris-A; Dutridge, Kathy-S (2002). Assessing volunteer motives: A comparison of an open-ended probe and Likert rating scales. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 Jul-Aug; Vol 12(4): 243-255.

Compared the motives of volunteers (career, esteem, protective, social, understanding, and value) as assessed by an open-ended probe and the Volunteer Functions Inventory (VFI) which employs a Likert rating scale. 129 individuals, who volunteered for an organization that focuses on episodic volunteering in the community, completed both measures of volunteer motives and reported their frequency of volunteering for the organization. The Spearman rank correlation between the rankings of the 6 volunteer motives in the 2 distributions was 0.71. The maximum variance shared between the same motive as assessed by the 2 methods was 0.14. Frequency of volunteering for the organization was predicted by the value (positive predictor) and social (negative predictor) VFI scale scores. A post hoc analysis of the data from the open-ended probe revealed 3 additional motives for volunteering--enjoyment, religiosity, and team building.

Malley, Maeve (2002). Systemic therapy with lesbian and gay clients: A truly social approach to psychological practice. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 237-241.

Systemic therapy is considered as a modality which may be well-suited to therapeutic work with lesbian and gay male populations, whether as individuals, couples, or families of choice. Issues within systemic therapy and practice are discussed with reference to working with these populations.

Flowers, Paul; Duncan, Barbara (2002). Gay men and sexual decision-making. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 230-236

Examines and compares European and North American studies of gay men's sexual decision-making and HIV risk reduction in terms of differences in theory, methodology, the construction of the psychological subject, and the social context. Principally, the authors raise questions concerning the appropriateness of particular theoretical perspectives in constructing a social psychology of sexual health. Both intra- and inter-subjective paradigms are discussed and the contribution of each is assessed in terms of health interventions.

Markowe, Laura-A (2002). Lesbian and gay identity: European perspectives. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 223-229.

Explores distinctive characteristics of European social psychological work on lesbian and gay identity. It is noted that European perspectives on lesbian and gay identity reflect an emphasis on thoroughly social understandings and on multiple identities, often examined using qualitative research methods. Potential areas for future study include the relationship between lesbian, gay and bisexual identities and emerging European identity/identities.

Clarke, Victoria (2002). Sameness and difference in research on lesbian parenting. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 210-222.

Most psychological, social science, and feminist work on lesbian parenting searches for similarities and differences between lesbian and heterosexual parents. Using a feminist constructionist approach, this article identifies 4 dimensions of difference that inform research and theorizing on lesbian parenting. These construct lesbian parenting as (1) no different from heterosexual parenting; (2) different from heterosexual parenting and deviant; (3) different from heterosexual parenting and transformative; and (4) different from heterosexual parenting only because of oppression. The author considers why lesbian parenting is constructed in these ways, by and for whom and for what purposes. Also assessed are the political costs and benefits of sameness and difference and the author asks whether psychologists, social scientists, and feminists should abandon their search for similarities and differences in favor of a more radical research agenda.

Touroni, Elena; Coyle, Adrian (2002). Decision-making in planned lesbian parenting: An interpretative phenomenological analysis. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 194-209.

Examined decision-making in planned lesbian parenting, focusing on the phenomenology of decision-making through a qualitative examination of accounts provided by 9 lesbian couples (Ss aged 30-47 yrs) who had become parents within the context of their current relationships. Interview transcripts were subjected to interpretative phenomenological analysis. Resultant themes focused on factors internal and external to the partners and the couple which led them to decide to have children; decision-making about using known or anonymous sperm donors (including reflections on experiences of negotiating the nature and extent of the biological father's involvement with the child); and the perceived impact of biological links with the child on decisions about parenting roles (including reflections on the relationship between the non-biological lesbian parent and the child). This study may be seen as expanding the knowledge base on lesbian parenting and informing professionals who might assist lesbian couples in decision-making about parenthood.

Vincke, John; Heeringen, Kees-Van (2002). Confidant support and the mental wellbeing of lesbian and gay young adults: A longitudinal analysis. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 181-193.

Used short-term longitudinal data from a survey of 197 lesbian and gay young adults (aged 15-26 yrs) to investigate how and to what extent the availability of confidants affects depression, hopelessness, and self-esteem. This study also investigated whether and to what extent mental health outcomes are related not only to initial levels of confidant support but also to changes regarding the availability of confidants. Data, collected twice each year over 3 yrs, were analyzed using descriptive statistics and hierarchical stepwise regression analysis. Results show that confidant support at base level correlated only with the perceived quality of lesbian and gay friendships and not with parental acceptance. Also, change in confidant support over time seemed to be more important than its initial levels.

Ellis, Sonja-J; Kitzinger, Celia (2002). Denying equality: An analysis of arguments against lowering the age of consent for sex between men. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 167-180.

Takes a human rights approach to lesbian and gay oppression and critically explores the arguments used to oppose equality in debates about the age of consent for sex between men. A thematic analysis of Hansard and newspaper reports produced in Britain during the 1990s show that opponents of a proposal to equalize the age of consent countered with 3 key arguments: (1) principles of right and wrong take precedence over equality; (2) principles of democracy take precedence over equality; (3) principles of care and protection take precedence over equality. Two additional arguments (concerning the health risks of anal intercourse and escalating demands for gay rights) are also outlined. Findings are discussed with reference to debates on other lesbian and gay rights issues and the authors consider the ways in which these arguments might best be resisted.

Hegarty, Peter (2002). 'It's not a choice, it's the way we're built': Symbolic beliefs about sexual orientation in the US and Britain. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 153-166.

Notes that heterosexual-identified Americans who believe that sexual orientation is immutable typically express more tolerant attitudes towards lesbians and gay men. Attribution theorists argue that this is because immutability beliefs reduce stigmatization. This study explored these issues in 2 studies. 97 American and 72 British heterosexual-identified students (aged 18-41 yrs) completed questionnaires reporting their beliefs about the immutability and fundamentality of sexual orienta-

tion, their attitudes towards lesbians and gay men, and their judgments about the values that those beliefs expressed. In both samples, tolerant attitudes and immutability beliefs were correlated only among Ss who consistently judged that immutability beliefs would be expressed by more tolerant heterosexual persons. More condemning Ss judged lesbian and gay people and heterosexual people to be more fundamentally different in both samples. The author argues that links between immutability and tolerance depend more on social constructions of immutability beliefs as expressions of tolerance and less on the attributional content of such beliefs than previous theorists have acknowledged.

Coyle, Adrian; Wilkinson, Sue (2002). Social psychological perspectives on lesbian and gay issues in Europe: The state of the art. *Journal of Community and Applied Social Psychology*. 2002 May-Jun; Vol 12(3): 147-152.

Introduces the special issue "Social psychological perspectives on lesbian and gay issues in Europe: The state of the art". The authors provide a brief review of the history of psychological research regarding homosexuality and lesbian and gay issues, highlighting scholarship in Europe, and address the application of social psychology to these issues.

## Journal of Community Psychology

Cowen, Emory-L; Kilmer, Ryan-P (2002). "Positive psychology": Some plusses and some open issues. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 449-460.

This commentary considers aspects of the recent American Psychologist Special Issue on "Positive Psychology." Strong points of this new thrust include: (a) a focal concern with insufficiencies in the current medical model in mental health; (b) a core focus on positive outcomes; and (c) the belief that such outcomes may, in the long run, be the most efficacious way of reducing psychological dysfunction. The approach's major current limitations include: (a) its relative insulation from closely related prior work in primary prevention and wellness enhancement; (b) its lack of a cohesive undergirding theoretical framework; and (c) its prime adult, cross-sectional approach, which does not sufficiently reflect key life history and developmental pathways and determinants of specific positive outcomes. The movement's wholesome future development stands to profit from careful attention to these lacunae.

Wong, Carissa-O; McMurray, Nancy-E (2002). Framing communication: Communicating the antismoking message effectively to all smokers. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 433-448.

There is a need to effectively communicate the antismoking issue across all sectors of the community, particularly to smokers with no intentions to quit smoking. Information can be framed using positively or negatively focused language to communicate the message content with maximum effect. 70 current cigarette smokers, with and without intentions to quit smoking, were asked to respond to a Quit Smoking message framed either positively (benefits of quitting) or negatively (costs of not quitting). Participants (aged 18-50 yrs) were assessed pre-post message and at 3-months follow-up. Results obtained suggest message frames had differential effects on message processing and increas-

ing smokers' self-confidence to quit smoking. In particular, trends in results suggest smokers with and without intentions to quit smoking interacted differently to framed messages. These findings may facilitate the improvement of community-based health communications, by encouraging the use of differential message frames to effectively communicate the antismoking information to encourage all smokers to stop smoking and discourage others from adopting the smoking behavior.

McMahon, Susan-D; Watts, Roderick-J (2002). Ethnic identity in urban African American youth: Exploring links with self-worth, aggression, and other psychosocial variables. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 411-432.

This study represents an attempt to examine the relative influences of ethnic identity and global self-worth on aggression, coping, and adjustment among urban African American adolescents (aged 10-15 yrs). Findings suggest that ethnic identity was associated with a range of positive feelings about oneself and health-related outcomes. When taking into account global self-worth, youth with a greater sense of ethnic/racial identity reported more active coping strategies, fewer beliefs supporting aggression, and fewer aggressive behaviors. A strong positive sense of global self-worth was significantly related to lower levels of anxiety and depression, and greater beliefs supporting aggressive behavior, when taking into account ethnic identity. Examining these constructs in combination can yield insight into the processes involved in competence and adjustment among at-risk youth. This study suggests that ethnic identity is an important component of development, and that we should consider examining and strengthening ethnoracial and political consciousness among youth in preventive interventions.

Goodkind, Jessica-R; Foster-Fishman, Pennie-G (2002). Integrating diversity and fostering interdependence: Ecological lessons learned about

refugee participation in multiethnic communities. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 389-410.

The promotion of refugees' well-being and integration depends upon how our communities value diversity and provide opportunities for meaningful involvement. An ecological perspective suggests that it is important to consider not only the characteristics of individuals but also to examine the extent to which particular settings are able to facilitate the participation of community members. The purpose of this study was to understand the participation experiences of 54 Hmong refugees (aged 19-78 yrs) living in multiethnic housing developments. Interviews revealed that while Hmong residents valued participation highly, most were excluded from meaningful avenues of participation because of multiple barriers, including language differences, time constraints, and discrimination. No supports to address these barriers existed in their communities. It is important to understand and build individuals' capacities to participate and communities' capacities to promote involvement, integrate diversity, and foster interdependence. Participation is fundamental to the process of enabling refugees to become an integral part of their new communities and is a potential way for them to regain a sense of control over their lives and the decisions that affect them.

Parra, Gilbert-R; DuBois, David-L; Neville, Helen-A; Pugh-Lilly, Aalece-O; Pavinelli, Nan (2002). Mentoring relationships for youth: Investigation of a process-oriented model. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 367-388.

Investigated a process-oriented model of mentoring using data on 50 relationships in a Big Brothers/Big Sisters program. Data were collected on a monthly basis from both mentors and youth (aged 7-14 yrs) over a one-year period; relationship benefits for youth were assessed at the end of the year by each type of informant. The degree to which relationships were continued throughout the one-year period also was assessed. Path analyses using both youth and mentor report data revealed relations among study variables consistent with the proposed model. Mentors' ratings of their efficacy, obtained prior to the start of relationships, predicted greater amounts of mentor/youth contact as well as more positive experiences in relationships (e.g., fewer obstacles). Feelings of closeness between mentors and youth, in turn, were a final common component in model pathways that linked mentor/youth contact and most other measures to greater perceived benefits and relationship continuation. Implications for the design and evaluation of mentoring programs for youth are discussed.

Chinman, Matthew; Kloos, Bret; O'Connell, Maria; Davidson, Larry (2002). Service provid-

ers' views of psychiatric mutual support groups. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 349-366.

Despite evidence that mutual support groups can be beneficial for those with serious mental illnesses, professionals have been reluctant to utilize this resource. The authors surveyed over 400 providers (aged 20-50 yrs) across several disciplines and settings within the state of Connecticut's public mental health system to assess their attitudes and practices regarding the use of mutual support groups for their patients. They found that being a rehabilitation worker and possessing more advanced training, greater numbers of years in their setting and discipline, and personal experience with psychiatric disorders or mutual support were associated with more favorable attitudes and behaviors toward mutual support. In addition, traditional 12-step groups (e.g., Alcoholics Anonymous) were viewed more favorably than psychiatric mutual support groups. Implications for educational efforts about the benefits of mutual support for those with serious mental illnesses are discussed.

Boyd, Neil-M; Angelique, Holly (2002). Rekindling the discourse: Organization studies in community psychology. *Journal of Community Psychology*. 2002 Jul; Vol 30(4): 325-348.

Examined the research on organizations within community psychology and explored the discourse around organization studies within the field. The authors turn to 2 questions first posed by C. Keys and S. Frank (1987): "What does community psychology contribute to the study of organizations?" and "What does the study of organizations contribute to community psychology?" Through a content analysis of all organizational studies published in the *American Journal of Community Psychology* and *Journal of Community Psychology* from 1977 through the end of 2000, they found that organization constructs and theories are not widely utilized by community psychologists. When community psychologists did explore organizational issues the focus was on community psychology tenets such as social support, empowerment, stress and coping, and sense of community within organization contexts. The use of organization theory was found to be almost nonexistent. Although a bridge between the 2 fields is tentative at this point, the authors argue for a strengthening of the relationship between the fields. Community psychology can offer a focus on the well-being of people via conceptualization of the tenets of community psychology in organizational contexts.

Skaff, Marilyn-McKean; Chesla, Catherine-A; Mycuel, Victoria-de-los-Santos; Fisher, Lawrence (2002). Lessons in cultural competence: Adapting research methodology for Latino participants. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 305-323.

Recent publications have suggested that research with diverse ethnic groups requires a reexamination of the methods and measures that have been developed on European-American samples. This is a methodological paper, sharing the lessons learned in the field by one research team. It reports on a study of persons with type 2 diabetes (aged 25-62 yrs) and their partners that included both Latino and European-American participants. Involvement of a multiethnic research team, the willingness to be flexible, and a healthy skepticism about our current methods are among the suggestions that emerge. More specifically, the article addresses such topics as the establishment of trust in the participants, language and meaning, the practical implications of cultural values, and the impact of social class on procedures.

O'Hearn, Todd; Gatz, Margaret (2002). Going for the Goal: Improving youths' problem-solving skills through a school-based intervention. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 281-303.

This study evaluated Going for the Goal (GOAL), a school-based intervention designed by S. J. Danish and colleagues to teach life skills to at-risk urban adolescents. The authors extended previous evaluation of GOAL by including an assessment of means-ends problem-solving skills. The 10-week program was administered to 479 middle school students by 46 trained high school student leaders in a predominantly Hispanic community. The program focused on setting positive, reachable goals; anticipating and responding to barriers to goal attainment; using social support; and building on one's strengths. Results demonstrated gains in knowledge of the skills being taught and improvement in problem-solving skills. Leaders also showed an increase in their knowledge of life skills. The approach maximizes both community resources and ecological validity while giving high school leaders the chance to benefit in their role as helpers.

Ullman, Sarah-E; Brecklin, Leanne-R (2002). Sexual assault history, PTSD, and mental health service seeking in a national sample of women. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 261-279.

This study examined correlates of posttraumatic stress disorder (PTSD) and mental health service seeking for women sexually assaulted in childhood and/or adulthood (N=619, aged 15-54 yrs) identified from the National Comorbidity Survey (1990-1992). Factors related to correlates of PTSD and mental health service seeking varied according to sexual assault history. Ethnic minority women with less formal education, more traumatic and stressful life events, and longer duration of sexual abuse had greater odds of PTSD within certain sexual assault history subgroups. Mental health service seeking was predicted by demographics (e.g., more educa-

tion, Caucasian race), as well as other psychosocial factors (e.g., life events, social support), and medical insurance status, especially for adult sexual assault victims. Implications for mental health treatment and intervention are drawn for women with different sexual assault histories.

Calsyn, Robert-J; Winter, Joel-P (2002). Social support, psychiatric symptoms, and housing: A causal analysis. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 247-259.

This study used structural equation modeling to examine the causal relationship between social support and each of three outcome variables: depression, psychotic symptoms, and stable housing. Two measures of social support were included in the models: natural support (family and friends) and professional support. Nearly 4,000 individuals from 18 cities in the United States provided data for this study. All participants were homeless at baseline and suffered from severe mental illness. Data were collected at baseline, 3 months, and 1 year. A reciprocal effects model best explained the causal relationship between social support and psychiatric symptoms. The social causation model best explained the relationship between social support and stable housing, such that increases in social support led to increases in stable housing.

Mignone, Javier (2002). Latin American Community-based Mental Health Initiative: Stakeholder matrix tool. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 235-245.

This article presents a matrix tool that facilitates a systemic view, both for planning and evaluation purposes, of the roles and interactions between key stakeholders in community-based mental health programs. The tool emerged from a community mental health initiative centered on natural caregivers, that commenced in 1995 in Edmonton, Alberta, Canada, and involved the Latin American community, social agencies, and health institutions. The article describes the Latin American Community-based Mental Health Initiative and exemplifies the use of the stakeholder matrix tool. The purpose of the tool is to assist community-based initiatives to explicitly examine, on an ongoing basis, roles, interactions, and areas of tension between its stakeholders. The lack of this examination undermines the possibility for community-based initiatives to overcome the many challenges they face. The stakeholder matrix tool offers a relatively straightforward structure from where to initiate this process, be it from a planning and/or evaluation perspective.

Herrenkohl, Todd-I; Hawkins, David; Abbott, Robert-D; Guo, Jie; Social Development Research Group (2002). Correspondence between youth report and census measures of neighborhood context. *Journal of Community Psychology*. 2002 May; Vol 30(3): 225-233.

Many studies that have examined neighborhood factors as predictors of crime have used census data. Exclusive use of these data limits the range of neighborhood factors that can be assessed and the frequency with which assessments can be made. Surveys of neighborhood residents provide an alternative data source. However, survey data have been viewed as reflecting the individual perceptions of respondents rather than characteristics of neighborhoods themselves. This study sought to determine whether survey data could be used to measure neighborhood context and whether data

from nonrepresentative samples of youth are adequate to do so. This was achieved by examining the consistency between measures of neighborhood disadvantage/disorganization developed from the 1990 national census and from surveys of youth (average age 15 yrs) given in the same year as part of the Seattle Social Development Project (SSDP). The study found strong correspondence between the contemporaneous measures. The results suggest that survey data can be used to measure neighborhood factors. Advantages of this method are discussed.

## International-Journal-of-Emergency-Mental-Health

Martino, Celena (2002). Psychological consequences of terrorism. *International Journal of Emergency Mental Health*. 2002 Spr; Vol 4(2): 105-112.

In this paper the common psychological consequences of terrorism are reviewed with implications for treatment and community intervention. The role of the mass media is discussed as is the need for early intervention.

## Journal-of-Health-Psychology

Borg, Jr. Mark B. (2002). The Avalon Gardens men's association: A community health psychology case study. *Journal of Health Psychology*. 2002 May; Vol 7(3): 345-357.

This article follows the development and progress of the US Department of Housing and Urban Development's "Healthy and Safe Communities" initiative as it was implemented by a community empowerment organization during a four-year community revitalization project in the aftermath of the Los Angeles riots. The author explores practical aspects of Community Health Psychology through

assessing the ways in which its organizing principles were manifest in community-wide processes of individual and community change in one low-income housing project in South Central Los Angeles called Avalon Gardens. Specifically highlighted is how a group of African American and Latino men in the community created a group forum that helped foster, support and sustain an empowerment process that supported health promotion, health consciousness and significant health improvement in the community.





## Aktuelle Hinweise für AutorInnen

Der Rundbrief erscheint zweimal im Jahr. Der Redaktionsschluß für Originalarbeiten wird jeweils angegeben (für Heft 1 in 2003: 31. März, für Heft 2 in 2003: 15. November). Publiziert werden Beiträge aus dem Bereich der Gemeindepsychologie und Gesundheitsförderung.

Ansonsten ist es das Ziel der Herausgeber möglichst Hefte mit Schwerpunktthemen zu gestalten. Dabei freuen wir uns auch über Gastherausgeberschaften. Die Schwerpunktthemen werden sich um zentrale gemeindepsychologische Begrifflichkeiten bewegen:

1. Grundlegende Begriffe: (weitere): ökologisches Modell, systemische Ansätze u. ä. (z.B. Klimata, Heimat etc.), Kontrolle, Partizipation, /Kompetenz, Ressourcenansatz, Gemeinschaften, soziale Netzwerke und Unterstützung, Risikoforschung, Institutions- bzw. Organisationsanalyse, gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen und ihre Folgen, Folgen gesellschaftlicher Mißstände (Armut, Diskriminierung etc.)
2. Methodisches: Analysemethoden, Designs für Interventionen, wissenschaftstheoretische Erwägungen, Kompetenzepidemiologie, soziale Indikatoren, partizipative und qualitative Forschung und Evaluation etc..
3. Intervention: hier und vor allem hier sollten die klassischen Themen abgehandelt werden: allgemeine Streßbewältigung, Bewältigung spezifischer Stressoren (Scheidung, Arbeitslosigkeit, etc.), Kompetenzaufbau (Problemlösen, soziale Fertigkeiten), Prävention spezifischer Störungen (z.B. Depression), netzwerkorientierte Interventionen, Gesundheitsförderung i.e.S. (z.B. Prävention von Herz-Kreislauf-Erkrankungen), Entwicklungsinterventionen (Kindheit und Alter, Lebensübergänge), organisationsbezogene Interventionen (z.B. Gesundheitsförderung im Betrieb, Schule, etc.), Organisationsentwicklung; Gemeinwesenarbeit unter gemeindepsychologischer Perspektive etc., Umgang mit Gewalt und Diskriminierung, Aufbau von Toleranz; Supervision in der Gemeindepsychologie etc.

Erwünscht sind empirisch orientierte Arbeiten aber auch systematisierende Übersichten und theoretisch fundierende Analysen und Berichte aus der Praxis. Die Herausgeber bekennen sich zu einer pluralistisch orientierten theoretischen und methodischen Position.

Bitte reichen Sie Ihren Beitrag in dreifacher Ausfertigung und abgespeichert auf einer Diskette (DOS- oder RTF-Version; am besten in WINWORD 97; ohne Trennungen; Grafiken extra im BMP- oder TIF-Format) bei einer der folgenden Kontaktadressen ein:

Prof. Dr. Jarg Bergold  
Freie Universität Berlin FB Erziehungswissenschaft, Psychologie und Sportwissenschaft (FB 12)  
Institut für Klinische Psychologie, Psychologische Diagnostik und Gemeindepsychologie  
Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin. Tel. 030-8 38-4988 u. 465 60 63  
E-Mail: bergold@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Bernd Röhrle  
Fachbereich Psychologie Philipps-Universität Marburg  
Gutenbergstr. 18 D- 35032 MARBURG  
Tel. (06421) 28-3620; Fax (06421) 28-8929  
E-Mail: roehrle@mailers.uni-marburg.de

Die Beiträge sollten möglichst noch nicht publiziert, oder wenigstens mit einem entsprechenden Copyright versehen sein. Sie können einen vorläufigen Charakter besitzen und als diskussionsanregende Materialien begriffen werden. Es gibt deswegen zukünftig die Rubrik „Zur Diskussion gestellt“. Überblicksarbeiten sollten 35 Seiten, Originalbeiträge 20 Seiten und Kurzberichte 6 Seiten nicht überschreiten (immer inklusive Tabellen, Abbildungen und Literatur; 26 Zeilen à 60 Zeichen pro Seite). Die Manuskripte sind formal nach den Richtlinien zur Manuskriptgestaltung anzufertigen, welche die Deutsche Gesellschaft für Psychologie 1987 im Hogrefe Verlag, Göttingen, veröffentlicht hat. Diese enthalten auch ethische Verpflichtungen und Originalitätserklärungen. Explizit erwünscht sind kurze Zusammenfassungen in deutsch und englisch mit Angabe von einigen wenigen zentralen Schlüsselwörtern.